



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

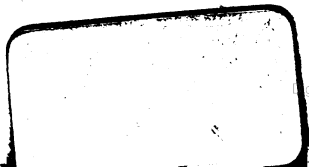
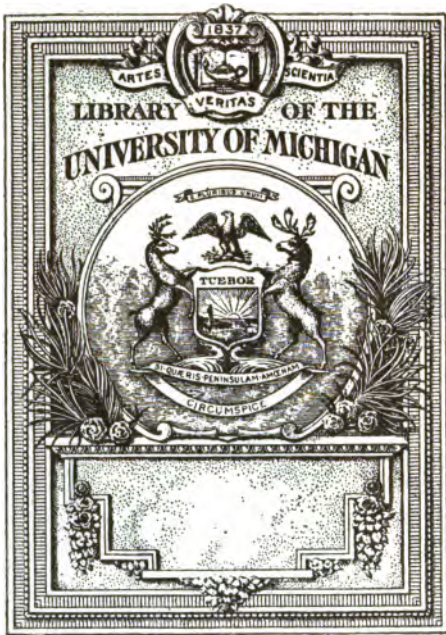
A 927,098

DIE FEURIGE WOLKE

ROMAN

VON HEINRICH LILIENFEIN





2
L

Die feurige Wolke

Die feurige Wolke

Roman

von

1879 —

Heinrich, Lilienfein

6.—10. Auflage



Stuttgart und Berlin 1920
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

**Alle Rechte,
insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten
für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright, 1919, by J. G. Lotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin**

February 21, 1923 E.M.

**Dem Andenken
meines glaubenstarken Vaters**

390807

So ging es ihm immer. Er hatte über eine Stunde an seinem Arbeitstisch gefessen, und kaum zwei oder drei Sätze waren ihm unter der Feder hervorgetrohen. Die frühe Dämmerung des Winternachmittags überfiel ihn in seinem zerstreuten Sinnen; er trat wie hilfesuchend ans Fenster, und dann kam es mit einem Mal still und groß und feierlich in seine Seele: da unten lag der Garten in tiefem Schnee; von zagem Licht umronnen blitzte der Frost auf den schwächtigen Zweiglein der Sträucher und an den knorrigten Ästen der Obstbäume; ein einziges, schimmerndes Feld dehnten die sch'afenden Äder sich höhenwärts, und droben stand der Wald, aufgereckt wie eine dunkle, ernste Mauer und mit dem Saum seiner Wipfel eintauchend in die klare und goldene Bläue des Abendhimmels. Es war wie ein Traum, und aus dem Traum formten sich die Gedanken und die Worte. Es war wie ein Blühen aus geheimnisvollem Grund und aus ahnungsvoller Weite. Und es gehörte ihm. Thomas wußte, daß er der Feder und des Papiers nicht mehr bedurfte, um es festzuhalten. Wenn er nachher unter seine kleine Gemeinde

trat, um ihr die frohe Botschaft des Weihnachtsabends zu verkündigen, würde er aus heißem Herzen und mit geflügelter Zunge alles sagen können, was er jetzt gedacht und empfunden hatte . . .

Er fühlte, daß jemand in die Stube getreten war. Daß jemand hinter ihm stand und die Augen fragend auf ihn richtete und doch nicht wagte, zu reden oder auch nur ihm leise die Hand auf die Schulter zu legen. Er fühlte es und verharrte doch in seiner stummen Regungslosigkeit und kostete dies wortlose Beieinandersein. Dann griff er sachte mit der Hand hinter sich und zog die Wartende an seine Seite.

„Ich störe dich,“ sagte sie gedämpft und mit einem Vorwurf gegen sich selber.

„Nein, Elisabeth,“ gab er kurz zurück. Er genoß noch immer die beredte Stille draußen und in sich.

„Du bist noch bei deiner Predigt.“ Sie wollte sich von ihm losmachen.

„Eben ist sie fertig, Kind.“ Er hielt sie nur fester. „Du hast ihr mit deinem Kommen geschenkt, was ihr noch abgegangen ist!“ Jetzt gab er ihren Augen einen warmen Blick, vor dem sie dankbar aufstrahlten. „Niedergeschrieben hab' ich in meinem sträflichen Leichtsinne wieder nur ein paar geschraubte Sätze, die ich nicht brauchen kann. Das andere ist so durchs Fenster gekommen —“

„Dann ist sie gut geworden!“ Ihre Stimme hatte jetzt den vollen, tiefen Klang, der sich wie lieblosend um ihn schmiegte. „Wollen wir unsern Gang machen? Eine halbe Stunde hätten wir grad noch!“

„Freilich wollen wir!“ — —

Es dauerte nicht lange, und sie traten aus dem Pfarrhaus. Es war Nacht geworden. Die Kirche drüben streckte den Turm mit der Schneehaube düster in die Höhe. Schwer lag der Schnee auf den Dächern und längs der Straße, auf der nur eine schmale Bahn freigeschaufelt war. Am Schulhaus drunten warf ein erstes Licht seinen Schein durchs Fenster. Nebenranbelferte des Bäckers Spizer, und von weither, vom Ententeich, waren dünne Subenstimmen zu hören.

Gleich hinter der Friedhofsmauer bogen die beiden in einen Feldweg ein, der, zwischen zwei Scheunen durch, langsam anstieg. Raun waren sie aus dem Schutz der Häuser, so pfiß der Wind bitterkalt über die Hochebene her. Lamparter zog den Arm der jungen Frau dicht in den seinen.

„Wollen wir nicht doch lieber umkehren?“ Er blieb besorgt stehen, als sie kaum einige Schritte auf dem gefrorenen Schnee getan hatten.

„Wo denkst du hin! Wir machen doch alles wie im vorigen Jahr. So ist's doch ausgemacht!“

„Du bist aber nicht ganz die gleiche wie vorige Weihnachten!“ Sein Blick ging behutsam über sie hin,

„Das Kleine, das ich bei mir hab', ist schon damit zufrieden — glaub mir!“ Sie lächelte vor sich hin und zog ihn mit sich fort.

„Na — dann!“ Auch er lächelte in sich hinein und gab sich drein. Tapfer stiegen sie den Hang hinauf, bald zwischen weiß bestäubten Büschen, bald im freien, blinkenden, schneeverstäubten Feld.

Nah und näher wuchs der Wald ihnen entgegen. Jetzt schob er sich wie eine schirmende Wand zwischen sie und den eisigen Wind. Und nun hatten sie ihn erreicht. Ein fernes Rauschen und Erklirren kam aus der Tiefe der Tannen, ein kühler, herbwürziger Hauch. Sie hielten an und lauschten einen Augenblick in die Schneise, die sich vor ihnen auftrat. Dann gingen sie am Rand des Waldes hin bis unter eine einzelne hohe Tanne, die selbstbewußt vor der Reihe der anderen stand. Von dort schauten sie nieder. Im Licht des klaren Winterhimmels, an dem Stern bei Stern auffunkelte, dehnte sich unter ihnen blendend weiß die Hochebene. Versteckt und zutraulich lehnte sich das Dorf Hohenriedlingen mit seinen kaum hundert Häusern und Höfen an den Fuß der Höhe, auf der sie hielten: die Scheiben, die jetzt eine um die andere

sich erhellten, zwinkerten wie gutmütige Augen unter der Last der Dächer vor. Zur Rechten und Linken begrenzten Wälder, so eisgrau und stumm wie der in ihrem Rücken, die Sicht in die Ferne. Weit draußen, wo der Rand des gestirnten Himmels und des Hochlands ineinanderschwammen, lag die Welt mit ihrer Friedlosigkeit. Unwillkürlich drängten sie sich enger aneinander und schlossen die Hände fester zusammen. Es war wirklich die Heilige Nacht, die vom Himmel hoch auf die festliche Erde sank, und festlich und warm wallten ihre Herzen auf, daß sie, dankbaren Kindern gleich, dieser Nacht entgegenjubelten: ihres ganzen Glücks waren sie sich bewußt, das nun seit über Jahresfrist in dem einsamen Höhendorf sich aufgeschlossen hatte und immer reicher sich erfüllte . . .

Eine Sternschnuppe löste sich vom Scheitel des Himmels und fiel gegen den äußersten Saum der Erde. Sie zuckten zusammen im Angesicht des niederschließenden Feuers.

„Soll uns die noch mehr Glück bedeuten?“ kam es nach einer Weile leise von Elisabeths Lippen.

„Oder erinnert sie uns, daß weit, weit da drüben der Krieg und das Blutvergießen ist, während wir hier unseres Glücks froh sind?“ Ein Schatten huschte über Thomas Lamparters Gesicht, und ein leichtes Beben war in seiner Stimme.

„Dann wollen wir nur um so dankbarer sein!“ Sie legte ihren Arm um seinen Nacken. Das Tuch, das ihren Kopf einhüllte, fiel von der Stirn zurück, und ihre Augen drangen mit hingebendem Leuchten in die seinen. „Ich, daß ich dich haben darf — hier, bei mir. Und du —“

„Ich, daß du mein bist!“ sagte er einfach und wieder mit dem gewohnten, freudigen Klang, und schloß ihr den Mund mit seinen Lippen . . .

Als sie sich wieder umsahen, schimmerte es von Licht auch aus den Fenstern der Kirche drunten, und fast gleichzeitig rührte sich mit dunklem, schwebendem Klang die große Glocke im Turm, und die kleinere, helle schmolz lockend darein.

„Sie läuten die Christnacht ein. Ich muß hinunter. 's ist hohe Zeit!“

Mit schnellen Schritten gingen sie am Wald zurück, bis wieder an den Feldweg, und eilten bergunter. Es kam etwas Übermütiges in ihr Laufen, wie sie so, Hand in Hand, über den Schnee hinunterstrebten — sie, der Vorsicht fast vergessend, mit leichten Mädchentritten, er ohne Rücksicht auf den rechten Fuß, der von einem Sturz in den Knabenjahren eine unmerkliche Steifheit behalten hatte. Erst als sie schon nahe ans Dorf herangekommen waren, fing Thomas an, sich und sie auszuschelten,

während er die Schritte verlangsamte und sie zwang, das gleiche zu tun.

„Wir sind doch unverbesserliche Rindsköpfe, weißt du! Und die gewissenlosesten Eltern, die man sich denken kann! Von dir will ich noch garnicht reden. Aber bei mir mit meinen achtundzwanzig Jahren könnt' doch endlich der Verstand sich anmelden!“

„So verständig wie andere Leute werden wir wohl nie!“ meinte Elsbeth, nun selber erschrocken und ein wenig kleinlaut. „Es wär' aber auch schade!“ setzte sie gleich wieder munter dazu. „'s ist doch bloß, weil wir so glücklich sind!“

Sie gingen aber jetzt bedächtiger. Auch die Hohenriedlinger durften ihre Pfarrersleute in keinem Fall so ungebührlich dahersagen sehen.

Als sie die Straße erreichten, setzte es auf der Kirche zum zweiten Läuten ein. Die alten Weiblein waren schon unterwegs mit ihren großen Gesangbüchern, und da und dort traten auch Jüngere aus den Türen. Unter dem Turm trennten sie sich: Elsbeth wollte noch einmal ins Pfarrhaus hinüberschlüpfen, und Lamparter wandte sich über den Friedhof nach der Sakristei, wo ihn schon der Mesner, der große Schweiger Schmidt-Christian, vorwurfsvollen Blicks mit dem Talar erwartete. —

Das Gotteshaus in Hohenriedlingen war ein betagtes Bauwerk, zu dessen Schmutz die Kunst

weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart ein Nennenswertes beigetragen hatte. Doch jetzt, wo die zwei schlanken Tannen mit den paar brennenden Kerzlein vor dem Altar standen und, nach dem letzten Glockenruf, droben von der baufälligen Empore die Orgel ihr Hosanna jauchzte und die alten, zitterigen und die jungen, hellen Stimmen das „Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr englischen Chöre“ anhuben, erfüllte eine Weihe und Feierlichkeit den kahlen Raum, die alle Dürftigkeit vergessen ließ.

Auch Thomas Lamparter empfand es so, als er beim zweiten Vers des ehrwürdigen Tersteegenlieds über die Schwelle und vor den Altar trat. Es war ein Wagnis gewesen, als er vor einem Jahr, kaum in der Gemeinde heimisch, die Neuerung dieses Heiligabend-Gottesdienstes eingeführt hatte. Aber die damals mit mißtrauischer Neugier gekommen waren, heute waren sie wieder da und andere dazu. Während seine innerlich-lebendigen, dunklen Augen, nach kurzem Gesenktsein, über die Singenden hingingen, sah er hinter den verknitterten Gesichtern und Häubchen der alten Frauen und über den Schöpfen der Buben und Böpfen der Mädchen dort und da einen besinnlichen, grauhaarigen Männerkopf. Und als er, am gewohnten Platz unter der Kanzel, noch Elsbeth entdeckt hatte, die mit dem pausbäckigen Gretle, der Pfarrmagd, sich

übers gemeinsame Gesangbuch beugte, da wurde ihm so leicht und hoch zumut, daß er in den dritten Vers frisch mit einstimmte:

„Sehet dies Wunder, wie tief sich der Höchste hier
beuget!

Sehet die Liebe, die ganz sich als Liebe nun zeigt:
Sie wird ein Kind,
Träget und hebet die Sünd',
Alles anbetet und schweiget.“

Nachdem der Gesang verstummt und Stille eingetreten war, las er das alte, rührend-einfältige Weihnachtsevangelium: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.“ Die Schlichtheit der Worte sprach so innig zu ihm selber, daß er meinte, er läse sie zum ersten Mal. Wie er an die Stelle kam, wo der Engel des Herrn zu den Hirten trat, und zur Verkündigung: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist,“ da wollte die Bewegung ihm die sonst so klare Stimme überwältigen, sodaß das Heilige, Unfaßbare beinahe atemlos über seine Lippen sich drängte: „Denn euch ist heute der Heiland geboren“ . . . Dann, als der Text verlesen war und die Gemütsspannung der ländlichen Zuhörerschaft in einem Räuspern und Husten, einem Kopfrücken und Scharren sich hatte Luft machen müssen, kam die Gewalt des

Wortes über ihn, wie es ihm in der Dämmerung des Nachmittags am Fenster in seiner Studierstube sich offenbart hatte. Von der Erde sprach er, die draußen in Eis und Schnee gestorben und erstarrt lag; von den Menschenherzen, die gleich ihr unter der Last des Leides und der Sünde und der Lieblosigkeit versunken und begraben waren; von der Welt, die unter Blut und Tränen ihr schönes Antlitz verbarg und verlor. Und in all diese Winterstarre und Herzverschlossenheit und Weltverlorenheit, da klang plötzlich mit Engelsestimmen die süße, erlösende Botschaft: „Freuet euch . . . denn euch ist heute der Heiland geboren!“ — Ohne Prunk der Rede, ohne Rätsel und Spiele der Gedanken gab er sich ganz und leidenschaftlich seinem lauterem, kindhaft sicheren Glauben an diese Botschaft hin und weckte damit die gläubige Hingabe der Großen und Kleinen, die ihm lauschten. Mit den Hirten auf dem Felde, mit ihm selber machten sie sich auf zur Krippe in Bethlehems Stall und zur Anbetung des Kindes, das allen zur Liebe geboren war und um seiner Liebe willen sterben sollte für alle . . .

Ein kurzes Gebet. Von neuem scholl es durch die kleine Kirche und hinaus in die winterliche Christnacht: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit: es kommt der Herr der Herrlichkeit.“ Beim brausenden Nachhall der Orgel ging die Gemeinde auseinander, und Lamparter trat,

nicht ohne noch einem grüßenden Blick Elsbeths begegnet zu sein, zurück in die Sakristei. Mit Hilfe von Schmidt-Christian, dessen Schweigen jetzt wohlwollende Anerkennung ausdrückte, entledigte er sich seines Salars und wartete auf den Schullehrer. Wie im vergangenen Jahr sollte sich heuer der Weihnachtsandacht die Bescherung für die Armen und Alleinstehenden und für die Kinder der Sonntagsschule im Schulhaus anschließen; nur daß Elsbeth, der er Schöpfung auferlegt hatte, ihn nicht begleitete.

Der Lehrer ließ nur so lange auf sich warten, als er brauchte, um seine Orgel zu verlassen und durch die jetzt schweigsame Kirche heranzuschlurfen. „Blas dir in deinem gottseligen Eifer nicht vollends die Lung' aus dem Leib, Schmidt-Christian!“ ließ er sich im Vorbeigehen zu dem Mesner vernehmen, der dabei war, die Kerzen an den Bäumen vor dem Altar auszupusten. Danach schob er seinen langen und dünnen Körper in die Sakristei herein und grüßte den Pfarrer mit einem lässigen Kopfnicken, das nicht nur wegen der Höhe, aus der es kam, beinahe herablassend anmutete. Die spitzigen, hellgrauen Augen blinkten mit leisem Spott unter den unordentlich vorfallenden, grauen Haaren her, und die eine Hand kraute in dem fadenscheinigen Rinnsbart, während die andere den Hut zu den eingeknickten Knien hinschwenkte.

Lamparter streckte ihm seine Hand freundlich entgegen. „Sie haben wieder schön gespielt, Herr Plieninger. Ich dank' Ihnen!“

„Die Musik ist alleweil frömmere dabei wie ich und hat allein 's Verdienst davon!“ Er legte zögernd die Finger in die dargebotene Hand. „Ihnen tut's ja auch das alte dumme Märlein jedesmal wieder so an, daß man schier warm werden könnt'!“

Thomas rechte wie abwehrend die nicht eben große, feingliedrige Gestalt, und ein mißbilligendes Zucken ging über die offenen Züge. „Was mich angeht, mir ist das ‚alte dumme Märlein‘ immer wieder lieb und neu, und ich schäm' mich gar nicht drüber!“

Der Schullehrer wiegte den Kopf zwischen den Schultern und ließ einen eigentümlichen Laut hören, der ebensogut ein Pfeifen wie ein verhaltenes Lachen sein konnte. „Sie machen sich's ja auch leicht, Herr Pfarrer, oder — nichts für ungut! — Ihnen wird's leicht. Daß derweil der grundgütige Herrgott die Menschen da draußen einander totschlagen läßt — wen sichts groß an? Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr englischen Ehre!“ Jetzt war es ein unzweideutiges, scharfes Richern, das den ganzen Oberleib des langen Mannes schüttelte, während seine Augen sich zuschlossen.

„Plieninger!“ Lamparter tat seiner Stimme

Zwang an, um seine Erregung nicht Herr werden zu lassen. „Sie kommen sich mächtig gescheit vor mit ihrer spöttischen Zunge. Ob grad' die Stunde die richtige ist und der Ort der beste, um mit Gott zu rechten, lass' ich dahingestellt. Eins ist aber gewiß: Sie wissen so wenig wie ich, was sein Wille ist und was er mit diesem Krieg vorhat . . .“

„Ich dächt' bloß, wenn die Liebe sein Wille wär', könnt' nicht zugleich das Menschenmorden sein Wille sein!“

„So denken Sie!“ sagte Thomas, nun schon wieder ganz ruhig. „Doch Ihre Gedanken sind nicht seine Gedanken, und seine Vernunft läßt sich mit unserm Vernünftlein nicht ausmessen. — Aber wir wollen gehen! Und wir wollen uns doch den Weihnachtsabend nicht mit Streiten verderben, gelt?“ Er sprach mit jener gewinnenden Herzlichkeit, der selten einer widerstand, und nickte dem Schullehrer versöhnlich zu. Nach einem kurzen Blick in die Kirche, wo der Schmidt-Christian sich noch zu schaffen machte, ging er schnell voran und aus der Sakristei.

Plieninger folgte ihm. Er ließ fürs erste nichts mehr hören als das dünne Pfeifen, das für ein leises Lachen gelten konnte.

Die Kälte war noch grimmiger geworden. Der Mond, der über der Hochebene aufgegangen war, füllte den Gottesacker, den sie durchschreiten

mußten, mit seinem weißen Licht, in das die schneevermummten Kreuze und Sträucher seltsame Schatten warfen. Das Gespräch in der Sakristei hatte in Lamparters Seele ein Unbehagen zurückgelassen, das nicht in die volle und reine Feierstimmung sich fügte, wie sie droben am Wald und drin in der Kirche in ihm geschwungen hatte. Warum hatte er den Schulmeister, der sich nun einmal gern auf den selbstgefälligen Freigeist hinausspielte, nicht ohne jedes Widerwort gelassen? Aber war es nicht seines Amtes, ihn zurückzuweisen? War er nicht so schon duldsam genug gegen ihn? Doch das war es eigentlich garnicht. Er war überrumpelt worden; er hatte den neunmal klugen Mann, dem es doch schließlich nur aufs Besserwissen ankam, nicht so widerlegt, wie er hätte sollen. Die Unzufriedenheit darüber war es, die sich wie ein Fremdes, Beunruhigendes in den Frieden seines Herzens drängen wollte. Um es los zu werden, knüpfte er, noch ehe sie über die Straße und ins Schulhaus traten, mit Plieninger eine neue Unterhaltung an. Er erinnerte sich, daß des Schullehrers einziger Sohn — Balthasar Plieninger war seit langem verwitwet, und der „Frikle“ war sein ein und alles — seit vorigem Sommer auch im Feld war. Teilnehmend fragte er nach dem Jungen, der vom Seminar weg, obwohl er ein schwächlicher, schwindfüchtlicher Mensch war,

hatte einrücken müssen . . . Plieninger ließ es bei einer einsilbigen Antwort.

Im Schulhaus fand Thomas schnell die rechte Stimmung wieder. Schon das frohe Gedränge im Flur half ihm dazu. Im großen Klassenzimmer hatte Elsbeth am Nachmittag den Sabentisch gerichtet und den Baum geschmückt. Fräulein Hildegard, die Hilfslehrerin, ein ältliches, überbescheidenes, immer heiteres Geschöpf, das jeder nur beim Vornamen nannte, war ihr dabei an die Hand gegangen und lenkte jetzt, oft nur mit einem bittenden Blick, die ungebärdige Schar der Kleinen und das ungelent-verlegene Häuflein der Großen. Noch hinter geschlossener Tür stimmte Plieninger am Harmonium das „Fröhlich soll mein Herze springen“ an, und unter Gesang schob sich Jung und Alt ins Zimmer hinein, wo Lamparter nach einigen weihnächtlichen Worten mit Fräulein Hildegard die anspruchslosen Geschenke verteilte. Sogar Raffee und Backwerk stand bereit. Während Fräulein Hildegard, von etlichen fünfzig verlangenden Kinderärmchen umrudert, die Tassen auszuteilen begann, machte sich Thomas fast ungesehen aus der Tür.

Das Tagwerk für die anderen war getan. Es trieb ihn heim. Das Beste stand ja noch aus: der eigene Weihnachtsabend mit Elsbeth. Im Geschwindschritt erreichte er das nahe Haus.

Als er die Schuhe abstieß, lächelte er über seinen eigenen Eifer. Raum war er im Flur, so streckte das Gretle seinen Kopf mit den dicken, glattgeklebten Haaren hochrot aus der Küche, lief mit der ihm eigentümlichen Lautheit, die zu dämpfen nimmermehr gelang, querüber zur Kaminertür, klopfte Sturm und rief dazu so hell: „Der Herr Pfarrer! Der Herr Pfarrer!“, als müßte man's bis ans andere Ende der Welt hören.

„Er soll nur brav warten!“ kam es ruhig von drinnen.

Während das Gretle triumphierend wiederholte, „der Herr Pfarrer müßt' halt noch warten“, und in die Küche zurückpolterte, aus der inzwischen ein erwedlicher Bratenduft sich herausgestohlen hatte, tat Thomas Hut und Mantel ab. Er rieb sich die Hände. Er zeigte alle Zeichen von Ungeduld, und gerade diese Ungeduld hätte er am wenigsten missen mögen. Dies Wartemüssen und Ausgesperrtsein gehörte dazu und spannte die erinnerungsfrohe Brücke von der Kinderzeit in die Gegenwart.

Eben als es ihm doch zu lang werden wollte und er vorlaut mahnend selber an die Tür pochte — da klingelte es mit feinem, silbernem Schall, und die Tür ging auf und zwei Arme zogen ihn herein. In der Eßstube war der Tisch schon einladend gedeckt und mit Tannen-

zweigen geziert. Doch da gab's keinen Aufenthalt. Er wurde gleich in die gute Stube geschoben, wo der Christbaum aufglänzte. Er sah die Lichter und die Äpfel und Nüsse und die silbernen Flitter und unter den Zweigen Stall und Krippe mit den bunten, frommen Figürchen, und unweit davon den Tisch, der für ihn aufgebaut war — sah alles und sah doch nur Elisabeth, in deren Augen die ganze Christtagsfeligkeit sich widerspönte. Ein unsagbarer, zarter Schein von Mütterlichkeit war um sie, wie sie so da stand, den Kopf wie gebeugt unter dem schweren, blonden Haartranz, die Hände über dem gesegneten Schoß lose gefaltet, ganz Stolz und ganz Hingebung in einem. Er folgte nur einer unwillkürlichen, tiefen Regung, als er sich über ihre Hände neigte und sie küßte. Fast erschrocken zog sie seinen Kopf zu sich empor und strich ihm mit versonnener Liebkosung über die Stirn. Dann gingen sie Hand in Hand an den Tisch, auf dem sie ihm bescherte. Da war ein Bild von Steinhausen, das er sich längst für die Studierstube wünschte; Stifters „Studien“ lagen neben Gottfried Kellers „Sinngedicht“; ein Tabakasten, von Elisabeth geschnitzt, bei einem Paar besonders dicker Handschuhe für die Seel-sorgegänge. Als er alles dankbar bewundert hatte, trug er vom benachbarten Gastzimmer die dort verwahrten Geschenke für sie herein. Das

Hauptstück war ein neues Notenpult; Knittelreime aus eigener Werkstatt forderten dringlich auf, über Windeln und Kinderjäckchen die Geige nicht zu vergessen, und Rudolf Schäfers „Frau Musica“ lud mit ihren köstlichen Holzschnitten erst recht dazu ein. Ausgelassen wie das jüngste Volk neckten sie sich, nahmen immer wieder Besitz von ihren Gaben und standen dazwischen still, Arm in Arm aneinander gelehnt und versunken in ihr Glück.

Endlich wurde Gretle gerufen. Sie erschien, die Hände unter dem Schurz, in der Tür und traute sich nicht herein. Mit sanfter Gewalt mußte sie genötigt werden. Sie riß die runden Augen auf, daß es einem angst werden konnte, und als ihr Elsbeth das Ihrige zuteilte, brachte sie den Mund nicht mehr zusammen. „Nein, so was!“ stammelte sie. „Meinetwegen hätten sich 's Herr Pfarrers net so in Unkosten stürzen dürfen! Währle net!“ Nach wiederholtem „Ich dank halt schön!“ und „Nein, so was!“ mußte sie mit der gleichen sanften Gewalt wieder hinausbefördert werden, denn es war Essenszeit.

Im Wettstreit bliesen Thomas und Elsbeth die Kerzen am Baum aus. Die höchste und letzte mit vereinigten Kräften. Noch stritten sie sich lachend, wer sie ausgeblasen habe, als laut und schrill die Schelle an der Haustür ging. Verdutzt sahen sie sich an. Um diese Stunde und

am heutigen Abend war das eine ungewöhnliche Störung.

Obwohl das Gretle schon vernehmlich unterwegs war und nach einem grellen „Wer ist draußen?“ den Riegel zurückschob, ging Lamparter selber hinaus, um nach dem Rechten zu sehen.

Elsbeth war ihm nur bis in die Eßstube gefolgt. Gelassen überprüfte sie noch einmal die Zurüstung für den Abendtisch. Ein bestürzter Ausruf im Flur machte auch sie aufhorchen. Sie wandte sich nach der Tür.

Thomas trat wieder herein. So sehr er sich bemühte, keine Unruhe merken zu lassen, Elsbeth las deutlich in seinem vertrauten Gesicht: seine Mundwinkel zuckten unter dem schmalen Schnurrbart, und die Stirn, die sonst so hell unter dem schlichten, braunen Haar lag, war wider Willen geträufelt.

„Was ist's?“ fragte sie mit ihrer klaren Ruhe, die sie nicht leicht verließ.

„Es ist ein unerwarteter Besuch, Elsbeth.“ Er wollte es so schonend wie möglich anstellen und war sich gleich bewußt, er würde es ungeschickt machen. „Du darfst dich nicht erschrecken... Agnes ist noch aus der Stadt heraufgekommen...“

„Agnes? So spät noch und... So laß sie doch herein!“ Elsbeths Wangen, die ohnedem

nicht zu blühender Röthe neigten, waren noch um einen Ton bleicher geworden, aber sie schritt entschlossen zur Thür.

Bittend stellte er sich ihr in den Weg. „Ich möchte sie erst mit mir hinaufnehmen in mein Zimmer. Sie ist — aufgeregte . . . Aber mach dir ja keine falschen Gedanken! Es betrifft nicht deine Eltern. Auch deinen Bruder nicht. Bitte —“

Sie schob ihn sanft, aber bestimmt zur Seite. „Sorg dich nicht um mich! Mir geschieht nichts.“ Sie hatte die Thür aufgemacht. „Agnes!“

Bewegungslos, noch in Hut und Mantel, wie sie gekommen war, stand ihre Schwester draußen — das Antlitz bis in die Lippen von starrer Blässe, starr auch die Augen, brennend und blicklos.

Elsbeth nahm sie bei den Händen, zog sie in die Stube.

Ohne eigenen Willen ließ sie sich aus Mantel und Hut helfen.

Immer schweigend, nur die Augen voll dringenden Mitleids auf die Jüngere gerichtet, legte Elsbeth ihr den Arm um die Schultern. Da erst lief es durch den versteiften Körper — ein Zucken, ein Bäumen, ein krampfartiges Schluchzen. Sie warf sich um Elsbeths Hals. Nur allmählich war ein Wort zu verstehen, das sie mühsam herauswürgte: „Paul! Paul!“

Lamparter stand ratlos daneben. So nah

ihn das fassungslose Leid der Schwägerin berührte, — die Sorge um Elsbeth, der er wegen ihres Zustands jede starke Gemütserschütterung fernzuhalten wünschte, beherrschte alle übrigen.

Elsbeth aber war nur selbstvergeffene Teilnahme und Hilfsbereitschaft. Sie wußte, welche verzehrende Leidenschaftlichkeit in der kleinen, beinahe schwächlich aussehenden Schwester war und wie sie an ihrem Bräutigam, einem jungen, begabten Musiker hing. Sie hatte längst erraten, wie es stand, aber sie meisterte das eigene Empfinden mit ganzer Kraft. „Was ist's mit Paul? Sprich dich aus! Bitte, sprich dich aus, Agnes!“

„Ernst — sein Bruder — der Amtmann — hat telegraphiert. Paul —“ Plötzlich, gewaltsam riß Agnes sich los. „Gefallen ist er! Tot!“ Sie schrie es mit gellender Hestigkeit hinaus. „Gemordet! Da draußen — in dem sinnlosen Krieg — dem verfluchten — dem —“

Thomas trat beschwichtigend dazwischen. „Agnes, du mußt dich mäßigen. Du —“

„Ja ihr! Ihr seid ja gesund! Ihr seid ja daheim! Ihr seid ja glücklich!“ Ihre heißen Augen irrten durch den behaglichen, stillen Raum, und ihre Stimme steigerte sich noch, ihre Glieder bebten in Auflehnung: „Er liegt irgend-

wo in der eisigen Erde — stumm, blutig, zer-
rissen! Und wofür? Für einen Wahnsinn! Für
ein Verbrechen! Für —“

„So darfst du nicht fortreden, Agnes.“ Ob-
wohl ihn Elsbeth mit Blick und bittender Ge-
bärde abzuhalten suchte, litt es Thomas nicht,
diese maßlose, gottverletzende Sprache anzuhören.
„So Grausames geschehen ist — und
wir fühlen es mit dir, das weißt du — und so
hart es dich trifft — —“

„So muß ich doch, wie die Mutter, die Hände
ineinanderlegen“, unterbrach sie ihn ungestüm
und die Fäuste gegen sich pressend, „und mich
noch bedanken: ‚Der Herr hat’s gegeben, der
Herr hat’s genommen‘ — oder mir Phrasen
vorfagen, wie der Vater, von Heldentod und
Vaterland und Pflichttreue! Weil ich das nicht
hab’ aushalten können, bin ich ja durch Schnee
und Nacht stundenweit zu euch hergelaufen.
Um Menschen zu finden, die wie Menschen
mit einem fühlen! Und jetzt fängst du an, wo
sie aufgehört haben!“ Der Atem verschlug ihr
den Ton; sie konnte nur noch flüstern, in äußerster
Überreizung: „Wenn das Gottes Weisheit ist,
daß er einem die Liebsten totschlagen läßt, dank’
ich dafür!“

Unwillig, entsetzt warf Lamparter den Kopf
auf. Aber ehe er erwidern konnte, legte sich
Elsbeth mit ihrer ruhigen Entschiedenheit ins

Mittel. „Wir wollens später ausreden, Thomas, und am besten zuerst unter uns Frauensleuten!“

Zum Glück klopfte jetzt auch wieder Gretles kräftige Hand an die Thür. Elsbeth begriff gleich, daß das soviel heißen wollte als: habt ein Einsehen mit meinem Braten! und lud zum Niedersitzen ein, wenn auch niemandes Sinn nach dem Essen stand.

Recht anders hatten sich Thomas und Elsbeth noch vor einer Viertelstunde ihre Weihnachtsmahlzeit gedacht. Nun verlief sie gar stumm und ungesellig. Agnes lehnte, wie es nicht anders zu erwarten war, Speise und Trank ab und stierte trostlos vor sich hin. Aber auch Pfarrer und Pfarrfrau waren mit ihren Gedanken weitab. Elsbeth dachte an den unglücklichen Paul Graf, der, ein echter Künstler, seinerzeit nur mit halbem Herzen Soldat geworden und unlustig ins Feld gezogen war. Thomas empfand mit beinahe bitterer Wehmut den Riß, der so jäh in die gleichgestimmte Fröhlichkeit dieses Christabends eingedrungen war. Den persönlichen Groll gegen die Schwägerin hatte er schon wieder verwunden. Als Gretle mit einem Geräusch, das um so bedeutender war, je mehr es unterdrückt werden wollte, die Schüsseln abgetragen hatte, war es nur natürlich, daß er die beiden Schwestern sich selbst über-

ließ. Agnes mußte zum mindesten für die heutige Nacht im Pfarrhaus bleiben; Elsbeth, das wußte er, verstand sie am ehesten von der rechten Seite zu nehmen und ihr den herbsten Schmerz zu erleichtern. So ging er denn unauffällig ins anstoßende Weihnachtszimmer und stieg dann hinauf in seine Studierstube.

Sie war, wie er sie in der Dämmerung vor dem Gang mit Elsbeth verlassen hatte. Er wollte die Lampe anstecken und ließ es doch wieder: am Ende war's ihm fürs erste am wohlsten in der halben Helle, die das Mondlicht in der Stube schuf — zwischen den tiefdunklen Schatten und dem weißen Schein. Er setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Vor den Fenstern lag die schimmernde Einsamkeit der Winternacht. Doch er war zu sehr in sich beschäftigt, um danach auszuschaun. Das Bild der aufgeregten, von Weh zerrissenen Schwägerin ließ ihn nicht los. Ihre schrillen, wild klagenden Worte waren gleich Steinen in den friedsamem Spiegel seiner Seele gefallen, den sie nicht trüben konnten, aber doch in Kreisen bewegten. Seltsam klangen diese Worte mit den spöttischen Reden des Schullehrers, des Balthasar Plieringer, zusammen. Nichts konnte Thomas Lamparter in seinem kindlichen Glauben an die Vatergüte Gottes irremachen. Er fühlte Gottes Liebe eins mit der, die in seinem eigenen Herzen schlug

und es heute heiliger denn je durchströmt hatte. Aber der Krieg — ja, das war es! Die grause, unerbittliche Wirklichkeit des Krieges, der dort, wo die Sternschnuppe hinstürzte, in der weiten Ferne wütete und hier wie dort die Menschen in Schmerzen zerriß, war ihm zu nahe gekommen. Gewiß war auch im Krieg wie im mächtigen, aufreißerischen Naturschauspiel Gott in all seiner Erhabenheit. Aber Thomas' Seele zog sich davor zurück — erschrocken, verschüchtert. Er suchte bei sich den warmen, freudigen Frieden, der ihn am Nachmittag und am Abend umfangen hatte, rückte das Unheimliche, Übergewaltige, das nicht seines Wesens war, in die Ferne, aus der es gekommen war, und ruhte nicht, bis es wieder in ihm blühte und sang: „Freuet euch — denn euch ist heute der Heiland geboren!“



Das klare Frostwetter, das auf der Hochebene das alte Jahr beschloß, hielt im neuen Jahr tapfer an. Über Mittag schlug sich immer die Sonne durch, wenn ihr's nicht schon am Morgen gelang, und hielt auch wacker stand bis über den Waldbrand. Aber dann goß sie im Verflinken eine so blutige Röte um sich, daß der Himmel überflammt war bis beinahe wieder gegen Aufgang. Die Buben, die auf dem Hohenriedlinger Ententeich ihre „Schleifeze“ hatten, und

gar die, die auf einem ungefügigen Holzbock jeden Feldweg herunterschlittelten, warfen die Rappen in die Höhe: „Morgen wird's wieder kalt! Alleweil kälter!“ Die Bauern, die auf ein Atemholen an den Zaun traten, krauten sich den Kopf: „Der Krieg nimmt kein End! Auch heuer net!“ murmelten sie. Und wußten nicht, wie Recht sie behalten sollten.

Im Pfarrhaus war Agnes nicht nur über das Christfest geblieben. Elsbeth wollte die Schwester nicht eher ziehen lassen, als bis sie ihr über den härtesten Kummer weggeholfen hätte, und das stellte sich bei deren Natur als ein langwieriges Stück Arbeit heraus. Thomas hatte mehr als ein Bedenken. Das Leben zu zweien, das sie gewohnt waren, sah er empfindlich gestört. Doch darein sich zu schicken, war nur Christenpflicht. Die mehr als selbstlose Art aber, mit der Elsbeth sich der Schwester widmete, wollte ihm für die angehende Mutter nicht immer das Rechte scheinen.

„Du mutest dir zuviel zu, Elsbeth,“ meinte er mehr als einmal. „Du verschwendest dich und brauchst doch alle Kraft für das Kommende!“

„Vergiß nicht: ich hab' an Agnes auch eine Hilfe im Haus!“ wandte sie ein.

„Davon seh' ich bisher nicht allzuviel. Sie gräbt sich nur immer tiefer in ihr Leid hinein. Und wenn du sie am Abend glücklich spannwelt

herausgezogen hast, ist sie am Morgen wieder ellentief drin!“

„Was Ihr Männer doch ungeduldig seid!“ gab sie lachend zurück. „Ich tu' schon nicht mehr, als ich muß. Und wie soll denn das Kleine zu kurz kommen, wenn's mit anhört, daß seine Mutter zum Guten redet? Verschwenden — das gibt's doch da garnicht! Je mehr man gibt, desto mehr wächst einem zu, das glaub mir!“

Und er mußte ihr's glauben, wenn er ihr in die lautereren, zuversichtlichen Augen sah. Und wenn er sie ein andermal unbemerkt beobachtete, wie sie, als wäre sie von einem Traum überrascht worden, da stand und mit leisem Lächeln in sich hineinstaute, — da trat auch die Sorge um sie zurück . . .

Mit dem Erscheinungsfest war der Reigen der Festtage mit seinen vielen gottesdienstlichen Anforderungen vorläufig zu Ende; aber nun machte die Seelsorge an Lamparter verdoppelten Anspruch. Er nahm es nicht leicht mit dieser verantwortungsvollen Aufgabe. Aber es wurde ihm auch oft nicht leicht. Zwar der Umgang mit den Bauersleuten wurde ihm, einfach und herzlich wie seine Natur war, nicht sauer. Nur — war es nun seine Jugend, war es Anlage? — er hatte das tiefe Bedürfnis, die Menschen und die Dinge in einem höheren, verklärten Licht zu sehen. Was er sah, wenn er

bei seinen Hohenriedlingern eintrat — Sorge und Armut, Berwürfnis, Krankheit und Tod —, war ihm fast immer im ersten Anschauen zu wirklich und nüchtern, tat ihm an Augen und Seele weh. Er brauchte eine Zeit, bis er es sich zurechtgelegt, seinem Schauen eingepaßt hatte, und war das geschehen, dann dünkte es ihn oft, seine Gemeindefinder verstünden nun wieder ihn nicht so, wie er es wünschte und mit ganzer Sehnsucht anstrebte. Er gab darum nicht nach. Er schalt seine Bequemlichkeit, suchte sie zu überwinden und schenkte sich erst recht keinen noch so unerfreulichen Gang.

Freigeister wie den Lehrer Plieninger gab es sonst im Dorf so gut wie keine. Mit Kriegsausbruch hatte die frische Welle gläubigen Gottvertrauens, die über Stadt und Land ging, auch vor Hohenriedlingen nicht Halt gemacht. Sie war in der ersten Zeit von Lamparters Wirken noch spürbar gewesen. Jetzt wo der Krieg immer weiter wuchs, immer mehr Lücken riß und Opfer heischte, rührte sich das einheimische Sinnieren und Spintisieren auf mannigfaltige Weise, bedrängte die Herzen und wirrte die Köpfe.

Eines von Lamparters Sorgenkindern war der Reinhard Ortlieb, der „Luisenhofbauer“, wie er im Dorf allgemein hieß. An einem Sonntag, schon in der zweiten Hälfte des Januar, kam die Bäuerin nach der Kirche zu ihm. Sie

war eine gedrückte, freudlose Frau und trug vergrämt die Bitte vor, der Herr Pfarrer möge recht bald einmal wieder auf dem Hof vorsprechen: der Bauer habe wieder seine „Anfechtungen“, und sie wisse mit ihm nicht mehr aus noch ein. Thomas sagte seinen Besuch gleich für den andern Tag zu. Und am Montagvormittag machte er sich wie versprochen auf den Weg.

Der Luisehof lag am nördlichen Ausgang des Dorfes, vielleicht dreihundert Schritte vom letzten Haus entfernt. Von der Landstraße führte ein mit Obstbäumen bestandener Weg auf das stattliche Anwesen zu, und als Thomas dorthin einbog und ihm das behäbige Wohnhaus mit seinen Ställen und Scheuern, weithin umgeben von eigenen Äckern und Wiesen, sauber und scheibenblank in der weißen Wintersonne nähertrat, tat es zugleich in seinen Gedanken das widrige Schicksal des Hofbauern, sein rechtes Hiobschicksal. Bis kurz vor dem Krieg war auf dem Luisehof eitel Behagen und Zufriedenheit gewesen — ja „dem Ortlieb sein Glück“ war ordentlich zum Sprichwort geworden. Und dann hatte Unheil angehoben, war Schlag auf Schlag niedergegangen. Die einzige Tochter, an einen wohlhabenden Handwerksmeister in der Oberamtsstadt verheiratet, war über Nacht von vier kleinen Kindern weggestorben. Der

älteste Sohn, dem Lust und Geschick zum Landwirt fehlten, hatte sich als Bauunternehmer im Unterland ansässig gemacht, war in Schulden geraten und, zu stolz um den Vater um Hilfe anzugehen, übers Wasser gegangen. Die beiden Jüngeren mußten ins Feld: von ihnen war der eine, der Notariatschreiber, vor kaum einem Jahr in Rußland gefallen; der dritte und letzte, der den Hof übernehmen und als nunmehr einziger hinter der Front verwendet werden sollte, wurde, ehe es so weit war, schwer verwundet und lag — es mochte zehn Wochen her sein — als Krüppel im Lazarett. Das war für den aufrechten, geradsinnigen Luisenhofbauer zuviel gewesen. Seither häuften sich bei dem strenggläubigen Mann die „Anfechtungen“, die ihn für Tage und Wochen in stumpfes Brüten und mitunter in wildes, seinem früheren Wesen ganz unähnliches Toben versetzten.

Im Hof spielte eines von den Entelkindern aus der Stadt, das die Bäuerin hatte zu sich nehmen müssen. Es lief, als es den Pfarrer herankommen sah, zur Großmutter, und die kam dann auch Lamparter schon an der Haustür entgegen und dankte ihm für sein Kommen.

„'s ist halt diesmal gar so schlimm mit ihm!“ Die Tränen traten ihr in die Augen, während sie ihn führte. „Seit vorgestern sitzt er und stiert vor sich hin und weigert das Essen und verführt

grausliche Reden und sagt, er muß mit dem Bösen ringen.“ Die Hand auf der Klinke flüsterte sie es ihm zu, ehe sie über die Schwelle traten.

Die geräumige Wohnstube mit den Blumen am Fenster, dem Sand auf den sauberen Dielen und dem geschuerten Tisch mit den groben Holzstühlen lag nur in spärlichem Licht, denn die Läden waren halb zugesperrt. „Er leidet die Helligkeit net,“ wie die Bäuerin mit einer entschuldigenden Handbewegung erklärte. Oben am Tisch saß der Bauer. Vor ihm lag die Bibel, aufgeschlagen zwischen seinen Ellenbogen. Die Hände stützten den Kopf, auf dem das graue Haar in Büscheln umeinanderhing. Die Augen stachen finster aus dem knochigen, verhärmtten Angesicht vor; ihr Blick ging über das Buch weg und haftete irgendwo bodenwärts im Leeren.

„Grüß Gott, Herr Ortlieb!“ Lamparter schritt herzhast, als bemerkte er nichts Sonderliches, auf den Bauern zu und streckte ihm die Hand hin, ohne daß der drauf achtete. „Bei der schlechten Beleuchtung sollten Sie aber nicht lesen!“ fuhr er im selben, unbedrückten Ton fort. „Wer wird auch in jekiger Jahreszeit die Sonne aussperren! Ich darf doch den einen Laden wenigstens zurücklegen?“ Erkehrte sich zum nächsten der drei Fenster, als könnte die Zustimmung nicht ausbleiben.

Der Luiseuhofbauer schüttelte schroff den Kopf. „Ich dank' schön!“ sagte er mit einer merkwürdig verdeckten Stimme. „Ich seh' ihn im Dunklen besser, denn er ist aus dem Dunkel. Und was ich brauch', find' ich all so. „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, wen er verschlinge.“

Er sprach das Bibelwort im lesenden Ton, ohne doch den Blick auf die Schrift zu senken. Mit der gleichen Unbewegtheit der Augen, aber mit hastigen Fingern blätterte er um. „Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde.“ Weiter wühlte er im Buch, und seine Stimme schwoll zu einer düsteren Feierlichkeit: „Denn es sind Geister der Teufel, die tun Zeichen und gehen aus zu den Königen auf dem ganzen Kreis der Welt, sie zu versammeln in den Streit auf jenen großen Tag Gottes, des Allmächtigen.“

„So treibt er's allfort,“ wisperte die Bäuerin, als er geendigt hatte. „Und oft noch unheimlicher!“

Lamparter bat sie mit einem Wink, sich zu entfernen. Sie nickte und ging seufzend. Als er mit dem Bauern allein in der Stube war, setzte er sich neben ihn an den Tisch. „Ich darf

doch auf ein Weilchen mich zu Ihnen setzen?“ fragte er zutraulich und legte ihm die Hand auf den Arm.

Unter der Berührung wandte der Bauer scheu den Kopf und ließ den Blick über seinen Besucher hinflatern. „Schon, schon — Herr Pfarrer!“ Er schien ihn jetzt erst voll zu erkennen. „Aber ich hab’ halt so fast gar keine Zeit!“ setzte er mit ängstlichem Eifer hinzu.

„Und warum denn, Herr Ortlieb?“

„Weil er mich gleich wieder anfallen kann, jeden Augenblick!“ Seine Augen irrten wieder niederwärts, über das Buch weg, der Leere zu. „Net aus den Augen lassen darf ich den. Sonst zwing’ ich ihn net, wenn er kommt. Sonst zwingt er mich!“

Thomas ließ einige Zeit verstreichen. Während er den stummen, versteinerten Mann beobachtete, der noch in seiner Verdüsterung ein Bild körperlicher Kraft und Rüstigkeit war, überlegte er, wie er ihm beikommen könnte. „Sie übernehmen sich, Herr Ortlieb!“ begann er von neuem. „Es heißt nicht nur: ‚Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!‘ sondern: ‚Wachet und betet!‘ Ohne die Hilfe Gottes kann’s keiner von uns mit dem Bösen aufnehmen. Auch der Stärkste nicht!“

„Da sind Sie im Irrtum,“ erwiderte der Bauer, ohne den vermeintlichen Widersacher mit

dem Blick loszulassen. „Eh' ich ihn ganz und gar niedergerungen hab', kann ich gar nimmer beten! Das ist's ja!“ Er dämpfte die Stimme zu kaum hörbarem Murmeln. „Ich und er sind ganz allein widereinander. Völlig ganz verlassen und verdammt hat mich der Herrgott. Aber ich weiß' dem Herrgott, daß ich so erbärmlich net bin! Daß ich der Alte noch bin!“ Langsam, mit einer Schwere, als wollte er den Tisch zerbrechen, stemmte sich der Bauer in die Höhe und bohrte die Augen verzehrend in die des Unsichtbaren, das ihn anzuschleichen schien: „Daß ich stärker bin als der Satanas!“ Er warf die Fäuste über sich und ließ sie und seinen Oberkörper vornüberfallen, daß der Tisch unter dem Sturz dröhnte. Und er wand sich und stöhnte, als ränge er mit dem Erzfeind Brust wider Brust.

Thomas war erschreckt aufgefahren. „Ortlich! Ortlich!“ Vergeblich rief er den Bauern beim Namen. Er versuchte es mit Zureden. Endlich richtete sich Ortlich von selber auf — die Hände zitterten ihm von der Anstrengung, das Gesicht war von Schweiß überronnen. „Abg'schlagen hätt' ich ihn — für diesmal!“ stammelte er fast triumphierend. Er ließ sich ohne Widerstand auf den Stuhl niedersetzen. „Aber eine höllische Stärke ist in ihm. Und am End' übermannt er mich doch noch!“ Er wischte sich die Stirn mit dem Sacktuch.

„Sie sind nicht allein, Herr Ortlieb!“ versicherte ihn Thomas so zuversichtlich, als er nur konnte. „Ich bin da und möcht' Ihnen helfen, soweit 's in meinem Vermögen steht!“

Zum ersten Mal sah ihn der Luiseuhofbauer mit einem klaren, geraden Blick an. Dann schüttelte er überzeugt den Kopf. „Da können Sie mir net helfen!“ sagte er halb überlegen, halb mitleidig. „Wissen denn Sie, wie's unser-einem ist, wenn der Herrgott einen austöbt und allein läßt — am Tag und in der finsternen Nacht — ganz allein?“ Eine trostlose Traurigkeit klang unter seinen Worten.

Ja — wußte er's denn? Lamparter wiederholte sich selber die Frage . . . Wie machtlos war er nicht gegen solche Gemütsnot und Verzweiflung! Das Grauen kam ihn an: vor der rohen Wirklichkeit, vor diesem fremden, halb irren Antlitz, vor dem ganzen Menschen, in dem sich Großes und Graufiges, ein trotziger Bauernwille und ein demütiger Bauernglaube begegneten — so hart und unverföhnlich, wie es nicht in seine milde, gütige Heilandswelt sich fügte.

Der Bauer spann an seinem grüblerischen Denken fort. „Ich hab' halt so fast gar keine Zeit,“ murmelte er wieder, wie entschuldigend. „Und wenn ich ihn erst bezwungen hab' und besiegt — so muß ich hinaus, zu den ‚Königen auf

dem ganzen Kreis der Welt', von denen da geschrieben steht, und muß sie warnen vor den Geistern der Teufel, die bei ihnen sind. Denn die Stunde ist da und der Streit auf den großen Tag Gottes, des Allmächtigen." Der Ausdruck in seinem Gesicht veränderte sich plötzlich. Seine Stimme schwankte, ehe sie die tönenden apokalyptischen Worte fertiggesprochen hatte. „Und ich bin doch bloß ein einfältiger Mann! Der Ortlieb vom Luiseuhof. Und alle meine Kinder sind tot — bis auf den letzten — der ist zum Krüppel worden . . . wie soll ich zu den Königen gehen?!“ Seine Augen standen voller Tränen und hefteten sich hilflos auf den Pfarrer.

Erschüttert, nur dem Ruf seines Herzens folgend, griff Thomas nach des Bauern Hand und schloß sie zwischen seine beiden Hände. Ohne daß er überlegte, drängten sich ihm die einfachen Worte des einfachsten Gebets auf die Lippen: „Vater unser, der du bist im Himmel und auf Erden.“ Und der Bauer nickte und sprach es leise mit. „Und führe uns nicht in Versuchung, denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit . . .“

Lamparter stand auf, nachdem sie das „Amen“ gesagt hatten, und verabschiedete sich.

Noch ehe er die Tür erreicht hatte, erhob sich der Luiseuhofbauer, machte ein paar ungelente Schritte hinter ihm drein, als wäre er sich wohl

bewußt, daß er dem Gast Geleit schuldig sei, und bot die Hand zu Gruß und Dank. Lamparter atmete auf, während er einschlug: er hatte also doch noch ein wenig helfen und aufrichten können . . .

Da er die Bäuerin nicht um den Weg fand, trat er, ohne sie noch einmal gesprochen zu haben, den Heimweg an. —

Als er längs der Obstbäume wieder der Landstraße zuschritt, war es ihm noch, als läge der Schatten des Luisehofbauern und seines schweren Geschicks über dem verschneiten, sonnigen Land. Er war gedrückt und befangen in sich. Erst als ihm im Dorf von da und dort ein Gruß zusflog, als Schulbuben, die mitten über den Weg eine „Schleifeze“ gezogen hatten, um ihren Streich zu verdecken, mit lammfrommen Mienen die Rappen abnahmen und ihm die Hände hinstreckten, fühlte er sich freier werden. Er hatte noch beim Schreiner Hirrlinger Einschau halten wollen, wo die Frau im neunten Wochenbett lag und der Mann der zeitweilig gesunkenen Stimmung mit der Flasche aufhalf, — aber es war Mittag vorbei und er mußte heim. Gleich hinter dem Schulhaus wollte ihn das Unheil doch noch ereilen: die Suppentätter — Rätter für Rathrine geheißten und mit Suppe verbunden, weil sie die überall zusammenbettelte — verlegte ihm die Straße. Sie war ein altes, maulfertiges,

zantfüchtiges Weibstüd, troff aber, sobald sie seiner nur habhaft werden konnte, von frommen Sprüchlein, wie von Honigseim. Auch jetzt war sie willens, ein halbes Kapitel Jesus Sirach oder Weisheit Salomonis an ihm auszulassen. Fluchtartig mußte er seitwärts steuern, um das Pfarrhaus zu gewinnen. —

Elsbeth und Agnes warteten schon mit dem Essen. Da ihn das auf dem Luisenhof Erlebte noch immer nicht losgab, überließ er die Unterhaltung fast völlig den Frauen. Sie wurde halblaut geführt und wandte sich gegen Schluß der Mahlzeit der Überführung von Agnes' gefallenem Bräutigam zu, die Pauls Bruder, der Amtmann, noch vor Ende des Monats bewerkstelligen wollte.

„Du darfst ruhig mit Thomas darüber reden!“ unterbrach Elsbeth laut und zuversichtlich die Mitteilungen der Schwester, die in ein nervöses Flüstern übergegangen waren.

Lamparter wurde aufmerksam. „Was ist's?“ fragte er, von einer zur anderen schauend.

„Agnes hat Nachricht von Ernst bekommen“, berichtete Elsbeth. „In acht oder zehn Tagen meint er Paul überführen zu dürfen.“

„Man ist Ernst entgegengekommen,“ ergänzte Agnes hastig. „Vom Generalkommando aus, wo er Beziehungen hat.“ Sie ließ ihre Augen mit argwöhnischer Schärfe über Thomas hingleiten.

Lamparter hatte seinerzeit schonend von diesem Schritt abgeraten. Er hielt es mit dem Dichterwort: „Die Welt ist überall des Herrn“. Nach seinem Empfinden sollte die Ruhe der Toten nicht gestört werden; auch ging ihm jede Überschätzung der sterblichen Menschenhülle wider den Sinn. Daß Agnes trotzdem ihrem eigenen Kopf folgen würde, hatte er vermutet. Aber nun es gewissermaßen hinter seinem Rücken schon soweit gediehen war, fühlte er doch ein Mißbehagen und nahm die Nachricht nur mit einem schweigenden Nicken auf.

„Agnes wollte dich bitten,“ fuhr Elsbeth vermittelnd fort, „daß du den Begräbnisgottesdienst übernimmst.“

„Unser Vater hat den Gedanken zuerst ausgesprochen, in seinem heutigen Brief!“ berichtigte Agnes herb. „Es wär' ja wohl das Nächstliegende.“ Ihr Atem ging kurz und hörbar. „Aber weil du schon mit der Überführung nicht einverstanden warst, denk' ich mir, du wirst auch dazu nicht gern ja sagen!“ Das erfahrene Leid hatte ihre ohnedem erregbare Natur ungerecht gemacht, und sie nahm seine Segnerschaft schon als ausgemachte Sache. „Und wenn dir's nicht von Herzen ginge, möcht' ich's in keinem Fall!“ schloß sie mit zitternder Kampfbereitschaft.

„Aber so wart doch erst seine Antwort ab, Agnes!“ Elsbeth legte ihr besänftigend die Hand

auf den Arm. „Wie kannst du nur gleich so daherreden!“ Daß die Schwester und Thomas sich immer wieder nicht recht verstanden, bekümmerte sie. Nach einer fast schwärmerischen Verehrung für den Schwager war Agnes neuerdings im Begriff, ins Gegenteil umzuspringen, und drohte eine leidige Spannung in den täglichen, einträchtigen Verkehr zu bringen.

Thomas verstand den bittenden Blick, den Elsbeth ihm zuschickte, und unterdrückte die Zurückweisung, die ihm auf der Zunge schwebte. „Könnst' ich's nicht von Herzen tun,“ sagte er ohne jede Empfindlichkeit, „so müßt' ich ja von vornherein nein sagen. Reden wir später noch einmal drüber!“ Er stand auf. „Ich glaub', ein paar Schritte durch den Garten könnten uns nichts schaden!“ wandte er sich einladend zu Elsbeth. —

Mit dem Gretle hatte er kürzlich die Gartenwege freigeschaufelt — hauptsächlich damit Elsbeth, die zusehends schwerfälliger wurde, sich in den wärmeren Stunden des Tags ungehindert ergehen konnte. Nun wanderten sie, während Agnes im Haus blieb, Arm in Arm zwischen den winterlichen Hecken und Obstbäumen. Dürr und leblos hingen die Ranten der Laube, die sie umschritten: im Frühling und Sommer saß sich's köstlich dort, am runden Steintisch, unter dem schattigen Blätterwerk. Eine Amsel störten sie

auf, die nach dem benachbarten Friedhof enthuschte. Nur der Efeu über der Mauer, die den Garten vom Feld schied, lugte mit mattem Grün aus dem Schneestaub. Die Gemüsebeete, denen Elsbeth einen Hausfrauenblick gönnte, waren ganz begraben in Schnee und Dürftigkeit.

„Weißt du, wie wir vorigen Winter hier regelrechte Schneeballenschlachten ausführten?“ erinnerte Lamparter und ließ seine Augen beinahe bedauernd umherlaufen. „Und wie der Schmidt-Christian einmal dazukam, der mir was ansagen wollte und vom Gretle herausgeschickt war?“

„Der Arme!“ fiel Elsbeth lachend ein. „Er war so entsetzt über uns, als hätt' ihn der Schlag rühren wollen.“

„Ein Glück, daß er's mit seiner ‚Amtlichkeit‘ so ernst nimmt und's überhaupt nicht mit dem Reden hält: die Hohenriedlinger hätten uns doch wohl unsere Rindskopferlei übel vermerkt und — so bin ich nun!“ Thomas unterbrach sich plötzlich ernsthaft, ja ärgerlich. „Da red' ich schon wieder von lauter Narrenspoffen, und vorhin hat mir dem Luisehofsbauer sein Elend das Herz abdrücken wollen!“

„Jedes zu seiner Zeit. Mir bist du grad' recht, wie du bist!“ Elsbeth preßte zur Bekräftigung seinen Arm, der sie wieder dem Haus zuleitete. „Wie gehts denn dem armen Ortlieb? Immer nicht besser?“

„Wenn er so fortmacht,“ meinte Thomas trüb, „fürcht' ich, er kommt noch vollends um seinen Verstand. Und was dabei aus dem schönen Hof werden soll, wenn erst — — doch lassen wir's auf ein andermal, gelt?“

Kurz vor dem Eingang ins Haus, zwischen dem Hühnerstall und der Türtreppe, blieb Elisabeth stehen. „Du wirst doch Agnes ihren Wunsch erfüllen?“ fragte sie mit Wärme. „Und an Pauls Begräbnis sprechen, nicht wahr?“

„Liegt ihr denn so viel dran?“ forschte er zweisehend. „Euer Vater scheint's ihr doch nur eingegeben zu haben. Und ich möcht' auch dem Stadtpfarrer Bonhöfer, der so ehrenkäsigt ist, nicht in die Quere kommen!“

„Wo denkst du hin! Du bist doch der nächste dazu. Und hab Geduld mit Agnes: sie kann sich so garnicht geben, wie sie selber eigentlich möchte! Aber — vielleicht — —“ Stockend sah sie ihn an. „Ich weiß, es wird dir nicht leicht, so lieb dir Paul war. Es ist dir so fern — wie alles, was den Krieg angeht. Bei mir ist's ja nicht anders!“ setzte sie gleich überzeugt hinzu. „Wir zwei sind Friedenskinder... Bloß möcht' ich's grad' Agnes zulieb so gern, Thomas! Sie fürchtet dem Stadtpfarrer sein patriotisches Predigen —“

„Wenn sie mich bittet, werd' ich's schon nicht abschlagen können,“ sagte er in Gedanken verloren. Wie genau ihn Elisabeth doch kannte. Wie

sie in seinem Herzen las und erraten hatte, was ihn stutzig machte, noch ehe er selbst sich klar darüber geworden war!

Schweigend, aber eines des anderen gewiß wie immer, traten sie ins Haus zurück. —

Noch am Nachmittag kam Agnes zu ihm auf die Studierstube und wiederholte ihren Wunsch. Sie wollte offenbar ihr ungerechtes Ausfallen vom Mittag wiedergutmachen, sprach mit besonnener Ruhe. Wie Elsbeth ihm schon verraten hatte, lag ihr vor allem daran, daß jedes überschwengliche Wort, das nicht zum Charakter und Sinn des Verstorbenen paßte, unterbleibe. Und Thomas sagte ihr's zu, wie sie es erbat.

Aber wie Recht sollte Elsbeth behalten! Was er damit übernommen hatte, machte ihm innerlich mehr zu schaffen, als er wahr haben wollte. Erst hielt er die Scheu, mit der seine Gedanken um die noch garnicht dringliche Begräbnisrede kreiften, für die Folge eines Vorurteils, das ihm doch nur Elsbeth eingegeben hatte. An wie manchem Grab, das ihn nahe genug angegangen, hatte er gestanden und geredet! Noch vor zwei Jahren an dem seines Vaters . . . Was sollte ihn am Sarg des jungen Musikers befangen machen, der ihm in seiner freien, erdsfreudigen Art fast ein Freund gewesen war? Nein, er durfte so Wesenloses garnicht erst aufkommen lassen! Er schrieb also an den Stadtpfarrer und bat ihn,

zugleich im Namen der Angehörigen, den Gottesdienst bei der Beerdigung übernehmen zu dürfen.

Die Antwort traf umgehend ein und lautete:

„Lieber Herr Amtsbruder!

Sie bitten mich, an meiner Stelle bei der Bestattung des jugendlichen, hoffnungsvollen Paul Graf sprechen zu dürfen. Schon Ihr l. Schwiegervater, Herr Oberreallehrer a. D. Sprösser, hat mich auf diesen Wunsch vorbereitet. So gern ich selber die irdischen Überreste des teuren Entschlafenen, der sein Leben in vorbildlicher Pflichterfüllung für unser geliebtes deutsches Vaterland hingegeben hat, mit gebührenden Worten in die heimische Erde senden helfen möchte — war ja doch der leider auch schon dahingegangene Vater des jungen Helden mein unvergeßlicher Kompromotionale, Verbindungsbruder und Gesinnungsfreund und ist mir seine ferne, schmerzgebeugte, leidende Mutter in Freundschaft verbunden — Ihnen gehört natürlich der Vortritt.

Mit herzlichsten Grüßen, auch für Ihre l. Frau

Ihr

Bonhöfer.“

Beim ersten Lesen der Zeilen konnte sich Lamparter eines Lächelns nicht ganz erwehren: aus der runden Schrift und aus jeder wohlgesetzten Silbe sah ihn die breite Selbstzufrieden-

heit des Brieffschreibers an, der, ein beliebter Ranzelredner, neben dem guten, altersmüden Dekan recht eigentlich in Stadt und Sprengel das Kirchenregiment führte. Bonhöfer würde in der Trauergemeinde keinesfalls fehlen, und gleich ihm würde Elisabeths Vater, der dem Stadtpfarrer nahestand, darüber wachen, daß dem „jungen Helden“ sein Recht werde. Ja, Elisabeth hatte es getroffen: fern und fremd war ihm, Thomas, dieser furchtbare Krieg, und mit so mannigfachen Fragen und Sorgen das düstere Weltgeschehen auch in seine Dorfgemeinde eingriff und damit auch ihn antrat, — er hatte immer nur im einfältig Menschlichen und Christlichen sich Rat und Trost geschöpft. Keines von den volltönenden patriotischen Worten hatte in seiner Seele geklungen, und drum war auch keines über seine Lippen gegangen. Die anderen, die meisten, zumal die in der Stadt waren wohl anders. Er würde sie enttäuschen. Für sie würde er nicht das Rechte finden. Konnte er deshalb sich selber untreu werden? Paul Graf, ach, der war ja auch gar kein waffentrußiger „Held“ gewesen — vielmehr ein Held wider Willen, ein stiller Kreuzträger . . .

Was hatte er sich da aufgeladen? Wie sollte er sich heraushelfen? . . .

Allmählich wuchs das Kommende ihm wie ein Berg entgegen und wollte mit jedem Tag

unübersteiglicher scheinen, so daß er mit Schreden daran dachte.

Thomas hütete sich, Elsbeth in seine Besorgnisse hineinzuziehen. Und sie kam auch von sich aus nicht wieder auf das zurück, was sie zuerst erkannt und ausgesprochen hatte. Immer tiefer, immer häufiger verlor sie sich mit verklärtem Sinnen in das mütterliche Wunder, das in ihr sich ankündigte. Höchstens aus einem Blick, aus einem flüchtigen Auflegen der Hand ließ sie ihn erraten, daß sie auch schweigend seine Bedrängnis mit ihm teilte und ihm zuzurufen schien: „Nimm's nicht zu schwer!“ oder „Ich kenne dich, und ich weiß, daß es recht wird!“ . . . Und als dann an einem der ersten Februartage, gleich nach dem zeitigen Mittagessen, der Schlitten vorfuhr, den der Ochsenwirt gestellt hatte, und Lamparter mit Agnes zur Fahrt in die Stadt und zu Paul Grafs Begräbnis einstieg, war in der Art, wie Elsbeth ihm zunickte und ihm die Hand drückte, eine so vertrauende Kraft, daß er sich seiner Bangigkeit schämte. —

Der Himmel war grau von Wolken. Die Kälte hatte nachgelassen. Wenn es auf der Hochebene und in der Waldschlucht, die sich ins tiefere Land senkte, auch noch hart gefroren war, — das Wetter war doch unverkennbar ins Schwanken geraten. Als Lamparter — er wußte nicht, wie schnell die Zeit verstrichen war

und was und wen er bei der kurzen Einkehr im schwiegerelsterlichen Haus gesprochen hatte — mit dem Trauerzug durch das Thor des städtischen Friedhofs schritt, der in einer entlegenen Bucht des Tales lag, wirbelte ein milder Wind blasse Flocken nieder. Agnes war an seiner Rechten, während zur Linken der Oberreallehrer, sein Schwiegervater, marschierte — trotz der acht- undsechzig Jahre mit dem strammen Tritt und der vorgewölbten Brust des einstigen Turners, den baumwollenen Schirm aufrecht an die Schulter gestellt. Der alte Herr hatte sich's nicht nehmen lassen, den Kriegerverein aufzubieten, zu dessen Vorstand er gehörte. So gab denn ein Häuflein von grauen, nicht mehr so trittfesten Veteranen mit geschulterten Flinten dem Sarg das Ehrengeläute und erinnerte Thomas mit flüchtiger Beklemmung an die besorgten Gedanken der letzten Tage.

Sobald er auf dem Hügel ausgeworfener Erde stand, der das Grab überhöhte, wurde das Innere in ihm mächtig: sein Blick flog über die dunkle, große Trauergemeinde fort und sammelte sich im Schauen des von Nebelschleiern durchzogenen Tals und des alten, in die Berge geschmiegt, von seinen Burgtrümmern und den Wäldern überragten Städtleins. „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte,“ das war das Leit-

wort, von dem seine bewegte Innerlichkeit ausging und dem sie zustrebte. Aus dem Sichtbaren und Zeitlichen, aus Krieg und Wirrnis, Leiden und Sterben stieg sie, der Wolken graue Decke zerteilend, empor — hoch und höher, auf den Schwingen eines milden Johannesglaubens, in die selige Bläue des Unsichtbaren und Ewigen. Er war selber so darin verloren, daß ihn das derbe Knallen der Veteranenflinten, das hinter dem Vaterunser und vor dem Segen einsetzte, wie eine ärgerlich-plumpe Störung aufschreckte . . .

Freunde und Bekannte umdrängten die Leidtragenden, um ihnen noch einen teilnahmsvollen Gruß zu schenken. Eine kleine Schar der Nächsten blieb bis zuletzt beisammen und ging wieder gemeinsam der Kirchhofspforte zu. Auch Stadtpfarrer Bonhöfer war darunter. Er und der Oberreallehrer nahmen Lamparter in die Mitte.

„Sie haben uns in lichte Höhen der Andacht geführt, lieber Lamparter“, ließ Bonhöfer sich nach einigen verbindlichen Begrüßungsworten in getragener Fülle vernehmen. „Ich hätte es nicht vermocht, mich so von der kriegerischen Gegenwart loszulösen.“

Der Oberreallehrer taute schon geraume Zeit nervös an seinem Bart. „Das muß ich auch sagen,“ fiel er jetzt ein und straffte ausdrucksvoll die Turnergestalt. „Wäre nicht die Salve unserer braven Veteranen übers Grab gerollt, man

hätte schier vergessen, daß unser tapferer Paul für seines Vaterlandes Ehre und Größe den Schlachtentod gefunden hat.“

Thomas sah schweigend auf den Weg. Nur eine leichte Falte zwischen den schmalen, feinen Brauen, ein Zusammenpressen des Mundes verriet, wie ihn der zweifache Tadel traf.

Vor dem Tor wartete der Schlitten des Ochsenwirts. Lamparter stand still — neben dem Pförtnerhäuschen, wo er seinen Salar wieder ablegen wollte — und verabschiedete sich. Der Stadtpfarrer war, nachdem er seinen kleinen Stich an den jungen, unerfahrenen Mann gebracht hatte, von wortreicher Herzlichkeit. Vater Sprösser dagegen war eben im Begriff, sein Mißfallen noch einmal deutlich zu machen, als die Hand eines anderen sich dazwischen streckte.

„Grüß dich Gott, Lamparter!“ Im grauen Mantel und der violettgestreiften Mütze des Feldgeistlichen stand eine hagere, aufrechte Gestalt, die sich bisher unbemerkt im Hintergrund gehalten hatte, vor Thomas.

„Das ist ja — du bist's! Grüß dich Gott, Laiblin.“ Mit überraschtem, erfreutem Lächeln erkannte Lamparter den in Jahren nicht gesehenen Freund und Bundesbruder, dessen „Leibfuchs“ er gewesen war.

„Ich bin im Urlaub,“ erklärte Laiblin. „Gestern kam ich direkt aus Flandern und hab'

mich mit meiner Frau hier bei meiner Mutter getroffen. Morgen fahren wir hinauf nach Marktgrönuau.“

„Da dürft' ihr uns aber auf euren Besuch nicht lang warten lassen! Wir sind ja fast Nachbarn jetzt!“ Thomas vertiefte sich, von alten Erinnerungen bestürmt, in Laiblins Züge. Der schwarze Spitzbart, der das eigentümlich herbe Gepräge des Mundes milderte, aber die gelbliche Blässe des Gesichts noch erhöhte, hatte im Verein mit der ungewohnten Tracht den Freund für ihn beinahe unkenntlich gemacht. „Wie ich mich freue, Erwin, dich einmal wieder zu sehen!“ fuhr er mit überströmender Wärme fort. „Am liebsten möcht' ich dich gleich auf einen bestimmten Tag nach Hohenriedlingen verpflichten!“

„Ich halte auch so Wort,“ versicherte Laiblin.

Sie tauschten noch Grüße für die Frauen und einen kräftigen Handschlag. Dann ging Laiblin hinter dem Oberreallehrer und Bonhöfer drein, die sich schon stadtwärts entfernt hatten.

Thomas sah ihm, noch immer froh erfüllt von dem unerwarteten Wiedersehen, nach. Er erinnerte sich, daß Laiblin von seiten seiner Frau mit dem Stadtpfarrer verwandt war. Ob der Freund auch so abfällig über seine Grabrede denkt? fuhr es ihm durch den Sinn.

Nun trat er beim Pförtner ein, um sich für

die Heimfahrt zu rüsten. Er setzte schon den Fuß in den Schlitten, als er hinter sich seinen Namen rufen hörte. Es war Agnes. Sie allein war noch am Grab zurückgeblieben und kam ihm jetzt mit schnellen Schritten nach. Es war ausgemacht worden, daß sie zunächst nicht wieder mit ins Dorf zurückkehren sollte: Pauls Grab hielt sie in der Stadt.

Mit einem krampfhaften Druck umspannte sie seine Hand: „Sag Elisabeth,“ flüsterte sie mit erstickter Stimme, „du hättest ganz so gesprochen, wie ich mir's gewünscht habe!“ Schnell wandte sie sich fort und ließ ihn stehen.

Dankbar nickte er hinter ihr drein und ließ sich davonführen. Die Schneeflocken, die umherstoben, mischten sich mit Regentropfen. Die Nebel hatten sich dicht zusammengeschoben und brauten bis in die Waldschlucht, der der Schlitten zubog. Alles versprach eine unwirtliche Fahrt. Doch in ihm klangen die guten Worte, die Agnes ihm gegeben hatte, und am Ziel sah er Elisabeths Augen, deren Leuchten ihm noch einmal Recht gab . . .



Von Marktgrönau nach Hohenriedlingen brauchte ein guter Fußgänger seine zwei Stunden. Der Weg führte auf lange Strecken durch den Wald und war, wollte man nicht der weit ausholenden Landstraße folgen, nicht der beste. Das

Wetter war unbeständig geworden. Wohl froh es in den Nächten, aber unter Tags strichen mürrische Winde über die Hochebene und brachten bald dickes Schneegestöber, bald feines, zudringliches Regengeriesel — selten, daß sie einmal den Himmel reinfegten und die Sonne auf die Bahn brachten. Mit Ungeduld hoffte Lamparter auf den ersten halbwegs freundlichen Tag, denn ihn wollten — so hatte Laiblin auf eine schriftliche Einladung versprochen, die Thomas der mündlichen gleich folgen ließ — die Marktgrönauer Pfarrersleute ungesäumt zum Besuch in Hohenriedlingen benützen.

Seit er den Freund nach Jahren wieder-gesehen hatte, lag es ihm gar sehr am Herzen, die alten, nahen Beziehungen so bald und lebendig als nur möglich wieder auferstehen zu lassen. Raum begreifen konnte er's, daß sie überhaupt hatten verblaffen können! Mit einer Hingebung, die oft fast überschwengliche Formen annahm, hatte er sich auf der Universität dem zwei Jahre älteren Erwin Laiblin angeschlossen. Er, der gemüthvolle, begeisterungsfähige und dabei doch so schüchterne Jüngling, warb wie ein Mädchen um die Gunst des sicheren, verschlossenen Leibburschen, der, unter unerquidlichen häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, mit seinen Gefühlen so sparsam haushielt wie mit seinen mageren Groschen. Der beharrliche Werber

trug den Sieg davon. Es entstand ein Freundschaftsbund, der durch die freudige Unterordnung des Jüngeren unter die spröde Autorität des Älteren bei den Kameraden manches Witzwort herausforderte, aber auch wegen der gegenseitigen Treue und Hilfsbereitschaft sprichwörtlich war. Mit wie heißem Bemühen hatten sie sich selbänder durch das stachelige Gestrüpp der Dogmatik geschlagen und durch die tiefsten Fragen und bittersten Zweifel des Glaubens und Denkens hindurchgerungen! Wie waren sie am frühen Morgen nach in Arbeit und Redekampf verwachten Nächten aufs alte Schloß oder die benachbarten Höhen gestiegen, um den blihenden Flußlauf zu grüßen! Wie am Sonntag mit den singenden Genossen durch die stillbuntlen Forste geschweift! Im schattenlosen Zauberlicht der Vergangenheit standen jene Stunden und Tage vor Thomas . . . Laiblin hatte vor ihm das Examen gemacht, war nach einjähriger Hauslehrerzeit in Norddeutschland als Vikar an einer hauptstädtischen Kirche in den heimatischen Pfarrdienst eingetreten. Die räumliche Trennung wäre kein ausreichender Grund gewesen, sich nach solcher Vertrautheit aus den Augen zu verlieren. Etwas anderes war schuld gewesen. Etwas, dessen Thomas auch in diesen Tagen, wo er die Erinnerungen, die ihn mit Laiblin verbanden, durchlief, mit Bedauern gedachte. Laib-

lin hatte eine einzige Schwester, Martha, ihm in Wesen und Charakter durchaus ähnlich. Die freundschaftlichen Empfindungen für den Bruder übertrug Thomas auch auf sie, und — war es seine arglose Zutunlichkeit, war es Erwins Einwirkung, der gern auch das Schicksal meistern wollte — zwischen der jungen Bundeschwester und Lamparter entwickelte sich eine Beziehung, die nicht in seinen Augen, aber wohl in denen der Geschwister mehr als freundschaftlich war. Spät erst erkannte er, daß man Hoffnungen auf ihn baute, die zu erfüllen er bei aller Verehrung für den Freund nicht imstand war. So schonend wie möglich zog er sich von Martha zurück — eine merkliche Zurückhaltung im Benehmen Laiblins, eine uneingestandene Entfremdung haben und drüben war die Folge . . .

Und nun hatte das unvermutete Wiedersehen in der Oberamtsstadt, Laiblins ungekünstelt herzlichste Begrüßung Thomas die Gewißheit gegeben, daß nichts Verstimmendes mehr zwischen ihnen war. Nicht müde wurde er, Elisabeth die Universitäts- und Freundschaftsjahre in hellen Farben zu schildern und ihr ein einnehmendes Bild des Freundes, den sie erst kennen lernen sollte, zu zeichnen. Aber als eine Woche verstrich, ohne daß das Wetter sich besserte und die erwarteten Gäste sich sehen ließen, wandelte ihn die Lust an, ihnen zuvorzukommen und sie kurzer-

hand selber in Marktgrönauf aufzusuchen. Ehe es dahin kam, meldete Erwin Laiblin sich und seine Frau nun doch „bei jeder Witterung“ zum Nachmittagskaffee in Hohenriedlingen an.

Gegen drei Uhr am festgesetzten Tag rollte ein einspänniges Landkutschlein die Dorfstraße her. Thomas, der schon Auslug gehalten hatte, trat gerade zur rechten Zeit vor seine Pfarrhaustür, um noch das Geschieh zu bewundern, mit dem der feldgraue Freund das dürre Köhlein des Marktgrönauf „Bären“ einherlenkte, und dann der daneben verpackten Pfarrfrau vom Wagen zu helfen.

Die gleicherweise rundliche wie bewegliche Frau Hedwig wartete nicht ab, bis sie vorgestellt war. Mit einem vergnügten „Da sind wir!“ schüttelte sie Thomas wie einem alten Bekannten die Hand. Laiblin hatte schon sein Auge auf das nahe Schild des „Ochsen“ geworfen. „Ich will da drüben einstellen!“ erklärte er nach der ersten Begrüßung und brachte sein Pferdchen wieder in Gang, während Lamparter Frau Hedwig ins Haus und zu Elsbeth führte. Sie stand im Eßzimmer neben dem gedeckten Kaffeetisch. Die lächelnde Freundlichkeit, mit der sie den Gast bewillkommnete, wirkte beinahe phlegmatisch neben der lauten und zutätigen Weise Frau Hedwigs, die mit glänzenden, schnellfertigen Augen von allem, was um sie war, Besitz

ergriff. Elisabeths Zustand war das erste, was sie wahrnahm. Ungehemmt ließ sie ihrer freundlichen Teilnahme die Zügel schießen, gab gute Lehren, berichtete im gleichen Atem Wunderdinge von ihrem zweijährigen „Gottholdle“ und dem halbjährigen „Ridele“. Erst als Laiblin eintrat, dämpfte sie vorübergehend ihre überquellende Lebendigkeit. In der förmlicheren Art, wie er Elisabeth begrüßte, lag etwas von der Steifheit, die er sich im Umgang mit Offizieren angewöhnt haben mochte. Seine und Elisabeths Blicke kreuzten sich mit stillem Prüfen. Dann brachte Gretle den Kaffee. Man setzte sich, tat ihm und dem „Sugelhopf“ alle Ehre an und entwickelte eine harmlose Unterhaltung über das Nächste und Alltägliche.

Thomas sehnte sich danach, den Freund für sich allein zu haben. Sobald es nur anging, überließen sie die Frauen sich selber, und er führte Laiblin hinauf in seine Studierstube.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, nahm er Erwin bei beiden Händen. „Ich kann's ja garnicht sagen, wie froh ich bin, daß wir wieder einmal beisammen sind! Wie ich mich freue, daß ich dich wieder habe!“ Seine Stimme schwang von Herzlichkeit und Bewegung, und seine Augen umfaßten den Freund, tauchten tief in dessen Blick.

„Ich auch,“ erwiderte Laiblin lächelnd. „Ich

freue mich auch!“ Er gab den Händedruck zurück und machte sich mit einem Nicken frei. „Jetzt darf ich mich zuerst einmal bei dir umsehen,“ fuhr er fort. „Du weißt, ich hab’ immer dafür gehalten, daß der Genius loci einem den Genius personae bekannt macht!“ Er trat in die Mitte der nicht sehr hohen, aber geräumigen Stube. Trotz des trüben Wetters gaben die drei Fenster, von denen zwei nach dem Garten, eins nach der Kirche gingen, wohnliche Helle. Eine schlichte, liebevolle Behaglichkeit herrschte rings: hinter dem Schreibtisch bildeten die Büchergestelle eine gemütliche Ecke; ein paar gute Steinzeichnungen schmückten neben allerhand persönlichen Andenken, die Laiblin meist noch aus vergangenen Tagen kannte, die Wände. Beim Ofen hing das wohlbestellte Pfeifenbrett.

„Kennst du die beiden noch?“ Thomas wies auf zwei lange, betrodde Pfeifen, deren Porzellanköpfe mit dem Studentenzirkel und dem alten Schloß bemalt waren. „Unsere alten Freundschaftspfeifen, die bloß auf meiner Bude und in feierlich-vorgerückter Stunde geraucht werden durften! Ich mein’, heut sollten sie tüchtig dran glauben! Die meine steck’ ich manchmal an. Deine hat geruht.“ Er reichte sie Erwin einladend zu.

„Das ist brav von dir, Leibfuchs!“ Laiblin betrachtete sie zerstreut. „Aber ich muß danken. Ich rauche schon lang nicht mehr!“

„Du rauchst nicht mehr? Das ist aber schade!“ Mit enttäuschem Kopfschütteln steckte Lamparter die Pfeife zurück an ihren Platz. „Dann müssen wir's uns halt ohne Qualm bequem machen. Vorher mußt du aber noch meine Aussicht bewundern!“ Sie traten an eines der Fenster nach dem Garten. „Das Beste, weißt du,“ erläuterte Thomas vertraulich, „kommt mir, mit dem warmen Nest im Rücken, dort von den Ackerhängen und aus dem Wald herunter!“ Er wies hinaus auf die Felder, die noch immer unter ihrer, wenn auch loderen Schneedecke lagen, und hinan zum Waldsaum, der schwarz und unbewegt gegen den grauen Himmel stand.

„Du bist noch ganz der alte Träumer Serpentin!“ Laiblin nannte ihn mit dem früheren Kneip- und Freundschaftsnamen, den Thomas nach dem Helden in Justinus Kerners „Heimatlosen“ erhalten hatte, — doch mischte sich ein leiser Spott in die vertraute Anrede.

„Der bin ich auch, du alter Plattfiste und Baprediger!“ gab Lamparter mit gleicher Kernercher Münze fröhlich zurück. Er schob Laiblin den Arm unter. Sie wandten sich ins Zimmer zurück und richteten sich beim Schreibtisch ein: Thomas zog für den Freund seinen besten rohrgeflochtenen Lehnstuhl heran und setzte sich selber in seinen Armsessel. „Das waren noch Zeiten, als wir trotz allem Schanzen und Schuften

unsern Justinus und Mörkte, den Umland und den Hölberlin miteinander lasen! Und als ich neue Rneiplieder entdeckte und der gute Roth sie komponierte, der tolle Amadeo! Was mag aus ihm geworden sein?“

„Der führt stramm eine Landwehrtompagnie in den Dpgefen.“

„Was du nicht sagst! So kann ich mir ihn freilich nicht vorstellen... Er und Gradmann mit seinen verrückten Kapuzinerpredigten — das war ein Paar!“

„Gradmann ist Bataillonsarzt bei den Grenadieren.“

„Erinnerst du dich noch an das Stiftungsfest in Obernau? Das letzte, das wir als Studenten miteinander feierten? Die zwei traten zusammen als Bänkelsänger auf. Weigle — Peregrina als Zigeunerin. Der Merz als Jockele. Niethammer als Doktor Eisenfresser. Und am andern Tag der Ausflug auf den Rotenstein!“ Lamparter verlor sich in Erinnerungen. Laiblin warf nur bisweilen ein knappes Wort der Zustimmung oder Ergänzung dazwischen. Bis es Thomas schließlich auffiel, daß er fast nur allein sprach. „Zum einen oder andern unterhältst du wohl noch Beziehungen?“ unterbrach er sein glückliches Schwärmen.

„Die meisten sind draußen im Feld,“ antwortete Laiblin. „Mertz und Duttenhofer und mancher andre sind gefallen.“

„Von Merz hab' ich's in der Zeitung gelesen.“

„Weigle ist Batterieführer in unserem Feldartillerieregiment. Niethammer ist Kompagnieführer bei den Grenadieren. Ihn seh' ich öfter—“

„Niethammer — der grüblerische, der schwer-sinnige Niethammer ist Offizier in der Front?“ fragte Thomas verwundert.

„Warum auch nicht?“ gab Laiblin mit einer leichten Schärfe zurück, die sich von der ein-silbigen Gelassenheit, mit der er sich seither in die Unterhaltung geschickt hatte, abhob.

„Ein Pfarrer mit der Waffe vor dem Feind,“ meinte Thomas nachdenklich. „Da kann ich mich immer nicht gleich hineindenken! Und gar Niet-hammer!“

„Mit dem Hineindenken ist's bei dir wohl überhaupt eine eigne Sache!“ Laiblin richtete sich in seinem Stuhl, in den er sich bisher zurück-gelehnt hatte, auf und sah Lamparter durch-dringend an.

Thomas stuzte. „Wie meinst du das?“ Der scharfe Blick aus den grauen Augen Laiblins machte ihn unwillkürlich verlegen.

„Ich meine, daß du hier lebst wie Johannes auf Patmos, lieber Thomas. Oder wie ein Ein-siedler in einem verwunschenen Wald . . . Daß draußen die Welt in Flammen steht und du dich garnicht drum kümmerst, weil du's garnicht merkst oder merken willst . . . Daß du dich eben

garnicht hineindentst, mein guter Thomas Lamparter — das mein' ich!“ In Laiblins Worten überwog, bei aller Ruhe, mehr und mehr die absprechende Strenge, und seine lange, scharfknochige Hand spielte um die Seitenlehne des Sessels.

„Wie kommst du denn darauf, Erwin?“ Ratlose Betroffenheit wie die eines überraschten Kindes war in Lamparters Gesicht.

„Das war mir schon klar, als ich dich neulich beim Begräbnis reden hörte. Ich glaube, so weltfremd und erdenentrückt kann außer dem Pfarrer von Hohenriedlingen heut keiner an einem Soldatengrab sprechen . . . Und das weiß ich doppelt und dreifach, seit ich hier bei dir sitze und dir zuhöre!“

„Paul Graf war aber doch kein Soldat in dem Sinn, wie ihr es meint!“ entgegnete Thomas beklommen.

„Ich denke, er hat doch wie Tausende und wie die Besten sein Bestes hingeeben fürs Vaterland — sein Blut und Leben!“

„Es war auch der besondere Wunsch seiner Braut, meiner Schwägerin, daß ich so reden sollte — ohne — —“

„Das sind Frauenlaunen und Frauenempfindeleien!“ unterbrach ihn Laiblin. „Dein Schwiegervater, Bonhöfer, ich und — ich bin überzeugt — die große Mehrheit von denen, die

ums Grab standen, haben anders, haben recht empfunden und sind mit leerem Herzen und unbefriedigt heimgegangen!“

„Und wenn ich auch gewollt hätte: ich hätt' nicht anders können!“ entfuhr es Lamparter mit verzweifelter Ehrlichkeit. „Ich bin nicht so geartet wie ihr. Ich kann nicht das Schwert verkünden — nur die Liebe!“

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert,“ steht in meiner Bibel, und noch einmal: „Wer einen Beutel hat, der nehme ihn, des selbigen gleichen auch die Tasche; wer aber nicht hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert!“ Laiblin hatte sich erhoben. Die Hände auf dem Rücken machte er einige Schritte in die Stube. Eine herbe Falte furchte seine Stirn, und eine herrische Entschiedenheit lagerte über dem bleichen Gesicht mit den gescheitelten schwarzen Haaren und dem schwarzen Bart. „Ich war nie ein Schönschwäher und Leisetreter,“ er drehte sich um und ging auf ein Bücherbrett zu. „Also verzeih, wenn ich dir deutlich sage, was ich denke oder vielmehr Erdenkt, dem wir dienen!“ Mit sicherem Griff holte er das Neue Testament aus der Reihe, blätterte kurz und las mit sich erhebender Stimme: „Wenn ihr eine Wolke sehet aufgehen vom Abend, so sprecht ihr alsbald: es kommt ein Regen; und es geschieht also. Und wenn ihr sehet den Süd-

wind wehen, so spricht ihr: es wird heiß werden; und es geschieht also. Ihr Heuchler! Die Gestalt der Erde und des Himmels könnt ihr prüfen; wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht?"

Lamparter starrte, wie gebeugt unter der Geißel dieser Sätze, vor sich nieder. Erst hatte er sich wollen zur Wehr setzen gegen dies Unverständnis, das, dem des Stadtpfarrers und seines Schwiegervaters schmerzlich ähnlich, seinem Sein und Fühlen nicht gerecht wurde. Eine feindliche Macht, so empfand er es, drängte sich in den Frieden seiner lieben, stillen Stube. Aber dann, als wären die alten Tage, die sie heute mit so vielen teuren Jugenderinnerungen heraufbeschworen hatten, wieder angebrochen, wurde der Bann von Erwin Laiblins Persönlichkeit über ihn mächtig. Sprach der Freund nicht aus, was manchmal, und besonders in jüngster Zeit, als kaum bewußter Zweifel, als beunruhigende Mahnung bei ihm selber angeklopft hatte? „Du gehst hart mit mir ins Gericht,“ sagte er nach einer ganzen Weile, gedrückt und leise. „Aber mit den Heuchlern zusammengeworfen zu werden, verdien' ich gewiß nicht — das weiß Gott und solltest du auch wissen, Erwin!“

„Zedenfalls gehörst du zu denen, die sich drücken um die Prüfung ihrer Zeit! Zu den geistigen und seelischen Drückebergern!“ Es

entging Laiblin nicht, daß er noch die frühere Gewalt über die feine, kindhaft-scheue Seele Lamparters zu üben vermochte, und sein tühler, sachlicher Eifer wurde nur angereizt. „Ich gesteh' dir offen: ich begreif's nicht, wie ein Mann und Christ, was in dem Fall ein und dasselbe ist, es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, sich abseits zu halten und sich in sich einzuspinnen, wenn sein Volk — Millionen von Männern — um sein Dasein ringt und sich blutig schlägt!“

„Vergiß nicht: ich war nie Soldat wie du. Ich hab' ja auch nie die Möglichkeit gehabt — von allem Übrigen abgesehen —, unter die Waffen zu treten . . .“

„Um so mehr mußt du als Diener am Wort dich waffnen! Ich schenke dir nichts! Ich lasse nicht Empfindsamkeit und falschen Latt walten, wo's ums Höchste geht!“

„Ich hab' es immer mit dem Jesus gehalten, der von sich sagt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!‘“ sagte Thomas einfach, verzagt, wehmütig. Er sah sich in die Enge getrieben, überumpelt von der größeren Gewandtheit und Zielgewißheit Laiblins, vor der kein Ausweichen war.

„Ich kenn' ja deine Johannesweisheit . . . Ich kenne aber auch — oder täusch' ich mich? hast du dich so verändert? — deine Redlichkeit gegen

dich selber. Die läßt nicht zu, daß du um den bloß bequemen, weltflüchtigen Christus den streitbaren, zeitstarken drangibst und verleugnest. Lamparter! Thomas!“ Laiblin legte seine beiden Hände auf die Schultern des in regloser Niedergeschlagenheit Dasthenden. „Es ist ja nicht möglich, daß du hier in deinem engen Ofenwinkel ein Stück Weltgeschichte verträumst! Daß du eigensüchtig das dumme Märlein vom Serpentin und der Sililie fortspinnst, während es draußen um Verderb oder Gedeihen des deutschen Volkes geht! Laß dich wachrütteln, von einem, der mitreden darf! So wahr ich's immer treu und gut mit dir gemeint hab' und jetzt erst recht meine!“ Laiblin sprach mit einer für seine sparsame Natur außergewöhnlichen Wärme, ja, er war, ganz gegen seine Art, beinahe pathetisch geworden.

Thomas war im Innern getroffen von diesem Bedruf, dessen echte Herzlichkeit er herausspürte. Und doch sah er gleichzeitig einen Abgrund vor sich aufgetan zwischen seinem Wesen und der lauten, grellen Welt des Kriegs. Sein Glaube, der nur aus den Quellen des Gemüts zu schöpfen und im Zeitlichen das Ewige, im Menschlichen das Göttliche zu suchen gewohnt war, — wie hätte er hinüberfinden sollen in jenes Wirrsal von Gewalt und Berechnung und Leidenschaft, das sie Politik und Patriotismus und

eine heilige Sache hießen? Er würde sein Innerstes verkehren, einen unabsehbaren Zwiespalt in sich austämpfen müssen. . . „Es ist keine Brücke da zwischen mir und dort,“ murmelte er kleinlaut und ratlos. „Ich bin der Mensch nicht dazu!“

„Hast du denn jemals die Brücke gesucht?“ fragte Laiblin unerbittlich. „Du traust deiner Natur keine Kraft zu, weil du sie immer in Unkraft gehalten hast. Und willst doch ein Jünger dessen sein, der gesagt hat: ‚Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst!‘ Du mußt heraus aus deiner verbotenen Gleichgültigkeit!“

„Und sogar wenn ich's könnte und wollte — du urteilst wie einer, der mitten drin steht! Hier, auf dem entlegenen Flecklein, auf das ich gestellt bin —“

„Das laß' ich zu allerletzt gelten!“ unterbrach ihn Laiblin nur immer sicherer. „Heut kann, wer Ohren hat zu hören, überall hören, und wer nicht übersehen will, sieht aus dem abgelegensten Winkel. Mir ist's vielmehr ein Rätsel, wie du seither auf deiner Ranzel und in deiner Seelsorge überhaupt hast bestehen können, wo doch gewiß auch in Hohenriedlingen kein Tag vergeht, an dem der Krieg nicht irgendwie an irgendeine Tür klopft. An deine eigene Haustür hat er angeklopft: der Bräutigam deiner Schwägerin fällt, du stehst am Grab und — säufelst ins Über-

irdische hinein! Ich, früher einmal dein nächster Freund, komme zu dir, ein unmittelbarer Bote und Zeuge vom Feld. Fragst du auch bloß mit einem Wort: wie sieht's da draußen aus? was ist dir begegnet und hast du erlebt?"

„Da hast du Recht. . .“ Verwirrt und beschämt über das Versäumte sah Lamparter an dem Freund hinauf, der in seinem grauen Feldkleid vor ihm stand und mit mitleidigem Überlegensein zu ihm niederblickte. „Die alten Erinnerungen haben mir's angetan — vergib mir's! 's hätte mir eher einfallen sollen!“

„Vielleicht wär's dir auch erst eingefallen, wenn ich wieder fort war, Träumer Serpentin! Freilich, so linde und liebliche Lüftlein, wie sie dir in deinem ‚warmen Nest‘ und vom Wald zuwehen, gibt's bei uns draußen nicht. Da ist klare, bissige Sturmluft und blutiger Ernst!“ Laiblin setzte sich wieder an Lamparters Seite. „Du kannst dir's ja garnicht vorstellen, wie da Tod und Leben aneinander sind und jeder Tag, jede Stunde das Außerste bringt und fordert!“ In knapper, ungeschmückter Anschaulichkeit erzählte er von den Argonnenzeiten, die er mit seiner Division durchlebt hatte, — von den Männern, jung und alt, gering und hoch, die in den Erdlöchern und Laubhütten hausten, in ruhelosen Grabenkämpfen sich aufrieben, in grimmigen Stürmen um besetzte Werke sich opferten. Von

Gottesdiensten in verfallenen, im Feuer liegenden Dörfern, unter alten Bäumen und auf vergraften Waldwiesen bei dröhnendem Geschützdonner; vom Rundgang bei Verwundeten und Sterbenden im Lazarett, von den einsamen Waldfriedhöfen mit ihren Birkenkreuzen und kunstreichen Steinmälern. Und was er erzählte, von der Somme, von Flandern — alles war getragen von einem nicht vorbringlichen, aber in sich gegründeten Stolz und echtem Vaterlandseifer.

Raum eine Frage oder auch nur einen Ausruf, der seine Aufmerksamkeit bekundete, schob Thomas dazwischen. Den Ellenbogen gegen die Armlehne seines Stuhls, die Stirn gegen die Hand gestützt, saß er da. Und doch folgte er mit gespannter Teilnahme. Die Bilder und Eindrücke, die er da auf sich eindringen lassen mußte, ob er wollte oder nicht, beschäftigten nicht nur seine Einbildungskraft, sondern rührten ihm ans Herz. Er mochte sich sträuben und sperren — und er tat es kaum noch mit halber Kraft —: das Wesensfremde, Seelenferne machte in seiner Unmittelbarkeit ein Recht an ihn geltend. Oder war es Laiblins in sich geschlossene, unbeirrbar sichere Sicherheit, die ihn mehr und mehr, wie in entschundenen Tagen, sich untertan machte? Sein eigenes bisheriges Tun und Lassen wollte ihm verkehrt, selbstisch und unrecht erscheinen . . .

„Übrigens,“ schloß Laiblin nach einer kurzen Pause mit einer Wendung vom Allgemeinen ins Persönliche, „heut noch wär's das beste für dich, du würdest Feldgeistlicher wie ich!“

„Ich? Das ist nicht dein Ernst —“ Lamparter löste sich aus seinem Nachsinnen; er meinte den Freund nicht recht verstanden zu haben.

„Freilich ist's mein Ernst! Die Behörde ist ständig in Verlegenheit und auf der Suche nach Pfarrern. Die draußen sind, reichen nicht; aus dem Waffendienst will man sie nicht holen; die Jüngeren in der Heimat, die in Betracht kommen, sind rar. Warum solltest du dich nicht noch melden?“

Thomas deutete lächelnd nach seinem Fuß, als müßte allein schon dieser Hinweis Laiblin von solchen Phantasien abbringen.

„Nein — du brauchst mich garnicht auf dein kleines Gebrechen aufmerksam zu machen! Daran denk' ich auch so. Deswegen wirfst du, wie heut die Dinge liegen, gern und gut genommen!“

„Jetzt bist du der Schwärmer, Erwin!“ Ungläubig schüttelte Thomas den Kopf. „Und sogar, wenn mein Fuß mich nicht hinderte,“ setzte er, von der bloßen Möglichkeit erschreckt, lebhaft hinzu, „wer sollte mich hier ersetzen? Da ist weit und breit bloß der alte, gelehrte Hausmann in Wörlingen, der schon zwei Gemeinden versieht und —“

„Der versteht auch eine dritte! Draußen bist du nötiger. Da findet sich Rat!“

„Und — wenn's nicht so schon ganz und gar unmöglich wär' — meine Frau erwartet ein Kleines, Erwin —“

„Das könntest du zur Not noch abwarten, Lieber!“ Es flog wieder das ihm eigentümliche, herbe Lächeln über Laiblins Gesicht. „Im übrigen werden jetzt Kinder genug geboren, ohne daß ihre Väter daheim und dabei sind . . . Ich kenn' ja deine Frau noch wenig. Wenn sie aber, wie ich fast vermute, eine dem Serpentin verwandte Sililie ist: — du darfst gegen sie und dich nicht weicher sein, als unzählige Männer sind!“ Es klang schroff, jede Gefühlschwäche abweisend. „Laß nicht dem Weib deine Kraft heißt's in den Sprüchen Salomonis!“ fügte er mit Nachdruck noch hinzu.

Es war zum ersten Mal, daß auch Lamparters Stirnsich bewölkte. Daß Laiblin in solcher Weise auf Elsbeth anspielte und rücksichtslos an die verborgene, tiefe Gemeinschaft zwischen ihm und ihr tastete, verletzte ihn.

Bevor er eine Entgegnung fand, wurde Laiblin selber seines Mißgriffs gewahr. Entschuldigungen waren seine Sache nicht. Doch schlug er, aufstehend, wieder die alte, herzlichere Saite an. „Du mußt das mit deinem Gewissen ausmachen, Thomas. Aber je mehr ich meinen

Einfall bedenke: du gehörst heraus aus deiner verzauberten Klausel, und wenn du tun willst, was du dir und deiner Zeit und deinem Land schuldig bist, tu's mit beiden Füßen!“

„So wie du's zuletzt gemeint hast, kann's nicht sein,“ wehrte Thomas noch einmal. „Aber ich will wenigstens versuchen, mehr als seither mit der Zeit zu gehen. . . Du willst doch nicht schon ans Aufbrechen denken?“ Er verstand nun erst, daß ihm Laiblin zum Abschied die Hand hinstreckte.

„Es wird dunkel. Wir dürfen bei den schlechten Wegen nicht lang in der Nacht herumfahren!“ Sie hatten beide nicht darauf geachtet, wie die Dämmerung durch die Fenster hereingeschlichen war. Auch Thomas erhob sich. Laiblin hielt ihn bei der Hand. „Jetzt hab' ich dich wieder — das laß dir gesagt sein!“ Er lächelte, während seine hagere Gestalt sich stramm aufrichtete: „Ich geb' dich so bald nicht wieder los! — — Martha ist übrigens auch im Feld,“ erzählte er, als sie schon die Stube verließen. Er nannte eine größere französische Stadt, wo sie als Oberschwester in einem Kriegslazarett wirkte.

„Wie schön für euch zwei,“ erwiderte Thomas mit ehelicher Freude. Eine unausgesprochene Erinnerung, die noch zwischen ihm und Erwin Laiblin gestanden hatte, war nun auch freundlich beglichen. —

Unten, im schon erleuchteten Eßzimmer unterbrachen sie mit ihrem Eintritt Frau Hedwig in einem sprudelnden Vortrag über das „Einmachen ohne Zucker“, den sie, bei Elsbeth auf dem Sofa sitzend, mit dem anschaulichsten Spiel ihrer gepolsterten Händchen begleitete. Laiblin stellte durch einen Blick aus dem Fenster fest, daß der Knecht vom „Ochsen“, wie bestellt, mit dem Rüttschlein vorgefahren war.

Thomas und Elsbeth brachten ihre Gäste bis vors Haus. Frau Hedwig tuschelte Elsbeth noch Bedeutungsvolles zu: praktische Winte über Wochenbett und Kinderpflege. Laiblin nahm seinem Leibfuchs das Versprechen ab, ihn in den acht Tagen, die vom Urlaub noch blieben, in Marktgröndau zu besuchen.

„Vergiß nicht, was wir besprochen haben, Serpentin!“ rief er noch vom Wagensitz herunter. Mit militärischem Gruß legte er die Hand an die Feldmütze.

„Viel Glück und auf Wiedersehen!“ schmetterte Frau Hedwig aus ihren Hüllen. Und der Einspanner holperte flott die Dorfstraße hinunter...

Elsbeth und Thomas kehrten ins Zimmer zurück. Ehe ein Wort getauscht wurde, lehnte sie sich in leiser Bärtlichkeit an ihn, barg, wie Schutz suchend, den Kopf an seiner Brust.

„Du bist müd“, sagte er zerstreut. „Es war anstrengend für dich. Leg dich eine Weile aufs Sofa!“

„Ich will nur dich fühlen,“ gab sie weich zurück. „Sie sind so anders als wir.“

„Die quirliche Frau Hedwig hat's wohl zu gut gemeint — so aufs erste Mal!“ Er fuhr ihr lieblosend übers Haar.

Elsbeth nickte und richtete sich schon wieder auf. „Sie ist ein bißchen laut. Und das vertrag' ich jetzt weniger als sonst. — Ihr beiden, Laiblin und du, seid auch so verschieden!“

„Vielleicht sind wir gerade deswegen Freunde geworden,“ meinte er nachdenklich. „Er hat, was mir abgeht: die Sicherheit, den rechten Weltwillen, das Losgehen aufs Wirkliche . . .“

„Und hat alles das nicht, was mir dich so lieb macht,“ sagte sie überzeugt.

Er schien sie kaum zu hören. In eine weite, drohende und doch wieder gebieterisch fesselnde Ferne schaute er. Seine Seele war befangen vom Erleben dieser Stunden. Er kam von dort erst zurück, als er Elsbeths Augen auf sich haften fühlte: sie standen in Tränen.

„Was ist dir?“ fragte er besorgt und erstaunt.

„Mir war nur so seltsam,“ antwortete sie gedämpft, mit einem Lächeln über sich selber. „Plötzlich, als hätt' ich dich garnicht mehr neben mir . . .“ Offenbar wollte sie mehr sagen, fand die Worte nicht für ihr Gefühl, das wie ein Erschrecken über ihren Bügen lag.

Er schüttelte den Kopf. Es war wohl ihr.

Zustand, der sie so empfindsam und widerstandslos machte. Ober las sie wieder in seinem Herzen, was er selbst noch nicht zu deuten wußte?

Als müßte er sie schützen, und sich mit ihr, umschloß er sie mit seinen Armen . . .



Die Suppenkätter hatte eine Schwester, die nicht die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch nahm, um etliche Jahre jünger war und zwar auch über eine beträchtliche, aber nicht so zänkische und auch nicht so biblische Beredsamkeit verfügte. Im Gegensatz zur älteren, die besen-dürren Leibs und verkniffenen Aussehens war, hatte die jüngere Schwester eine behagliche Fülle, ja die Natur hatte sogar teilweise zu viel an ihr getan: ihr rotes Gesicht war mit Warzen und Härchen reich bestanden, und ihren Hals verunstaltete ein Auswuchs, der die minder zart-fühlenden Hohenriedlinger veranlaßte, sie kurzweg unter dem Namen „die kropfete Christiane“ zu kennen und zu nennen. Für die feinfühligere Leute war sie einfach „die Christiane“. Eine recht wichtige Person war sie für die einen wie die andern: seit unvordenklichen Jahren half sie allen hohenriedlinger Kindern mit stark-händiger und achtungswerter Geschicklichkeit über die Schwelle des Lebens. Und wenn sie wiederholt ihre schwerwiegenden Schritte zu einem

bestimmten Haus lenkte, so war das von ähnlich symbolischer Bedeutung; wie wenn der große Schweiger Schmidt-Christian mit einem zylinderartigen Hut umging: bloß daß der Mesner kundtat, einer aus der kleinen Gemeinde habe die Augen zum letzten Schlaf zugetan, die Christiane aber die Verheißung gab, einer oder eine wolle sie zum Licht des Tages erst aufschlagen. So wußten denn auch die Hohenriedlinger, nachdem die Christiane zweimal in einer Woche, und zudem in ihrem schießenden, mit zwei Samtbändern festgeknüpften sonntäglichen Rapotthut, nach dem Pfarrhaus geschnauft war, daß ein kleines „Pfarrerle“ dicht um den Weg sei.

Elsbeth sah der schweren Stunde mit fröhlichem Vertrauen entgegen. Sie war gewohnt, die Seelsorge, die ihrem Mann oblag, in ihrer klaren, selbstverständlichen Weise zu unterstützen; für jede Besucherin hatte sie im Pfarrhaus Herz und Hand offen und tat auch gern einen Gang, wo sie sich bei einem alterstranken „Fraule“ oder in einer kinderreichen Stube Gutes davon versprach. Das mußte sie nun schon seit einigen Wochen lassen. Aber auch die Tätigkeit daheim, wo das fahrig-e Gretle in der Küche und auf den Stuben, im Garten und bei den Hühnern der Aufsicht und Anleitung noch wohl bedürftig war, ließ sich beschwerlicher an. Ofter und

länger als sonst saß sie mit der Handarbeit oder einem Buch oder auch mit feiernden Händen vor ihrem Nähtisch am Kaminfenster. Besonders lieb war ihr wieder ihre Geige geworden: fast kein Nachmittag verging, wo sie sie nicht in ernstern, andächtigen Fugen- und Sonatensätzen oder in jubelnd-einfachen Liedweisen, wie sie die Phantasie ihr eingab, durchs Haus singen ließ. Am Abend, nach dem Essen berebete sie Thomas, sich ans Klavier in der guten Stube zu setzen und sie, ein so mähtiger Spieler er war, zu begleiten: dann leuchteten ihre Augen festlich auf, ihre und seine Seele schmolzen — so fühlte sie es — mit den Tönen ineinander, sagten sich das Verschwiegenste und schufen am Glück der Kleinen, der dritten, die da kommen sollte.

Auch Thomas ahnte in solchen Augenblicken, was in Elisabeth vorging; er empfand den Segen, der ihm in ihr geschenkt war, und den köstlichen Frieden seines Heims. Aber es waren Stimmungen, die nicht vorhielten. Bis vor kurzem hatte das, was in jenen Tönen auflebte, mit einem dauernden, feinen Feiertagsklingen sein ganzes Tagwerk begleitet. Jetzt hörte er nur noch selten, nur noch ungewiß diese stille Musik. Sein war freilich nicht die herbe, gewaltsame Sicherheit der Wirklichkeitsmenschen, die er bewunderte: wohl aber die in nichts zurückstehende, zarte derer, die aus dem Jenseitigen die wunder-

hafte Kraft schöpfen für das Diesseitige. In dieser seiner Sicherheit war er beirrt, aus ihrer unschuldigen Ruhe aufgeschreckt. In alles, was er bei sich sann und nach außen wirkte, stachen Zweifel und Frage. Sich und dem Freund hatte er gelobt, der Zeit mit ihrem lärmenden, kriegerischen Geschehen näher zu rücken. Er war ein schlechter Zeitungsleser gewesen: in der hauptstädtischen Zeitung, die er sich hielt, war er über die Heeresnachrichten, über Schilderungen aus dem Feld, über das Politische immer schnell und scheu hinweggeglitten; nur was seinen engeren Kreis berührte — Mitteilungen aus heimatlichen Gegenden, die er kannte, Familiennachrichten, die den Faden zu den Bundesbrüdern und den wenigen Bekannten im Land spannen, allenfalls einen wissenschaftlichen Aufsatz in der „Beilage“ — hatte er beachtet. Nun wollte er es genauer nehmen. Gerade in das Kriegerische und Politische las er sich gewissenhaft hinein. Sein Schwiegervater, der Oberreallehrer, hatte ihm gelegentlich eine Drucksache, ein Schriftchen zugesandt, in denen die militärischen, die wirtschaftlichen Leistungen der Deutschen ins rechte Licht gerückt, die argen und hinterlistigen Mächenschaften der Feinde gegeißelt, weitschweifende politische Zukunftspläne auseinandergesetzt wurden. Um das Wichtige herauszuheben und die Übereinstim-

mung des Senders mit dem Gedruckten oder auch Mißfallen und Entrüstung kundzutun, waren Rot- und Blaustriche, die Frage- und Ausrufezeichen nicht gespart — und dennoch hatte Lamparter das meiste schöne liegen gelassen und beiseite gelegt. Was er noch finden konnte, suchte er jetzt hervor. Mit redlichem Bemühen ging er den Darstellungen und Gedankengängen nach, suchte Kenntniß und Urtheil zu gewinnen. Aber so fast eigensinnig er sich in den neuen, fremden Stoff hineinzubohren suchte — immer wieder flohen seine Gedanken davon, irrten seine Gefühle ab. Laiblins Felderlebnisse hatten stark und unmittelbar auf ihn gewirkt; dies Druckwerk wollte hartnäckig totes Papier bleiben.

Mit Elisabeth über das, was ihn umtrieb und plagte, zu reden, vermied er. Gewohnt, alles und zumal jede ernstere Frage, die ihn behelligte, mit ihr zu teilen, wurde es ihm nicht leicht; aber die Rücksicht auf ihren Zustand verbot ihm die Zuflucht zu ihrer treuen Kameradschaft. War es nicht schon unverantwortlich genug, daß er nicht mehr und vollständig in der Sorge um sie aufging und mit erhobenem Herzen sich nur auf das Wunder vorbereitete, das so nahe bevorstand? Undankbarkeit und Leichtsinn warf er sich vor und verdoppelte seine zärtliche Aufmerksamkeit. Er hütete ihre Schritte, kam zu allen Stunden mit teilnehmenden Fragen, gab gut-

gemeinte Ratschläge. Seine zunehmende, innere Rastlosigkeit entging ihr nicht. Aber war sie feiner zu sicher, oder war ihr reger, tiefspürender Sinn abgelenkt — sie deutete seine Unruhe ganz nur als Besorgnis um ihr Ergehen. Da die Christiane ihr beim letzten Besuch im Pfarrhaus noch für mindestens eine Woche Geduld empfohlen hatte, war sie es, die ihn eines Morgens beim Frühstück an den versprochenen Besuch in Marktgröndau mahnte.

„Das schlag' ich dir hoch an, daß du mich so tapfer fortjagst!“ scherzte Thomas. „Aber daraus kann jetzt nichts mehr werden!“ Er wehrte ihren Vorschlag um so entschiedener ab, als er die Scheu, sein Versprechen einzulösen, bisher vor sich selber damit entschuldigt hatte, er könne Elisabeth nicht allein lassen.

„Auf die Christiane ist Verlaß,“ meinte Elisabeth nur um so zuversichtlicher. „Heut gibt's einen leidlich hellen Tag. Geh nach dem Mittagessen hinüber! Wenn du's noch lang aufschiebst, ist Laiblins Urlaub vorbei!“

„Das ist er so schon fast. Er hat noch von acht Tagen gesprochen. Vier, nein fünf sind herum. Die letzten wird er lieber mit der Familie allein haben wollen!“

Elisabeth gab sich nicht zufrieden. „Ich hab' noch gestern an Agnes geschrieben. Spätestens heut gegen Abend ist sie hier — das glaub mir.“

Vielleicht schon eher! Du mußt deinem Freund Wort halten!“ Sie gab nicht nach mit Zureden, bis Thomas wenigstens versprach, sich's zu überlegen . . .

„Tu, vor was du dich fürchtest!“ — das war ein weises Wort, das Lamparter einmal irgendwo aufgefangen hatte und sich manchmal vor-sagte. Bei strengem Zusehen entdeckte er, daß er sich fürchtete — mehr noch vor dem Wiedersehen mit Laiblin als vor einem Fehlspruch der kundigen Christiane. Erwin konnte ihm nicht mit Unrecht sein Ausbleiben übel auslegen, nachdem sie sich beide die alte Freundschaft zu pflegen gelobt hatten. Vielleicht brachte auch ein neues Zusammensein mit dem Freund garnicht, wie er scheute, neue Beunruhigung, sondern willkommene Klärung. „Tu, vor was du dich fürchtest!“ — beim Essen gab Thomas seinen Entschluß kund, es mit dem Ausflug nach Marktgrönuau wahr zu machen.

Sonne lag keine auf der Landstraße, aber es schritt sich leicht und frei auf dem trockenen Boden und in der anregenden Winterluft, als Lamparter Haus und Dorf hinter sich hatte. Nachdem er die Straße verlassen und über einen furchigen Feldweg in den tiefen, schweigsamen Forst eingelenkt hatte, tat ihm die Waldstille wunderbar wohl. Er dachte ohne Sorge, nur mit einer reinen, beglückenden Freude an Elsbeth,

fühlte sein Herz von Dank geschwellt, wie lange nicht, und malte sich bald mit verschmitztem Lächeln, bald mit ernsthafter Würde, wie er sich als Vater ausnehmen werde. Ein aufgeschreckter Hase kreuzte seinen Weg, überpurzelte sich und verschwand im Lannicht. Das will bedeuten, sagte er sich, du sollst kein solcher Hasenfuß sein in allen Dingen! Und er sah auch das Wiedersehen mit Laiblin von der frohen Seite. Was ihn die Tage her gequält hatte, verlor seine Härte und Undurchsichtigkeit. Was Wunder, wenn er nicht von heute auf morgen aus einem friedsamem Einsiedel ein waffen-trugiger Patriot werden konnte! Besser als allein würde er sich in Gemeinschaft mit Erwin vollends den Star stechen und alles ins Rechte rücken. Aber die Maßen schön war es doch; daß er zur guten Stunde den treuen Jugendgefährten, den erfahrenen Mentor und Wegweiser aus unverlierbaren Tagen wiedergefunden hatte!

Vom munteren Fürbaßgehen geriet er ins Laufen, bis ihm ein Bäuierlein, das bedächtlich seither eine kuhbespannte Reissigfuhr heranzuführte, unversehens mit Gefährt und Tier die Bahn sperrte. Hilfsbereit half er die festgefahrenen Räder heben und den Wagen wenden. Selbender gingen sie in gemütlichem Gespräch vollends durch den Wald und bis ins nahe ge-

legene Bieflingen. Von da waren es nur noch knappe drei Viertelstunden nach Marktgrönuu. Es galt noch, einen mäßigen, kahlen Budel zu übersteigen; dann führte die wiedergewonnene Landstraße topfeben ans Dorf heran, das, größer und wohlhabiger als Hohenriedlingen, aber nicht so heimelig-zusammengedrängt, an den Rand der Hochebene sich hinlagerte.

Mit einem herzhaften „Also doch noch!“ wurde er von Laiblin in seiner Stube empfangen. Frau Hedwig hatte ihn dorthin gewiesen, als er, durch den winkligen Flur des Pfarrhauses zum Hof verirrt, sie beim Wäscheaufhängen überrascht hatte. Und er fand Erwin mitten in der Vorbereitung für einen „Gemeindeabend“, zu dem er heute seine Bauern eingeladen hatte.

„Also komm' ich rechtschaffen ungeschickt!“ sagte Lamparter mit entschuldigendem Bedauern.

„Das hast du dir selber zuzuschreiben,“ erklärte Laiblin mit seiner trockenen Offenheit. „All die Tage her war ich frei und hab' auf dich gewartet. Mach kein so unglückliches Gesicht! Eine Stunde hab' ich noch zu tun. Solang besiehst du dir meine Photographien aus dem Feld. Da setz dich her!“ Er schob ihm einen Stuhl an den mit Blättern und Zeitschriften bedeckten runden Tisch, breitete eine stattliche Sammlung von Bildern vor ihm aus. „Und

jekt auf Wiedersehen!“ Damit setzte er sich wieder hinter das tafelartige, vierbeinige Gestell, das ihm als Schreibtisch diente.

Thomas sah sich, ehe er sich ins Anschauen der Bilder vertiefte, im Studierzimmer des Freundes um. Nüchtern, fast dürftig war es hier. Die spartanische Anspruchslosigkeit, die kein unnötiges Möbel duldete und als einzigen Wandschmuck einen vergilbten Stich von Leonardos „Abendmahl“ durchließ, war ein getreuer Ausdruck von Laiblins bedürfnisloser Natur. Blendend weiße, steife Übervorhänge an den Fenstern machten die kühle Einfachheit noch strenger. Den Rock lässig aufgekнопft, beugte Laiblin den bleichen, schwarz umrahmten Kopf mit verschlossenem Nachsinnen über das Papier, auf das er mitunter in einer winzigen Schrift Notizen machte. Die Photographien, mit denen Lamparter sich die Zeit vertreiben sollte, trugen auf der Rückseite einen kurzen, erläuternden Vermerk: sie veranschaulichten in gelungenen Ausschnitten, oft mit verblüffender Schärfe das Wald- und Grabenleben in den Argonnen, von dem Laiblin in Hohenriedlingen erzählt hatte. So recht gefesselt war Thomas erst, als er Aufnahmen der alten Universitätsfreunde entdeckte, die er zum erstenmal seit Jahren und nun im unvertrauten Kriegskleid wieder sah. Besonders ein Bild Karl Niethammers mußte er immer

wieder betrachten: wie hatte das knabenhafte, vergrübelte Antlitz sich zu reifer und trotziger Männlichkeit entwickelt; in blihendem Wagemut blickten die Augen unter der Stahlhaube vor, der Körper war wie gespannt von stählernem Kampfwillen. Und kaum anders war es bei Weigle, bei dem gefallenem Duttenhofer, den ein Bildchen „drei Tage vor seinem Tod“, wie der handschriftliche Vermerk lautete, im Unterstand unter fröhlichen Kameraden zeigte. Wahrhaftig, sie durften schon stolz sein, einer wie der andere, die da einst mit ihm aus der Jugend ins erste Mannesalter hinübergewandert waren! Sie waren ihrem Schicksal nicht aus dem Weg gegangen. Und es mußte doch eine große, doch eine heilige Sache sein, von der sie sich ergreifen ließen; die Männer und Helben aus ihnen schmiedete . . .

Ehe ihm noch die Zeit lang wurde, war Laiblin fertig und trat zu ihm. „Hast du nicht Lust, mich heut abend bei meinen Bauern über die Zeitläufte reden zu hören?“ fragte er aufgeräumt.

„Dazu wird mir's nicht reichen,“ meinte Thomas. „Ich darf nicht spät aufbrechen. Ich lass' jetzt ungern meine Frau länger allein.“

„So spät wird's garnicht. Pünktlich um sechs fang' ich an, mehr als eine halbe Stunde sprech' ich nicht, und die ‚Diskussion‘, die doch

nur auf ein Frag- und Antwortspiel hinausläuft, schenkst du dir. Nacht wird's ja sowieso auf den Heimweg, und vielleicht ist's gut, du hörst einmal, wie ich meinen Bauern den rechten Zeitverstand einhämmere!" Erwin begleitete die letzten Worte mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

Lamparter hatte, nun es sich einmal so traf, nicht übel Lust, die Einladung anzunehmen. Am Ende war das freilich gerade das, was ihm not tat. Aber Elisabeth . . .

Bevor er in seinen Erwägungen weiterkam, klopfte es an die Tür.

Laihlins „Herein“ blieb ohne Erfolg. „Du wirst sehen, wir sollen heut nicht ungestört bleiben!“ sagte er ärgerlich und öffnete.

Draußen stand, den runden Hut in der Hand drehend, zu verlegen, um einzutreten, ein Mann in mittleren Jahren, im sonntäglichen, beinahe städtischen Rod.

„Sie sind's, Herr Ziegler,“ begrüßte ihn Laihlins. „Nur immer herein!“

„Ich komm' gewiß unzeitig,“ entschuldigte sich der Ankömmling und zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern. „Ich hab' mich grad' freimachen können, und meine Frau hat mir keine Ruh' gelassen.“ Er kam noch immer nicht über die Schwelle und schaukelte mit seinem Hut.

„Ich weiß schon. Sie kommen wegen ihrem Traugott. Aber unter der Tür wollen wir's nicht abmachen!“ Laiblin nötigte ihn in die Stube. „Da ist mein Freund, der Herr Pfarrer Lamparter von Hohenriedlingen. — Der Herr Ziegler, unser Wagnermeister, hat seinen einzigen Sohn verloren,“ erläuterte er für Thomas. „Er war Gefreiter in unserem Kaiserregiment. — Mit Ihrer Frau,“ wandte er sich wieder an den Besucher, der jetzt unbeholfen im Zimmer stand, „war kein vernünftiges Reden!“

„Ich weiß! Ich weiß!“ bestätigte Ziegler. „Wie halt so die Weibsleut' sind. Gleich ganz aus dem Haus vor lauter Heulen und Jammern. Aber er war halt unser Einziger, der Bub, und ihr Augapfel.“

„Gewiß . . . Aber setzen Sie sich!“ Laiblin zog einen Stuhl heran, auf dessen Kante sich der Mann mit Zaudern niederließ, und setzte sich selber ihm gegenüber, hinter sein Schreibgestell. „Ihre Frau hat's eben nicht beim Wehklagen bewenden lassen,“ fuhr er fort. „Sie hat mich mit ihrem rebellischen Hadern gegen Gott und die Welt davongejagt, eh' ich zu Wort gekommen bin.“

Thomas rückte unbehaglich auf seinem Stuhl. Er deutete sich das Schweigen Zieglers, der mit einem wortlosen Bewegen der schmalen, unbärtigen Lippen in seinen Hut starrte, dahin,

daß die Gegenwart des unbekanntem Dritten ihn noch schwerer zu seinem Anliegen den Mut fassen ließ. Doch ein Zeichen Laiblins gab zu verstehen, daß Thomas auf seinem Platz bleiben solle.

„Wie ich 'm Herrn Pfarrer seinerzeit ins Feld geschrieben hab',“ begann jetzt auch der Ziegler stotternd, „wir hätten halt gern, die Frau und ich, noch ein Näheres über unserm Traugott sein' Tod und letzte Stund' erfahren.“ Nun war's heraus, und aus dem rotbraunen, verarbeiteten Gesicht schweiften ein paar erwartungsvolle und zugleich ängstliche Augen zu Laiblin hinüber.

„Leider ist's nicht viel, was ich von Ihrem Sohn hab' in Erfahrung bringen können.“ Laiblin zog aus der Brusttasche ein Notizbuch und blätterte darin. „Auf den dritten Dezember hat das Regiment eine Erkundung befohlen. Unter denen, die sich freiwillig bei ihrer Kompanie zu dem Unternehmen gemeldet haben, war der Gefreite Ziegler, Traugott, der erste. Der Feind hat zu früh gemerkt, daß etwas im Gang war, hat starkes Sperrfeuer geschossen, und ein Granatsplitter hat Ihrem Sohn den sofortigen Tod gegeben. Wegen des Feuers hat er erst die Nacht drauf geborgen werden können.“

Eine Pause trat ein.

Nur das schwere Atmen des Vaters war zu

hören. „Und des wär' alles?“ fragte er endlich mit einem leeren, gepreßten Ton.

„Beerdigt hat Ihren Traugott mit zwei andern unter militärischen Ehren mein Amtsbruder Schnaitz. Ein Bild von dem Soldatenfriedhof, in dem er liegt — Sie sehen auch sein Grab und das schöne Kreuz, das ihm die Kameraden gestiftet haben —, hab' ich Ihnen mitgebracht!“ Laiblin reichte die Photographie aus seinem Notizbuch hinüber.

Ziegler nahm das Blättchen umständlich in die Hand und schaute darauf. „Und des wär' dann alles?“ wiederholte er, wieder nach einer Pause, und rieb sich mit dem Handrücken die Stirn. „Daß er sich auch gar so viel vorgedrängt hat,“ murmelte er vor sich hin. „Wo er doch gewußt hat, wie wir an ihm hängen!“

„Das ist sein Schmutz und Ehrenkleid,“ sagte Laiblin fest. „Daran wollen wir nicht tasten, Herr Ziegler!“

„Ich mein' bloß, er hätt' dran denken sollen,“ beharrte der Ziegler bei seiner Meinung.

„Wenn jeder zuerst an sich dächte,“ klang es ihm herb und tadelnd entgegen, „so stünd's so gut nicht um unsere deutsche Sache. Seien Sie stolz drauf, Herr Ziegler, daß der Traugott höher als alles seinen Kaiser und sein Vaterland gehalten hat. Sich und Ihnen und uns übrigen hat er Ehre damit gemacht!“

„Ja, ja,“ gab der Wagnermeister verständnislos zurück.

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

„Ja, ja. Es wird schon so sein.“ Er erhob sich schwerfällig. „Ich mach' halt meinen Dank, Herr Pfarrer.“

Laiplin gab ihm das Geleit an die Tür. Lamparter sah ihm nach. Das stumme Herzleid, in das er Einblick getan hatte, ergriff ihn im Tiefsten. Der ganze Zweck und Wert eines Elternbafens war da zerschmettert mit in ein fernes Soldatengrab gesunken, und kein Zeichen, kein letztes Wort des Gedenkens war übrig geblieben, das tröstend herüberrief. Er bewunderte den gebeugten, vereinsamten Mann. Er bewunderte, ja er beneidete fast den Freund, der aus nächstem Erleben den Mittler zwischen Tod und Leben machen durfte. Und wie selbstgewiß gab der den Trost aus seiner gefestigten Vaterlandsanschauung — arm, unwirklich stand man mit seiner Erd- und Zeitfremdheit daneben . . .

Als Laiplin wieder allein mit ihm war, machte Thomas kein Hehl daraus, wie ihm das Gesehene und Gehörte nahgegangen war. Laiplin machte sich mit der Eröllampe zu schaffen, die er auf den Tisch stellte und anstekte. „Nun glaubst du's wohl auch bald,“ meinte er, „daß es ein anderes ist um dein bleichsüchtiges

Eräumen, Thomas-Serpentin, und ein anderes um die harte, große Wirklichkeit!“

„So nah, wie sie dir ist, Erwin, würd' sie mich zerdrücken und zersprengen!“

„So wenig wie mich! Keiner weiß, wer er ist und wie stark er ist, eh' er's nicht ausprobiert hat! Dem Ziegler sein Fall ist einer aus hundert und nicht einmal der schwersten einer!“ Laiblin berichtete von der weitläufigen Korrespondenz, die er im Feld draußen, „nach Feierabend“, wie er sagte, noch mit Eltern und Witwen, Brüdern und Bräuten von Gefallenen und Verwundeten zu führen hatte. —

Während sie so plauderten, wirbelte Frau Hedwig herein, entschuldigte ihre Saumseligkeit, brachte einen Schoppen Rotwein, Gläser, eine Schale mit Backwerk, weil es doch für den Kaffee zu spät sei und zum Nachtessen zu früh.

„Thomas bleibt zum Gemeindeabend hier,“ erklärte Laiblin, als wäre das so ausgemacht. „'s ist ohnehin nicht mehr lang bis dahin!“ Er sah auf die Uhr und goß dann die Gläser voll. „Wenn ich auch nicht mehr rauche, einen Schluck von unserem ehrlichen Landwein trink' ich noch gern wie in alten Zeiten!“ Gutgelaunt hielt er Lamparter sein Glas entgegen.

Thomas tat ihm und Frau Hedwig, die sich „auf einen Sprung“ herzusetzen, Bescheid. Segen sein Dableiben machte er noch einmal alle trif-

tigen Bedenken geltend. Aber Laiblin wollte nichts davon hören, und Frau Hedwig, die sich angelegentlich nach Elisabeth erkundigte, bewies mit wortreichen Gründen, daß die Männer in solchen Fällen allemal noch ängstlicher seien als die Frauen und er, Lamparter, seine Frau um neun Uhr noch so wohl auf trafe wie um acht. Als sie dann noch den „Gottsholde“ und das „Nidele“ zum Grüßgottsfagen auf den Plan brachte, fand Thomas nicht wieder den Rang, vom Fortgehen zu reden . . .

Der „Gemeindeabend“ fand im Marktgrödnauer Schulhaus statt. Da die Marktgrödnauer wußten, ihr Pfarrer werde sich für geraume Zeit wieder das letzte Mal vor ihnen hören lassen, hatten sie sich recht vollzählig eingefunden, und nicht etwa bloß die Bauern waren zur Stelle, sondern man sah auch — vereinzelt freilich und schüchtern — einige Bauersfrauen in den Reihen sitzen. Lamparter trat unter den Letzten in das überfüllte, von einer Hängelampe spärlich erleuchtete Klassenzimmer. Ehe er recht Umschau halten konnte, stand Laiblin auf dem Katheder, und das ohnedem zurückhaltende Reden und Hüfteln verstummte.

Laiblin war nicht das, was man einen guten Redner heißt. Seiner Stimme fehlte der Wohlklang. Spröde und stoßweise lösten sich ihm die Worte und die Sätze vom Mund; seine Sprache

war nüchtern, ohne Poesie und Schwung. Nur eine einzige, hämmernde Bewegung des rechten Armes belebte die bolzengerade Gestalt im langschößigen Uniformrock. Aber in dem ländlichen Zuhörerkreis und auch bei Thomas fand das Was seiner Rede mehr Aufmerksamkeit als das Wie. Die Ränke der Feinde, ihren habgierigen Brotneid, ihren haßvollen Feldzug der Lüge und Verleumdung, den ganzen, alle Mittel der Welt anbietenden Willen zur Vernichtung umriß er mit derben Strichen. Keine grimmere Not und bitterere Prüfung war je über ein Volk gekommen. Was es darum in sich hatte an Mut und selbstverleugnenden Kräften, an waffenfähigen Menschen, Schätzen des Bodens und Früchten des Aders, an zäher Arbeit in Werkstätten und Fabriksälen, war nur gerade genug zur Behauptung. Unerbittlicher als die hochtrabendsten Sprüche zeugten die Zahlen und Tatsachen. Wunder des Heldentums wurden von denen draußen an allen Fronten verrichtet: im Kugelregen, im Hauch giftiger Gase, über und unter der Erde, in den Lüften und unter den Wassern des Meeres, — aber es half nur, wenn die daheim ihnen ebenbürtig waren. Viel wurde geopfert, aber nicht genug. Es gab kein Genug. Jeder einzelne, aber auch gar ein Jeder mußte sein Letztes hergeben. Mußte aufstehen und sich niederlegen mit dem Gedanken an die Not des Volkes und

an seine Pflicht. Denn es gab nur den Sieg oder den Untergang . . .

Wie er mit der schlagartig sich hebenden und sich senkenden Faust tat, so hämmerte Laiblin diese Erkenntnis in die dicken, hartschädlichen Bauernköpfe und die Bauernherzen, daß der und jener von den braven Marktgrönauern ungemütlich hin- und herrückte oder sich duckte oder leise ächzte — die meisten aber mucksmäuschenstill an den Lippen des Pfarrers hingen. Als er dem Elend einer Niederlage die weite, stolze Fernsicht des Sieges gegenüberstellte, riß Thomas sich schweren Herzens los und drückte sich unauffällig aus dem Schulzimmer in den Gang und ins Freie . . .

Schmächtig leuchtete ihm die Mondsichel, die über den Rand der Hochebene stieg, auf den Heimweg. Grauweißes Gewölk machte dem Himmel die dunkle Bläue und das klare Sternlicht streitig, und gleich hinter den letzten Häusern von Marktgrönau herrschte nur die scharfe Luft der Nacht. Thomas zog den Radmantel fester um die Schultern, schlug die Kapuze noch über den Hut und schritt tüchtig aus. Fast mehr noch die innere Erregung als die finstere Unwirtlichkeit des vorgerückten Abends trieb ihn vorwärts: er hatte noch nie einen rein politischen Vortrag über die Fragen der Gegenwart gehört; darum wirkte, was Erwin gesprochen — auch soweit ihm

Gebanken und Ereignisse bekannt waren — mit der ursprünglichen Macht des Ungewöhnlichen und Neuen auf sein Gemüt. Das Volk, sein Volk, lebte doch eigentlich nur als ein Begriff in seiner Vorstellung; zum ersten Mal hatte er es heute als ein Lebendiges und Großes empfunden und sich in Gemeinschaft mit ihm. Die Not schrie — ein drohendes, ungeheures Schicksal — über das ganze Land. Jeden einzelnen rief sie beim Namen. Von ihr sich ausschließen, sich vor ihr verstecken, durfte keiner. Wie war es möglich, daß er abseits stand? Woher nahm er das Recht, sich in seine glückliche Stille zu ducken und zu warten, bis das Wetter, das tobte, von den andern bestanden und abgewehrt war? Alle gaben, alle stritten und litten — und er verschränkte leblos und lieblos die Arme? Die Beschämung packte ihn, ein beinahe körperlicher Schmerz. Unwillkürlich blieb er stehen. Es war ihm, als hätte er in der Finsternis den Weg verloren und irrte ohne Ziel, einsam durch die Nacht . . .

Nein. Es waren nur seine aufgeregten Sinne, die das Innere ins Äußere setzten. Die schwarzen, häuserhaften Umrisse dort waren Zieflingen, das er eben in achtloser Eile durchschritten haben mußte. Und was ihn jetzt aufnahm, war wieder der weite, schweigsame Wald, hinter dem er die Straße und auf ihr sein Höhen-

riehlingen erreichte. Als er nun aber wieder wegsicher fortließ und seine Gedanken, die ganz am Rückwärtigen gehaftet hatten, vorauseilten, überschlich ihn aus der Tiefe des Waldes ein Bangen und wuchs von Schritt zu Schritt: nie und nimmer hätte er so lange ausbleiben dürfen. Elsbeth — wenn aller Weisheit der Christiane zum Troß, während er fern war, ihre Stunde gekommen war? Von den starrenden Bäumen herunter, aus dem struppigen Buschwerk und dem bleichen Schneeblinken dahinter trocken tausend Ängste und Anklagen. Wie leicht hatte er sich bereden lassen, über die Zeit zu bleiben, nachdem er es am Morgen noch für unverantwortlich gehalten, über Land zu gehen! Und nun lag sie vielleicht daheim in Schmerzen — ohne seine tröstliche Nähe. Nicht auszudenken war's! Ihm brach der Schweiß aus. Vom Laufen geriet er ins Rennen. Und dabei fing ihn jetzt gerade sein Fuß, der sich so selten lästig machte, zu hemmen an, daß er strauchelte und sich des Fehltreten kaum erwehren konnte. Er war am Verzagen — so quälten ihn die Bilder, die er sich vormalte, und die Hindernisse, die sich auf den rissigen, unguten Weg legten. Da lichtete sich der Wald. Übers aufgehellte Feld winkte die Landstraße . . . Er atmete auf, als er sie betrat, und marschierte in einer gemäßigteren, gleichförmigeren Eile.

Das Dorf lag still am alten Fleck, ausgestorben wie immer um diese für Hohenriedlingen späte Stunde. Da und dort war Licht hinter den Scheiben, aber kaum ein Laut drang auf die leere Gasse, in die von ferne der Kirchturm hineinschattete.

Im Pfarrhaus, das jetzt vortrat, waren helle Fenster, unten und oben, mehr als sonst. Lamparter fühlte sein Herz pochen bis in den Hals. Hatte ihn die bange Vorahnung doch nicht getrogen?

Im Flur nahm er sich nicht Zeit, den Mantel abzuhängen. Gleich sah er in die Eßstube. Die Lampe brannte, aber niemand war da. Auch die Küche fand er leer. Er stieg die Treppe hinauf. Ein Flüstern und Wispern kam ihm von oben entgegen. Dann polterte das Grotte herunter, auf ihn zu, krebsroten Gesichts, die Augen blöd aufgerissen, und grußlos an ihm vorbei. Das „Pſcht! Pſcht!“, das ihr nachdrohte, ging von der Christiane aus, die, als Lamparter droben anlangte, gerade in der Tür, die seinem Studierzimmer gegenüber lag, verschwinden wollte.

„Pſcht! Pſcht!“ galt es nun auch ihm. Die Alte legte die Finger vor die breiten Lippen, lehrte auf den Zehenspißen zu ihm um. „'s ist gut, daß Sie kommen, Herr Pfarrer!“ flüsterte sie bedeutungsvoll. „Ihr Grotte, die daltete

Gans, hätt' mich auch eher holen können. Aber 's wird schon alles recht, wenn's Gottes Wille ist.“ Ihre Augen zwinkerten fast gleichzeitig voll Schläue gegen ihn und voll Andacht nach oben.

„Ja — was ist denn?“ stammelte Thomas, obwohl er nicht mehr zweifeln konnte, woran es war. „Es steht doch nicht schlimm? Ist meine Schwägerin nicht da — aus der Stadt? Seit wann —“ Ein Stöhnen hinter der Tür schnitt sein überstürztes Fragen ab.

Die Christiane schüttelte energisch den Kopf und legte von neuem mahnend die Finger vor den Mund. Nur von Sorge und Angst beherrscht, wollte er an ihr vorbei, wollte zu Elisabeth. Mit einem entschlossener: „Nix da, Herr Pfarrer!“ sperrte die Alte den Zugang. „Sie sind da, mit Verlaub zu sagen, jezt von den Überflüssigen der Überflüssigste. Sie stecken sich Ihnen Ihr' Pfeif' an und warten, bis ich Ihnen ruf'!“ Mit einer für ihre Leibesfülle erstaunlichen Beweglichkeit und Geräuschlosigkeit schlüpfte sie fort und ließ ihn vor der geschlossenen Tür stehen. . .

Wie in einem bösen Traum ging er hinüber in seine Studierstube und warf sich im Dunkel auf den ersten besten Stuhl. Er suchte seine Gedanken zu sammeln, wollte sich ermannen. Aber wieder und lauter noch drang von drüben

das wehe Stöhnen, in dem Elisabeths Stimme war und nicht war. Er grub den heißen, pochenden Kopf in die Hände. Seine Gedanken jagten einander. Und sie stürzten in die bodenlose Schwärze. Zur Strafe für seinen Leichtsin kam es, wie es kam. Das Liebste, was er besaß, hatte er im Angesicht der Gefahr verlassen. Und nun rang es da drüben zwischen Leben und Tod. Wenn sie stürbe? Wenn diese lieben, klarsichtigen Augen brachen — vielleicht ohne daß sie noch einmal, wie so oft, in leuchtendem Verstehen mit den seinen eins wurden . . . Draußen gingen wieder Gretles derbe, undämpfbare Tritte. Sie polterte treppauf und treppab. Dazwischen war das tadelnde „Pst! Pst!“ der Christiane, das Wispern und Flüstern und wieder, länger, schmerzvoller das Stöhnen . . . Und er saß untätig da, rang die Hände, konnte nichts tun und helfen, war von den „Überflüssigen der Überflüssigste!“ . . . Seine Lippen, seine Gedanken suchten ein Gebet, aber nur sein Herz erhob sich zu einem stummen, zuckenden Ruf . . . Er wurde ruhiger. Auch draußen, drüben war Stille. Ging das Äußerste vorüber? War es die Erhörnung? . . . Ein Schrei, wie er nicht aus eines Menschen Mund kommen konnte, riß ihn in die Höhe und warf ihn nieder. Es war geschehen! Er hatte sie verloren . . . In fassungslosem Grauen kauerte er, keiner Besin-

nung, keiner Empfindung mächtig... Vergingen Minuten? Vergingen Stunden?...

Die Tür wurde aufgerissen.

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!“ Es war Gretles Kopf und Stimme, die in die Stube drängten. „Sie möchten 'rübertommen! - Gleirübertommen!“

Lamparter taumelte auf, trat hinaus auf den Flur, als ginge es zum Richtblock. Gretles Augen glitzerten ihn an, als sollten sie aus dem Kopf springen. „'s ist ein Bub! Ein dicker, großmächtiger Bub!“ kreischte sie in toller, aufgeregter Freude.

„Ein Bub,“ wiederholte er, als hätte er nie gehört, daß dergleichen in der Welt üblich sei, und griff sich an die Stirn.

Auf einmal stand er im Zimmer gegenüber, im hellen Licht. Und tappte doch wie ein Blinder... Das, was ihm da entgegenschnitt, auf den Armen ein weißes Bündel mit Würde vor sich her tragend und drüber, auf den Lippen und in allen Runzeln und Warzen des üppigen Gesichts, ein befriedigtes Schmunzeln — ja, das war unzweifelhaft die Christiane. Die „tropfete Christiane“, stellte sogar sein grausam objektives Gehirn fest. Und was sie ihm entgegenhielt — das Rote, Quäkende — ja, das war wohl sein Sohn. Er sah es und sah's doch nicht. Dort, zwischen den Rissen schimmerten zwei Augen

und zogen ihn und wurden eins mit den seinen. Und ein seliges Lächeln, das nicht von dieser Erde zu sein schien und doch den reinsten, höchsten Stolz dieser Erde kündete, spielte um ihren — um Elisabeths Mund.

Wortlos beugte er sich und küßte die Hände, die sich ihm austreckten, wieder und wieder, und der Blick verging ihm in Tränen . . .



„Ich glaub', niemand kann sich so freuen wie wir!“ das war ein Wort, das Elisabeth und Thomas Lamparter sich seit den ersten Tagen ihres Brautstandes gern zuwarfen, wenn ein, oft bescheidener Anlaß ihre Fröhlichkeit zu harmlos ausgelassenem Gipfel trieb. Wohl nie war dies „Sich freuen können“ im Hohentriedlinger Pfarrhaus so im Schwang wie in den Tagen nach der Geburt des Bubleins. Zwar — die Christiane, die für die erste Woche im Pfarrhaus so ziemlich Standquartier bezog, führte ein gestrenges Regiment und hatte Agnes, die ihr nur durch die Post verschuldetes Zuspätkommen sich nicht verzeihen konnte, oft zum Bundesgenossen. Aber die beiden Drachen, wie Thomas sie im Spaß zu nennen pflegte, weil sie Weib und Kind argwöhnisch vor ihm hüteten, konnten sich dem Sturm von Freude und Sonne, der die Stuben und Herzen durchflutete, selber nicht immer entziehen.

Es waren aber auch der Anlässe zum Frohsein, außer dem allgemeinen, Legion. Neben den Glückwünschen, die aus der Oberamtsstadt und noch weiterher kamen, stellten sich, sobald es nur schicklich war, teilnehmende Besucher die Fülle ein. Solche, die bloß ihr Sprüchlein aussagen wollten, wie der Mesner Schmidt-Christian und der Lehrer Plieninger, fertigte Lamparter ab: der erstere kam über ein ausdrucksvolles Schweigen wenig hinaus; der Schulmeister vermochte den lekerischen Zusatz nicht zu unterdrücken, das Kinderkriegen sei in soltaner Zeit der einzig wahre Gottesdienst. Weibliche Gratulanten, wie Fräulein Hildegard, die Hilfslehrerin, die in die Wochenstube herein- und wieder hinaushuschen durfte, die Luisehofsbäuerin und manche minder begüterte Bauersfrau, die sich's trotz der Kriegszeit nicht nehmen ließ, ein Körblein mit Eiern oder ein einjähriges „Läuble“ zu bringen, hatte Agnes sich vorbehalten. Die Suppentätter, der es allerwege immer mehr aufs Nehmen wie aufs Geben ankam und die Neigung zeigte, ihren Besuch zu einer täglichen Einrichtung zu machen, wurde beim ersten Mal von Thomas freundlich angehört, beim zweiten Mal von Agnes zur Verabreichung eines Mittagessens an Gretle weitergegeben, beim dritten Mal von ihrer leiblichen Schwester, der Christiane, an die Luft gesetzt.

Thomas hatte eine bedenkliche Vorliebe, seinen begrenzten Aufenthalt in der Wochenstube durch das Anschneiden von Kapitalfragen zu verlängern: nach seiner Meinung sah der Bub natürlich Elsbeth, nach Elsbeths Meinung ihm ähnlich; Agnes und die Christiane wurden als Schiedsrichter aufgerufen und mußten ihr Urtheil gewissenhaft begründen. Er sowohl wie Elsbeth behaupteten schon nach drei Tagen fest und steif, das Kind habe sie angelächelt, was wiederum die beiden Drachen aus Gründen der Naturgeschichte, der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes lieblos bestritten. Endlich stellte, wenn alle Stricke rissen, Thomas die Namengebung zur Erörterung und schlug, obwohl die Eltern längst sich über einen Namen unter sich einig waren, so verwegene alte und unerhörte neue vor, daß des Lachens kein Ende wurde und schließlich die Christiane mit allem schuldigen Respekt auch den Herrn Pfarrer an die Luft setzte, das heißt, aus der Wochenstube verwies . . .

O, es waren köstliche, von Heiterkeit und Glück gesättigte Tage, die bis tief in den März hinein währten und die schüchterne Verheißung des Frühlings, der auf der rauhen Hochebene nur erst mit laueren Winden an die Fenster klopfte und aus silberweißen Wolken in die Stuben glänzte, als Erfüllung vorausnahmen. Nur selten, und dann freilich mit leisen Gewissensbissen,

dachte Lamparter an den Weltkampf, der jenseits seines durchsonnten Heimwinkels weiter schwoll, und an die guten Vorsätze, die er gefaßt hatte. Seine Versuche, die fernen Geschehnisse durch regere Teilnahme zu sich herzu zwingen, blieben in den ersten Anläufen stecken. Immer wieder beschwichtigte er sich damit, daß er gerade in diesen Wochen sich doch nur gönne, was sich zu versagen eitel Undank und Unrecht wäre . . . Da schreckte ihn eines Tages ein Brief Laiblins aus dem Feld unsanft auf. Auf einer Karte hatte ihm Thomas die glückliche Ankunft des Sohnes gemeldet: dazu sandte Erwin seine guten Wünsche. Das kurz gehaltene Schreiben fuhr dann fort: „Einer berechtigten Sorge, aber auch Deiner besten Entschuldigung bist Du nun ja ledig. Nichts kann Dich mehr abhalten, jetzt auch an Deinem Teil dem Vaterland zu geben, was ihm gebührt, und auf dem einzigen Weg, der zugleich für Deine Entwicklung fruchtbar und segensreich ist, mit der Not der Zeit in unmittelbare Berührung zu treten. Nämlich indem Du, wie ich Dir schon in Hohenriedlingen anriet, als Feldgeistlicher herauskommst. Vielleicht sehe ich mich selbst bald in die Lage versetzt, die Behörde auf Dich hinzuweisen. Wenn diese an Dich herantritt, so denke an Off. Joh. 3, V. 15—16.“ Als Nachschrift folgten am Rand die lakonischen Zeilen: „Unser Freund Nietham-

mer ist vorgestern durch eine Schrapnellkugel schwer, vielleicht tödlich verwundet worden“ . . .

Mit wachsender Bestürzung hatte Thomas den Brief, den ihm Gretle mit dem Nachmittagskaffee auf die Stube gebracht hatte, gelesen und wiedergelesen. Wie ein eisiger Nachttau fiel diese echt Laiblinische Botschaft auf die arglos blühende Fröhlichkeit der Lage. Erwins strenge, mahnende Gestalt stand mit einem Schlag vor ihm. Er griff nach dem Neuen Testament und schlug die angeführte Stelle in der Offenbarung nach: „Ich weiß“, lautete sie, „deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspelen aus meinem Munde.“

Kalt überrieselte ihn der wohlbetannte, verdammende Ernst dieser Worte.

Ja, nicht warm, nicht kalt — das war er in seiner sträflichen Gleichgültigkeit noch immer geblieben, und kein wohlgemeinter Rat, auch nicht der eindrucksvolle Aufruf, den der Marktgröner Gemeindeabend an ihn wie an alle hatte ergehen lassen, war imstand gewesen, ihn aufzurütteln . . . Die Nachschrift über Karl Niethammers Geschick vollendete seine Zerknirschung: einer um den andern wurden die Freunde von einst zu Blutzugegen für die hohe Sache des Vaterlands — nun auch dieser, der ihm damals an Weltfremdheit nichts

nachgegeben hatte und ihm durch so manche Erinnerung verbunden war! Nur er beharrte in seinem eigensüchtigen Märchenschlaf . . . Aber was stand da noch? „Vielleicht sehe ich mich selbst bald in die Lage versetzt, die Behörde auf Dich hinzuweisen.“ Das durfte nicht wahr werden! Laiblin durfte nicht aus seiner Machtvollkommenheit ihn in ein Abenteuer hineinziehen. Ja, ein Abenteuer! Er und Feldgeistlicher — eine widerfinnige, unausdenkbare Idee war's, in die sich Laiblin verrannt zu haben schien. Schon der Gedanke an die Möglichkeit, gar die Vorstellung eines amtlichen Schreibens, das ihn zum Eintritt in den Heeresdienst auffordern sollte oder womöglich seine Geneigtheit schon voraussetzte, brachte ihn in Aufruhr und Schrecken. Sobald wie nur möglich mußte er an Erwin schreiben, ihm solches Planen nachdrücklich ausreden.

Doch mit Versicherungen des guten Willens und Anläufen zu Anläufen war's nicht wieder getan. Er mußte sich zusammenraffen. Er mußte, und wenn es seinem alten Menschen noch so weh tat, den neuen anziehen! Dort, vor seinen Scheiben, im Garten bis hinauf an den Wald löste die Erde sich auch aus dem Schlaf des Winters, und lodender Frühling flimmerte in der Sonne, die über die Waldwipfel streifte, über die 'lichte Winterfaat, über die schwellenden

Rnaupen der Obstbäume . . . Es war Samstag. Er hatte über seiner Predigt für morgen geschrieben, ehe Laiblins Brief ihn aufstörte. Entschlossen verwarf er den gewählten Text. Gerade die Stelle der Apokalypse, auf die ihn Erwin gewiesen hatte, nahm er als Ausgang und Richtschnur: „Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich auspeien aus meinem Munde“ . . .

Die Hohenriedlinger horchten auf, als ihr Pfarrer an diesem Sonntag, ganz gegen seine Gewohnheit, mit dem harten Offenbarungswort mitten hinein in die kriegerische Gegenwart sprang und unter den „Lauen“ die Lauen in der Zeit anklagte, die den Notstand ihres Volkes nicht als den eigenen empfinden und nicht der armen Witwe gleich ihr letztes Scherflein geistigen und leiblichen Gutes drangeben wollten. Es kam ihn selber, der seither nur in der einfältigen, reinen Innerlichkeit daheim gewesen und von Laiblin um seiner Johannesweisheit gescholten worden war, nicht leicht an, zum strengen, ja zürnenden Richter zu werden: wie ein Sträuben gegen ein Unheiliges spürte er es, als er sich die rauhen staatlichen und soldatischen Dinge beim Namen nennen hörte, und die Sprache der weltlauten Redensarten ging ihm widerwillig von den Lippen. Mehr als nur einmal war er sich auch bewußt, mit fremden Pfer-

den auf dem fremden Acker zu pflügen. Aber er überwand sich. Der Anfang mußte gemacht sein — bei ihm und bei denen, die auf ihn hörten. Als er sich wacker durchgeschlagen hatte, kam freilich von der Orgel eine Antwort, seltsam genug: in einem wilden Fugato brauste das „Großer Gott, wir loben dich“ mit dem „Heil dir im Siegerkranz“ zusammen, daß er einen halb erschrockenen, halb verweisenden Blick zu dem spielenden Pieninger hinübersandte. War es eine gutgemeinte Ungeschicklichkeit, oder sollte es ein übel angebrachter Possen sein?

Lamparter sollte darüber nicht lange im unklaren bleiben.

Als er aus der Sakristei hinaus auf den Friedhof trat, schlenderte zwischen den Gräbern wie zufällig Pieninger und näherte sich mit einem Hutschwinger, das beflissener war, als er es sonst in der Übung hatte.

„Hätt' ich vorher gewußt, Herr Pfarrer,“ sagte er mit unschuldiger Miene, „daß Sie uns Hartköpfen einmal ein politisch Liedlein pfeifen wollen, ich hätt' strammer aufgespielt. So hat's in der Eil' bloß noch zu einem Stümperwerk gelangt!“ Scheinheilig legte der Schullehrer den Kopf gegen die linke Schulter und blinzelte mit den spottklüsternden Augen.

„Es wäre besser, Pieninger,“ gab Thomas gemessen zur Antwort, „Sie blieben das nächste

Mal bei Ihrem Leisten und ließen's sein, Ihrem Pfarrer versteckte Lehren geben zu wollen.“

„Warum nicht gar! Das wär' ja grundverkehrt! Das wär' ja akkurat gegen Ihre Meinung, Herr Pfarrer! Sie bleiben auch nicht bei Ihrem Leisten, und keiner soll dabei bleiben — so war die Meinung! Der Herrgott selber ist unter die Patrioten gegangen. Weiter im Norden, hab' ich mir sagen lassen,“ es sprühte pffiffig in Plieningers Blick auf, und er legte zutunlich die Hand auf Lamparters Arm, „da rufen die geistlichen Herren statt dem ‚Amen‘ zum Beschluß ein gepfeffertes ‚Hurra‘ von ihren Kanzeln!“

Thomas sah ihn unmutig an. „Wenn Sie nichts Gescheiteres wissen, Herr Plieninger — für Ihre Narrenteidinge hab' ich meine Zeit und meinen Sonntag nicht!“ Er ließ ihn stehen . . . Nun hatte er diesen Klugschwäzker und überheblichen Spottvogel bald satt. Es wurde Pflicht, ihm auf die Finger zu sehen, ehe er Schaden anrichtete und andre mit seinen losen Reden auch noch verdarb.

Es sollte noch mehr Unangenehmes kommen. Am Mittagstisch, an dem zum ersten Mal Elsbeth wieder teilhaben konnte, ließ Agnes, die im Gottesdienst gewesen war, ihrer kritischen Lust die Zügel schießen.

„Deine heutige Predigt,“ begann sie mit der unvermuteten Plöchlichkeit, mit der sie manch-

mal nach längerem Schweigen die Unterhaltung an sich riß, „die wär' recht nach unseres Vaters und Bonhöfers Herzen gewesen!“

„Meinst du?“ sagte Thomas obenhin, als wünschte er auf den Gegenstand nicht näher einzugehen.

„Was war denn das für eine besondere Predigt?“ fragte Elsbeth scherzend, ohne Arg. „Recht gern wär' ich auch schon mit hinübergekommen!“

„Da hättest du dein Wunder erlebt!“ Agnes versuchte auch von ihrer Seite den scherzhaften Ton anzuschlagen. „Dein Mann hat uns nämlich ins Gewissen geredet, weil wir alle gar so schlechte Patrioten seien. Wenn er so fortmacht, bringt er's noch soweit wie der Pfarrer Ritter in Sechtelfingen. Der nimmt, hat mir Ernst erzählt, immer den letzten Heeresbericht zum Predigttext.“ Es war nicht böse gemeint und wurde doch spitz, und ein prüfender Blick strelfte den Schwager.

Thomas war nicht auf den spaßhaften Ton gestimmt. Sowie so war er kein Freund davon, daß das, was er im Amt sprach, berebet wurde. „Ich hab' nur nachgeholt, was ich viel zu lang versäumt habe!“ sagte er ernsthaft. „Ich hätt' schon eher mehr Gewicht auf das legen sollen, was uns alle am End' recht nah' angeht, wenn wir nicht bloß gute Christen, sondern auch gute Deutsche sein wollen!“

Elsbeth sah ihn erstaunt an. So hatte sie ihn freilich noch nicht reden hören.

Agnes bekam einen roten Kopf. Der leicht erregte Widerspruchsgeist blinkte aus ihren Augen. „Da hat dir gewiß dein Freund Laiblin drauf geholfen!“ entfuhr es ihr. „Der scheint ja —“

Thomas warf den Kopf zurück, daß sie innehielt. Jetzt war das Rotwerden an ihm, und ein nervöses, trugiges Zucken lief um seinen Mund, während die weichen, dunklen Augen aufglänzten. „Das wär' nicht der schlechteste Dienst, den mein Freund Laiblin mir hätte leisten können,“ erwiderte er. „Aber so oder so bin ich Manns genug, selber für mein Meinen und Reden einzustehen. . . Nur das Essen wollen wir uns damit nicht verderben!“ Schon die letzten Worte milderten die Schärfe, die ihm leid tat.

Die beiden Frauen hielten die Augen auf den Teller gesenkt: Agnes in düsterem Troß, Elsbeth mit einer leisen, fragenden Traurigkeit.

Und es dauerte eine gute Weile, bis wieder ein harmloses Gespräch aufkam. . .

Lamparter vergaß schnell die leidigen Zwischenfälle dieses Sonntags. Nur noch beharrlicher ging er den für Recht erkannten, endlich beschrittenen Weg weiter. Mit neu erwachtem Eifer befaßte er sich mit allem, was er an spärlicher Kunde aus den Vorgängen im Land und

draußen im Feld erhaschen konnte. Zugleich strebte er redlich, nicht nur von außen her, sondern aus seinem Glauben heraus die Zeit und ihre Fragen und Ereignisse zu verstehen.

Ein Grübler, der mit seinem Gott und der Welt sich nur in wühlendem Widerstreit zurecht fand, war er nie gewesen. Sein Glaube quoll aus der Frömmigkeit des Gemüths, und so ernst er es damit nahm, in sein Leben war keine so heftige Erschütterung getreten, daß sie den schlichten Boden, auf dem er stand, ins Wanken gebracht hätte. Gottes Walten empfand und sah er, wie in der Natur, so im Menschenleben. Daß auch die Schicksale der Völker durch die Weisheit des Allmächtigen geführt seien, galt ihm von vornherein für ausgemacht. Sein Wesen neigte zu dem sanften, liebenden Christus; in diesem Christus ergriff er, verkündigte durch ihn den Vater der Liebe. Nun, wo er alles daran setzte, nicht nur sein einzelnes Leben, sondern auch das seines Volkes zu erleben, mußte er auch in seinem Gottesbild neben den Zügen der Liebe die strengereren der Macht zu erkennen suchen. Ob es ihn schwer oder leicht ankam: der Gott, dem er diente, offenbarte sich nur als der Gott des Friedens; ob ihm gleich die Augen davor übergehen wollten, er mußte ihn, auch er, schauen wie der Prophet: „Vor ihm her ging Pestilenz und Plage ging aus, wo er hintrat. Er stund und

maß das Land, er schauete und zertrennete die Heiden, daß der Welt Berge zerschmettert wurden und sich bücken mußten die Hügel in der Welt, da er ging in der Welt . . ." In dringendem Gebet, mit beharrlichem Forschen in der Schrift warb Lamparter um die Erkenntnis, die ihm nottat, um die Festigkeit, deren er bedurfte.

Mehr als sonst war er in diesen Wochen, wo das ganze Haus im Zeichen von Mutter und Kind stand, auf sich allein angewiesen. Bis tief in die einsamen Nächte hinein sann und las er und legte sich das Gelesene zurecht, nahm es noch mit hinüber in das Schlafzimmer neben seiner Studierstube, das er noch nicht wieder mit Elsbeth teilte. Gewöhnt an die engste geistige Gemeinschaft mit ihr, litt er unter seiner Einsamkeit. Manchmal unter Tags war er versucht, den Bann zu brechen. War es ihm doch, als bäte Elsbeth ihn selber darum, wenn ihr Blick mitten unter der Wartung des Kleinen oder im allgemeinen Gespräch wie in stummer Frage über ihn hinging. Aber immer noch, immer wieder verschob er das Aussprechen auf eine gelegenerere Zeit — wenn er sie erst wieder mehr für sich hatte und das werdende in ihm zu voller Reife gediehen war . . .

Die beiden schlantgezweigten Bierzsträucher, die gleich hinter dem Sauntürchen zur Rechten

und Linken den Eingang in den Garten hüteten, standen schon über eine Woche in lichtgelben, flockigen Blüten — die „brennenden Büsche“, wie Thomas sie getauft hatte. Aber es verging wieder eine reichliche Woche, ehe die Hecken den hellgrünen Schimmer sich überwarfen, in dem die ganze Lauterkeit und Zartheit des jungen Frühlings ist. Am Abend bis in die tiefe Dämmerung schlug eine Amsel aus dem höchsten Wipfel des Birnbaums nahe an der Mauer, die Feld und Garten schied, und mit dem ersten Frühschein hob das Loden und Zirpen der Vögel drüben im Friedhof an, scholl hüben aus der Laube, von den Johannisbeersträuchern, aus den Kirschbäumen, und des Flatterns und Fliegens war kein Ende. Sonnenfunken stoben über den Wald, Sonne tranken die braunen Ackererschollen, die winzigen Tropfen an den Grashalmen, Sonne und immer mehr Sonne trank die reine silberne Luft, die zwischen Erde und Himmel zog. Wenn Elisabeth mit ihrem Suben ans Fenster trat, zappelte er fort mit Armlein und Füßlein und krächte in ungeberdiger Lust: wo alles die Sonne hatte, wollte er auch die seine.

Noch ging die stille Woche ins Land.

Das Kreuz, an dem die von Dornen gekrönte Liebe verblich, warf seine Schatten, und der Frühling hielt seinen Atem an: der Kar-

freitagshimmel hing mit trüben Wolken nieder und schüttelte ein Gestöber von Regen und Schneeflocken auf die enttäuschte Erde.

Aber schon der Samstag brachte lauen Wind. Blaue Inseln tauchten am Himmel auf und ab. Als der Tag zur Küste ging, loderte der Westen in purpurner Abendröte. Agnes, das Gretle und die zur Hilfe gedungene Suppenkätter hatten den lieben, langen Tag mit Besen und Handseger, mit Staubtüchern und Aufwaschlumpen und Fluten von Wasser in den Stuben, auf den Treppen, in den Fluren gewirkt: mit einbrechender Nacht stand das Pfarrhaus blickblank da, wie aus der Schachtel genommen.

Die Ofterglocken gingen über die Hochebene und läuteten in einem Frohlocken den auferstandenen Frühling und den auferstandenen Heiland ein. Elsbeth riefen sie zu ihrem ersten Kirchgang. Thomas hatte seine Predigt auf den Paulustext gestellt: „Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft.“

Recht um auch diesmal, diesmal gerade, seinem Willen zur Gegenwart nicht auszuweichen, wollte er nicht nur von der christlichen, sondern auch von der deutschen Kraft und Auferstehung sprechen — aber als sein Auge auf Elsbeth fiel, die wieder den alten Platz im Pfarrstuhl hatte

und wiedergeboren in ihrem jungen Mutterglück zu ihm aufschaute, da entfiel ihm das prangende Gleichnis, und seine Osterpredigt wurde eine innig-einfache Zwiesprache zwischen ihr und ihm, in der sie danktagend wetteiferten.

Der Ostermontag war zum Taufstag ausersehen.

Elsbeths Mutter war eben erst von der Grippe genesen, und da sie überhaupt kränkelte, mußte sie sich das Kommen versagen. Dafür stellte sich der Vater Sprösser noch am Nachmittag des Ostersonntags ein; als rüstiger Fußgänger, der er noch immer war, kam er mit dem Rucksack auf dem Rücken angewandert. Thomas, der keine nächsten Verwandten mehr besaß, hatte Laiblin zum Paten gebeten: der Brief, in dem es geschehen war, hatte dem Freund von seinem Eifer berichtet, mit dem er sich der „Laubheit“ in vaterländischen Dingen entschlagen, zugleich aber auch ihn beschworen, sich ja nicht für seine Verwendung im Feld einzusetzen. Laiblin hatte nur mit kurzem Dank die Patenschaft angenommen und seine Frau mit seiner Vertretung betraut. Frau Hedwig kam am Vormittag des Tauftags, munter wie je, von Marktgrönuau herübergesahren.

So war es ein kleiner, andächtiger Kreis, der nach dem Gottesdienst in der Sakristei sich ver-

sammelte. Schmidt-Christian tat mit hochgefühlter Würde die Handreichung. Für Lamparter war es ein Augenblick von eigener Feierlichkeit, als er den kleinen Bernhard, der ihn vom Arm der Mutter mit verwunderten Augenlein anblickte, in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnahm, während durch die niedrigen Sakristeifenster die Ostersonne hereinflöß.

Die Zahl der Gäste war gering, und doch hatte die Eßtube im Pfarrhaus eine so volle Tafel noch nicht gesehen. Die ersten Schlüsselblumen vom Waldrand und ein paar vorwitzige Veilchen aus dem Garten schmückten den Tisch, an dem der Oberreallehrer das obere, die Christiane das untere Ende innehatte. Frau Hedwig sorgte dafür, daß von vornherein die Unterhaltung nicht stillestand.

Beim Braten erhob sich der alte Sprösser. Das festliche Reden war sein Element, und er warf sich nicht wenig in die Brust. Hatte Thomas den Sohn in die christliche Gemeinschaft eingeführt, so wollte er den Entel gewissermaßen in die deutsche Volksgemeinschaft aufnehmen. In keiner ernstern Zeit, so verkündete er mit kräftiger Stimme, aber auch in keiner gewaltigeren hätte das Knäblein geboren werden können, als die war, in der Deutschland in einem Krieg ohnegleichen mit ungezählten, abgründigen Gegnern um sein Dasein und seine höch-

sten Güter rang. Mochte es, getreu der Stunde, die ihm das Leben gab, nicht bloß mit der „Milch der frommen Denkungsart“, sondern mit dem eisenhaltigen Trant waffenstolzen Mannestums und glühender Vaterlandsliebe genährt werden. In einen Heilruf auf die Eltern, die es in solchem Geist großziehen sollten, klangen die rauschenden und rollenden großväterlichen Worte aus.

Nicht bei allen Tischgenossen fanden sie die gleiche Aufnahme.

Ihren ungetheilten Beifall zollten Frau Hedwig und die Christiane: Frau Hedwig, indem sie beim Anstoßen beinahe selber eine Rede hielt und beteuerte, so prächtig und so feurig und so jugendlich habe sie lange nicht sprechen hören; die Christiane, indem sie so beharrlich mit dem Kopf nickte und „Eieiei!“ murmelte, daß sämtliche Wangen und Härchen in ihrem Gesicht hüpfen. Dagegen biß sich Agnes auf die Lippen; es war ihr unschwer anzusehen, daß sie gar zu gern einige Tropfen Wasser in den brausenden Wein ihres Vaters gespritzt hätte. Elsbeth blickte drein wie jemand, der das Unabänderliche mit freundlicher Geduld hinnimmt, und schaute zu Thomas hin, als hätte sie mögen einen Blick stummen Verstehens mit ihm austauschen, der sagte: wir zwei sind uns einig, sind von anderer Art, und das Waffentlirren paßt nicht in unsere Friedfertigkeit — aber der Vater empfindet's nun einmal so . . .

Doch Lamparters Augen gaben die erwartete Antwort nicht. Er fühlte den Blick, ahnte, was in ihr vorging. Aber diesmal wollte er sein wahres und männliches Denken nicht verleugnen. Nach kurzem Besinnen stand er auf, um für die Eltern und den Täufling den Paten und dem Großvater zu danken. Worte, wie sie aus des letzteren Mund erklingen waren, standen ihm nicht zu Gebot. Aber fest und überzeugt erklärte er, es sei ihm aus dem Herzen gesprochen, daß der kleine Bernhard Lamparter nicht bloß ein rechter Christ, sondern auch ein aufrechter, deutscher Mann werden solle. Die hier in der sonnigen, behaglichen Feierstube beieinandersäßen, dürften wohl hinaushorchen in den Sturm, der über die Erde sege, und denen danken, die mit ihrem Leben die Heimat verteidigten. Daß ein ferner Freund im Feld mit Gevatter stehe, begrüßte er als bedeutungsvolles Zeichen, und seiner gedachte er in der Reihe der übrigen Taufpaten mit vorzugsweiser Herzlichkeit.

In gehobener Stimmung kam Vater Sprösser mit seinem Glas auf den Schwiegersohn zugeschritten und drückte ihm die Hand. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken,“ zitierte er, und das graugelbe Haar wehte wie ein Fähnlein über seiner Stirn. „Das hätte mein Freund Bonhöfer nicht besser sagen kön-

nen und hätt' ich, offen gestanden, dir sanftem Säusler gar nicht zugetraut!“

Lamparter spürte, daß er gegen seinen Willen errötete. Der Vergleich mit Bonhöfer verdukte ihn. Aber er verwarf gleich wieder diese Regung. Soweit es die patriotische Gesinnung anging, war es nichts Unrechtes, mit dem Stadtpfarrer verglichen zu werden.

„Meinem Erwin möcht' ich am liebsten Wort für Wort schreiben!“ Frau Hedwig verschaffte mit allem Nachdruck ihrer wichtigen, beweglichen Person Gehör. „Nein, wie hätt' ich ihm gegönnt, daß er Sie hätt' hören können, Herr Thomas! Ich darf doch heut so zu Ihnen sagen, weil wir alle so lieb beisammen sind, gelt? Mein Erwin hat manchmal gemeint, Sie fänden sich schwer in die große Zeit und stünden zu weit ab vom Krieg — davon war da nichts zu merken!“ Sie schlug in überquellender Redseligkeit die Hände ineinander, daß es klatschte, und zwinkerte dann vergnüglich. „Am End' wird's doch noch wahr, daß Sie auch ins Feld gehen — er hat mir davon geschrieben, und daß —“ Sie stockte. Thomas hatte eine abwehrende, beinahe erschrockene Gebärde gemacht. Mit naivem Staunen sah sie sich um, zog die Schultern ein: „Ich hab' doch nicht was Dummes gesagt? Was, wovon ich nicht hätt' reden sollen?“

Außer bei der Christiane, die nach soviel

geistigen Genüssen jetzt mit selbsterfüllter Zufriedenheit ihr Stück Blikkuchen verzehrte, hockten alle halb verlegen, halb gespannt auf. Der Oberreallehrer, der mit den zunehmenden Jahren sich nicht mehr immer auf sein Gehör verlassen konnte, beugte sich weit vor. Auf Elisabeths durchsichtigen Wangen wechselte Blässe mit Röthe; mit einer ungläubigen Verwunderung, die zugleich schmerzlich war, hingen ihre Augen an Thomas, während ihn Agnes mit mißtrauischer, fast schon spöttischer Neugier beobachtete.

Thomas lächelte befangen, strich sich über den schmalen Schnurrbart und schüttelte den Kopf. „Parads wird nichts werden,“ sagte er mit einer Ruhe, die nicht ungezwungen war. „Es war ein freundschaftlich gedachter Einfall von Erwin; den ich ihm in meinem letzten Brief ausgeredet habe, Frau Hedwig. Ich taue nicht ins Feld . . . Da! Unser Bernhard gibt auch schon seine Stimme dagegen ab!“ Froh der Störung lehrte er sich zu dem in der Ecke stehenden Wagen des Täuflings, der, seither ein unbekümmert schlummernder Ehrenteilnehmer, mit durchdringendem Geschrei sein Erwachen meldete.

Agnes eilte beschwichtigend hinzu. Auch Elisabeth erhob sich, trat mit einer seltsamen, fast schleppenden Schwere zu dem Kleinen. Frau Hedwig, die vielbewanderte, griff gleich zu, um ihn auf den Arm zu nehmen. Doch die Christiane

bestimmte kurzangebunden, der Störenfried gehöre in die Wiege, und da die Frauen bei dieser hochwichtigen Überführung alle dabei sein mußten, wurde die Tafel aufgehoben.

Lamparter und sein Schwiegervater entschieden sich für eine Zigarre und einen Gang durch den Garten. Die „brennenden Büsche“ waren schon verblüht. Um so voller sproßte das Grün aus allen Zweigen, und die nachmittägliche Sonne spielte mild darüber. Nur mit halbem Ohr hörte Thomas auf die naturkundigen Vorträge des alten Herrn. Ihm lag Elsbeth im Sinn. Ganz und garnicht hatte er damit gerechnet, daß Laiblin seine Frau in den verwegenen Plan, ihn fürs Feld zu gewinnen, einweihen würde. Nun war Frau Hedwig durch ihre Anspielung so recht mit der Tür ins Haus gefallen. Zu lange hatte er die Aussprache mit Elsbeth über all das hinausgeschoben, was ihn die Wochen her umtrieb. Nur zu berechtigt war ihr schmerzliches Verwundern. Wann hatte er je ein ernsthaftes Anliegen vor ihr verborgen? Sie mußte ja irre an ihm werden! Am liebsten wäre er gleich zu ihr gegangen, hätte sein Herz vor ihr aufgetan . . . Aber das konnte ja nicht sein. Nicht bloß, weil der Tag den Gästen gehörte — er wurde auch mit Unruhe gewahr, daß das Verschieben und Schweigen das Ausprechen viel schwieriger gemacht hatte.

Wie ein verwachsener Baum stand es zwischen ihnen, durch den sie hinüber und herüber erst den rechten Durchlaß schaffen mußten.

Suchte Elsbeth danach, wie er?

Es war Thomas so, diesen Nachmittag über, der ihm mit der ausgedehnten Kaffeesitzung, Frau Hedwigs lauter Alltagsberedsamkeit und seines Schwiegervaters pathetischer Lehrsucht lang und länger werden wollte. Wenn er als ein aufmerksamer Wirt sich den Fragen und Erzählungen hingab, fühlte er oft Elsbeths Augen mit deutlichem Forschen auf sich ruhen.kehrte er sich dann zu ihr, so wich sie aus, saß in unnahbarer, lächelnder Versonnenheit unter den andern oder schlüpfte in ein angelegentliches Gespräch mit der Christiane, mit Agnes. Wenn er an seine Schwägerin dachte, stieg ein Ärger, ja eine feindselige Bitterkeit in ihm auf: er wehrte sich dagegen, aber was sie tat oder ließ, reizte ihn. In der grundlosen Heiterkeit, die bisweilen über sie zu kommen schien und ebenso schnell in düstere Zurückhaltung umschlug, in ihrem ganzen sprunghaften und dabei immer spottbereiten Wesen sah er eine Herausforderung gegen sich. War es nicht wie ein heimliches, triumphierendes Einverständnis, in das sie Elsbeth hineinzog? Gewiß hatten die beiden über die Veränderung, die in seinen Ansichten vorgegangen war, gesprochen. Agnes hatte Argwohn gesät, hatte

mit ihrer seit dem Tod des Bräutigams unbulbsamen, partielschen Sinnesart Einfluß auf Elisabeth gewonnen. Thomas ertappte sich darüber, daß er sich freute, weil sie morgen früh mit dem Vater wieder endgültig in die Stadt zurückkehren sollte, und schalt sich, daß er so denken konnte.

Der österliche Taufstag, der so voll Weihe und Fröhlichkeit begonnen hatte, verlief ins Matte und Gewöhnliche. Ob nur er, Thomas, aufatmete, als Frau Hedwig sich in wohliger Selbstzufriedenheit verabschiedete? Ob nur er es kaum erwarten konnte, bis er nach dem schleichenden Nachtessen den Schwiegervater ins Gastzimmer geleiten durfte? Bestimmt hoffte er vor dem Schlafengehen auf die Gelegenheit, ein klärendes Wort mit Elisabeth wechseln zu können. Doch wie absichtlich zog sie sich mit Agnes in die ehemalige Wochenstube zurück, die sie für diese Nacht noch einmal mit der Schwester teilen sollte . . .

Am Morgen nach dem Frühstück fuhren der Oberreallehrer und Agnes im Wagen fort, den Lamparter vom Ochsenwirt bestellt hatte. Grüßend winkten er und Elisabeth hinter ihnen drein.

„Jetzt müssen wir zwei uns halt wieder allein genug sein!“ meinte er, als die letzten Taufgäste außer Sicht waren, und streckte Elisabeth mit bedeutungsvollem Nicken die Hand hin. Er dachte nicht anders, als daß sie herzhast einschlagen

und das Genügen, von dem er neckend sprach, als eine überflüssige Selbstbescheidung zurückweisen würde.

Sie legte wohl ihre Hand in die seine, aber nickte nur wieder, mit einer zerstreuten Ernsthaftigkeit. „Wir drei mußt du sagen,“ verbesserte sie ihn dann schnell. „Der Bub muß ja seinen zweiten Schoppen kriegen!“ setzte sie eifertig dazu und trennte sich geschäftig von ihm.

Er war ihr nicht böse. Er zweifelte ja nicht, daß auch sie durch den Zaun zu ihm wollte und den Durchlaß suchte. Angerufen hatte er sie, ihr den Weg bedeutet — aber sie war vorübergeirrt. Quer durch das Gehege hätte er brechen müssen, er! Fürchtete er die Dornen? . . .

Raum sah er wieder auf seiner Studierstube, so trat Elsbeth bei ihm ein. War sie mutiger als er? Schon vor der Tür hatte er ihren Schritt erkannt, der fest und doch leicht war. Aber mit Fleiß sah er von dem Buch, das er vor sich hatte, nicht auf, als sie schon bei ihm stand.

Sie legte ihm einen Brief hin. „Der Briefträger hat ihn dem Gretle gegeben,“ sagte sie. Es klang bekümmert. Doch verriet ihr Antlitz keine Unruhe, nur ein stilles, entschiedenes Aufmerken.

Thomas warf einen Blick auf den Brief. Er trug Aufdruck und Stempel der Oberkirchenbehörde. Er stutzte. Eine böse Ahnung durch-

fuhr ihn. Mit zuckender Hand öffnete er den Umschlag und schaute in das Schreiben. Schon nach dem Lesen der ersten Zeilen ließ er es auf den Tisch sinken und stand mit einem bestürzten „Also doch!“ jäh vom Stuhl auf.

„Darf ich wissen, was es ist?“ fragte sie teilnehmend. Sie stand die ganze Zeit neben ihm, ohne sich zu rühren. Keine Spur eines Vorwurfs oder auch nur der drängenden Neugierde war in dem Ton ihres Fragens.

Er machte ein paar hastige Schritte von ihr weg, ohne zu antworten. Ratlos, den Blick bekümmert am Boden, wandte er sich langsam wieder nach ihr um.

„Wir hätten ja doch miteinander reden müssen, Thomas,“ sagte sie herzlich. „Es war Unrecht von mir, daß ich nicht schon vorhin den Mut dazu hatte, als wir wieder für uns allein waren. Jetzt schieben wir's nicht hinaus wie seither, gelt?“ All das Unausgesprochene, Trennende, das nicht erst seit gestern sich angesammelt hatte, suchte sie schonend und sacht beiseite zu räumen. „Sag mir, was sie von dir wollen!“ Sie deutete auf das Schreiben.

„Sie fragen an, ob ich geneigt sei, als Feldgeistlicher hinauszugehen,“ erwiderte er stöckend.

„Dann hat also Laiblin doch über deinen Kopf weg etwas unternommen? Das hätt' er nicht tun dürfen, nachdem du ihn doch gebeten hast,

es zu lassen.“ Sie bemühte sich, so zart und unvoreingenommen von der Angelegenheit zu sprechen, als wäre sie ihr nicht erst durch Frau Hedwigs Ausplaudern bekannt geworden.

„Ich hab' dir davon nichts gesagt, weil ich dich die letzten Wochen nicht mit so etwas beunruhigen wollte,“ beteuerte er offen. „Nun hat er entweder meinen Einspruch nicht beachtet, oder — er will mich zu einer Entscheidung auf jeden Fall zwingen.“

„Ist's denn eine Entscheidung?“ fragte sie nach einer Pause leise und dringlich.

„Freilich ist's eine. Eine schwere, verantwortungsvolle sogar!“ entfuhr es ihm gequält, ungeduldig. Im nächsten Augenblick fiel ihm ein, wie berechtigt sie zu ihrer Frage war. Er trat zu ihr, nahm ihre Hand in die seinige. „Verzeih, wenn ich so daherrede, als müßtest du wissen, was mich all die Zeit her geplagt hat und in mir vorgegangen ist. Ich wollte dir's wirklich bloß ersparen, solange ich mit mir selber nicht vollends im reinen war! Ich bin wahrhaftig zu verträumt und heimselig im warmen Winkel gesessen, während draußen die Welt brennt und die Besten mit ihrem Leben einstehen. Ich hab' mich ausschütteln müssen aus meiner bequemen Zeitfremdheit, mich müssen auf meine Pflicht besinnen, und muß es noch viel mehr!“

„Ist's denn deine Pflicht?“ fragte sie im gleichen Ton wie zuvor.

„So darfst du als Frau fragen, Elisabeth. Ich darf's nicht. Ich bin's mir und meinem Amt schuldig, die Zeit zu prüfen!“

„So mein' ich's nicht,“ wehrte sie. „Nicht als deine Frau frag' ich so. Aber daß du dir selber treu bist, ist doch deine erste Pflicht. Und du bist doch einmal keine Kriegsnatur wie dein Freund Erwin . . .“

„Damit hab' ich mich auch einlullen wollen. Nach Pauls Tod meintest du einmal: ‚Wir zwei sind Friedenskinder.‘ So hab' ich auch lang genug gedacht und bin mir wunder wie sicher in meinem Gewissen vorgekommen!“ Er war wieder von ihr weggetreten, stand mit dem Rücken gegen seine Bücher. Der Eifer brannte ihm auf den Wangen. Ein ungewöhnlicher, eigensinniger Glanz drang aus seinen dunklen Augen. „Wir dürfen nicht nur sein und bleiben wollen, was uns angenehm ist. ‚Ich sehe‘, sagt der Apostel, ‚ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt.‘ Das inwendige Gesetz verlangt, daß ich das in meinen Gliedern überwinde und für die Not unseres Volkes und Landes Herz und Sinne freimache. Nur so folg' ich dem, der von sich sagt: ‚Ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat!‘“

Wieder, nur noch ausdrucksvoller war jenes schmerzliche Staunen von gestern in Elsbeths Blick getreten. „Ich hab' nicht das Rüstzeug dazu, mit dir zu streiten, Thomas,“ entgegnete sie. „Ich darf dich auch nicht belehren wollen. Nur mein Gefühl sagt mir —“ ihre Stimme senkte sich, und sie schien gleichsam in sich hinein zu schauen und zu sprechen: „Etwas so Furchtbares wie dieser Krieg kann nicht nach dem Sinn und Geist des Heilands sein, der als die Liebe auf die Welt gekommen ist.“ Es war, als sage sie mit leiser Scheu etwas vom Tiefsten aus, dessen sie in sich gewahr wurde.

„Elsbeth, das hast du nicht aus dir!“ rief er mit aufsteigendem Entsetzen. „Das hat dir jemand eingeträufelt aus einem rebellischen Herzen, das sich nicht unter Gottes Hand beugen will. Agnes — verzeih, wenn ich's einmal ausspreche, was ich schon länger spüre — sie war da mit am Werk, hat Mißtrauen und Unglauben gesät!“

Ein Aufschrecken, ein kaum merkliches Bittern lief über sie hin. Dann sah sie ihn voll aus ihren ehrlichen Augen an. „Glaubst du wirklich, daß irgend wer mich gegen dich mißtrauisch machen könnte?“ Sie schwieg einen Augenblick, wie um jedes Wort zu überlegen. „Ich geb' zu, sie hat in letzter Zeit manches an dir getadelt, aber nie, ohne daß ich ihr's verwiesen hätte. Nein, Tho-

mas — nicht ich hab' mich beeinflussen lassen. Aber aus dir redet ein fremder Geist, der mir Angst macht. Weil er dich von dir selber fortführt. All' die Worte von der Not des Volks und vom Einstehenmüssen fürs Vaterland, so wahr sie sein mögen, hast du gar nicht aus dir, und — ich kenn' dich ja besser — sie passen gar nicht zu dir!“

„Ist das nicht das gleiche, was Agnes mir neulich vorgeworfen hat?“ brauste er auf. „Darauf hat dir dein Freund Laiblin geholfen. Deine eure Feindschaft gegen Erwin macht euch blind und ungerecht, läßt euch angelernt erscheinen, was ich aus redlichem Willen und nach reiflicher Überlegung tun und reden muß!“ Er war ans Fenster getreten und sah hinaus über den Garten, hinauf zum Wald. Aber er sah nichts von dem jungen Duft des Frühlings, der über den Laubkronen flimmerte und in den kristallinen Wolken aufleuchtete. Er horchte nur auf das ungebärdige Sprechen seines Herzens, das in seinem redlichen Suchen und Finden sich verkannt und verlassen vorkam — auch von der, die es zu verstehen die nächste war. „Nichts als Dank verdient Laiblin, wenn er mich aus meiner Selbstgenügsamkeit aufgeschreckt hat. Und die Entscheidung, die mir aufgegeben ist, darf ich bloß mit meinem Gewissen ausmachen!“

Eine tiefe Stille folgte.

Elsbeth hatte die Hand auf die Brust gelegt, als müßte sie den Atem niederhalten, der ihr zu schwer und laut ging; mit der anderen stützte sie sich in versagender Kraft gegen die Lehne eines Stuhls. „Thomas, daß du fortgehen könntest —“ ihre ruhige Stimme schwankte, und das Weh und die Angst, die ihr plötzlich an die Seele griffen, da sie das Niegeglaubte, für undenkbar Gehaltene leibhaftig andringen sah, brachen wie ein unterdrückter Schrei hervor. „Thomas, daran hast du doch im Ernst nie gedacht?“

Ihm war, als risse ihre Frage sein Herz auseinander.

„Nein! Nie, niemals!“ hätte er rufen mögen und zu ihr hineilen, sie in seine Arme nehmen, das Nie, Niemals mit Küssen auf ihren Mund siegeln. Aber im gleichen Augenblick noch stand die Gewißheit mit Feuerzeichen vor ihm: Du wirst gehen! Und ein kalter, unbeugsamer Ruf in ihm wiederholte es: Gewiß wirst du gehen! . . . Das Elementare einer Eingebung, die seinen Entschluß vorausnahm, überlief ihn mit wildem Schrecken. Das war ja Torheit, Überstürzung. Nichts, garnichts war entschieden. Er würde sich doch nicht losreißen! Nie würde er aus dem Frieden seines Daseins, seines Heims, von Frau und Kind, fortkönnen! . . . Mit einer gewaltsamen Anstrengung löste er den Zwang, der ihm den Mund verschlossen

hielt und die Glieder lähmte. Er drehte sich um, Elisabeth zu beruhigen, ohne Erregung mit ihr zu reden und zu beraten —

Die Stube war leer. Er hatte zu lange mit seiner Antwort gezögert, und sie hatte sein Schweigen und den Schmerz, den es ihr antat, nicht länger ertragen . . .

Die Aussprache, die ihn und sie wieder aufs nächste hatte zusammenbringen sollen, hatte sie erst recht einander unverständlich gemacht. Schon als sie sich eine Stunde später an den Mittagstisch setzten, mußten sie es innerwerden: sie behandelten sich mit einer Nachsicht und förmlichen Beflissenheit, die jedem wehthat und die doch keiner von beiden ändern konnte.

Und die folgenden Tage machten es noch deutlicher.

Ihre Herzen wichen sich aus, als würde jede Berührung sie nur schmerzen. Die Worte, die sie wechselten, waren ebensoviele Nichtigkeiten, die sie vor ihre eigentlichen Gedanken schoben. Warum spricht sie nicht davon, wo sie weiß, wie schwer es mir wird, den Anfang zu finden? fragte sich Lamparter. — Warum gibt er mir immer keine Antwort auf die klare Frage, die einzige, wo er doch weiß, wie ich danach bange? fragte sie sich. Und sie, die jede Regung und Schwingung in ihm spürte mit der untrüglichen Gefühlkraft ihrer Liebe, hätte den Mut zum

Anfang gehabt. Sie wußte, daß ihre Liebe nicht irren konnte: Er täuschte sich über sich selber; sein feingestimmtes und dabei so einfaches Gemüt vertrug sich nur scheinbar und in mißverständener Überwindung mit der Predigt vom Schwert und dem Lärm der haßerfüllten Welt; er mußte daran Schaden leiden, vielleicht zerbrechen, wenn er aus sich herauswollte. Sie hätte den Mut zum Anfang gehabt; aber würde nicht, was sie auch vorbrachte, bei ihm den Argwohn wecken, daß sie nur und allein aus der Enge und Eignisucht ihres Glücksempfindens rate und widerstrebe? Einmal mißtrauisch geworden — mißtrauisch gegen sie! — würde er den Einfluß der Schwester, die Abneigung gegen Laiblin hinter jedem Satz suchen, wo doch alle Sorge und Angst nur aus ihrer Liebe floß. --

Der Brief der Oberkirchenbehörde lag unbeantwortet auf Lamparters Schreibtisch.

Jeden Morgen betrat er sein Studierzimmer mit dem Vorsatz: heute machst du ein Ende, heute schreibst du. Jeden Abend ließ er nach Stunden heißen Wagens und Zweifelns ermattetes Herz und Hände sinken. Jetzt war's ihm zum Greifen klar: Du kannst nicht fort; nicht ausmalen kannst du dir's, was das hieße, diese vier Wände, die in ihrer stillen Beschaulichkeit dein treues Abbild sind, dein Weib, in dem dir Ziel und Sinn deines Lebens eigen wurde, dein Kind, dein Hohen-

riedlingen auf der selbeinsamen, waldbumrandeten Hochebene — nicht ausdenken kannst du's, all das zu lassen und zu entbehren! Deine Wurzeln gräbst du dir ab, den Grund, in dem deine Seele haftet. Also schreib kurz und bündig: Ich will nicht . . . Und war er soweit, setzte er die Feder an, so glitt sie ihm wieder aus den Fingern. Du willst nicht, weil du schwach bist und deine Schwachheit liebst. „Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn und Tochter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert.“ Wo ist ein eindeutiger und lauter Gebot als das des Meisters? Also schreib bündig und kurz: Ich bin bereit . . .

Er schrieb weder das Eine noch das Andere. Das Bedürfnis, sich anzulehnen, war in ihm von Kleinauf. Er war so gewohnt, sich über sein letztes Wollen und Tun in der Zwiesprache mit Elisabeth zu klären, daß er, nun er diese Zuflucht sich verbaut sah, nicht aus noch ein wußte. Und auch das A und O, sein Bibelbuch verschloß sich vor ihm. Er überraschte sich dabei, wie er gleich einem alten Weib und Narren aufs Geratewohl die Seiten aufschlug und aus den Stellen, die sein Finger ertastete, Erleuchtung suchte. Er stieß auf die Klage Hiobs: „Er hat meinen Weg verjähnt, daß ich nicht kann hinübergehen, und hat Finster-

nis auf meinen Steig gestellt“ und schloß das Buch in Scham und Unwillen . . . War es so weit mit ihm gekommen?

An einem hellen Nachmittage, schon in den ersten Maitagen, war Thomas nach einem Seel-sorgegang, der ihn in eins der letzten Häuser am südlichen Ausgang des Dorfs geführt, die Landstraße weitergeschritten. Über dem vielen Nachdenken und Sichquälen wars ihm in den jüngsten Tagen ganz dumpf im Kopf geworden, und er versprach sich Erfrischung in der milden, rieselnden Sonne.

Weithin dehnte sich die grüne Saat, und ihre durchsichtigen Halme wogten wie Flut im schmeichelnden Wind. Goldblütiger Reys leuchtete in schmalen Inseln dazwischen. Unstät und schüchtern taumelte ein Zitronenfalter über den Weg, und immer wieder rief aus dem Feld oder vom blauen Himmel her eine Lerche.

Thomas ließ sich, den Hut in der Hand und lässig dahinschlendernd, weit und weiter locken.

Abseits von der Straße, auf einer mäßigen Erhebung des Bodens, stand mit breitem Geäst eine einzelne, hohe Linde über dem Feld. Ein kaum ausgetretener Pfad — oder war es bloß eine Aderrinne? — führte bis an ihren Fuß. Er stieg aufs Geratewohl zu dem alten Baum hin, um nach einem Rundblick umzukehren. Als er sich droben umschaute, sah er in der Richtung,

in der die Landstraße fortlief, hinter einer sachten Bodenwelle einen Kirchturm, dessen Spitze mit dem landesüblichen Wetterhahn sich schlanke gegen die satte Luft stellte. Das Örtlein, zu dem er gehörte, war Wörlingen, wo der alte Hausmann amtete . . .

Wenn du bei ihm einsprächst? flog es ihm durch den Sinn.

Obwohl der Alte sein Nachbar war, sahen sie sich selten. Hausmann, seit vielen Jahren Witwer, ging neben dem Amt ganz in gelehrten Studien auf und lebte in völliger Zurückgezogenheit. Aber konnte nicht er, der Ältere, Erfahrenere, ihm in seiner jetzigen Verwirrung und Ratlosigkeit doch vielleicht einen Fingerzeig, einen aufklärenden Zuspruch geben? Zudem war er der Einzige, der für die etwa nötig werdende Vertretung in Hohentiedlingen in Betracht kam, und schon deshalb war ein Besuch in Wörlingen nicht aus dem Weg.

Während Lamparter noch so bei sich überlegte, war er wieder auf die Straße heruntergestiegen und setzte schon seine Wanderung fort — auf Wörlingen zu . . .

Eine gute halbe Stunde später trat er bei dem Alten ein. Nach einem dreimaligen vergeblichen Anklopfen hatte er sich ohne Einladung die Tür öffnen müssen. Durch ein dickes Gewölle von Tabakrauch gewahrte er Hausmann in der ent-

gegengesetzten Ecke der Stube: der von langem Silberhaar umringelte, bartlose Kopf war tief in die Bücher gebeugt, und es bedurfte eines lauten Anrufs, ehe er sich hob.

Langsam kam der alte Herr aus seinem Winkel hervor und musterte den Ankömmling über die runden Gläser der Hornbrille weg mit dem blöden Blick des Kurzsichtigen. Verlegen rieb er sich das breite, bartstoppelreiche Kinn, und ein verlegenes Lächeln ging um den feingepprägten Mund.

„Ach — ach Sie sind's, Herr Lamparter!“ entfuhr es ihm endlich, während die plötzliche Erkenntnis die hohe, vergeistigte Stirn aufhellte. „Nichts für ungut für meine Kurzsichtigkeit! Aber es freut mich sehr! Freut mich sehr!“

Thomas folgte zögernd der Aufforderung, Platz zu nehmen. Erst angesichts der augenfälligen Zerstretheit des Greises, inmitten des verwahrlosten, dumpfigen, nur der Forschung geweihten Zimmers überfiel ihn die Schwere, ja Aussichtslosigkeit seines Unterfangens, hier Rat und Verständnis holen zu wollen. Ohne daß er sich Rechenschaft gab, wie es zuging, erzählte er mit einer Bestimmtheit, über die er sich selber wunderte, von seiner Absicht, ins Feld zu gehen, und knüpfte daran die Frage, ob Hausmann sich willens und gewachsen fühle, ihn zu vertreten.

Der alte Herr war ein rechtschaffen schlechter Zuhörer. Er kam aus dem Rinnreiben und Räuspern nicht heraus, und seine Blicke gingen zwischen dem Besucher und den aufgeschlagenen Büchern in unstäter Flucht hin und her.

„So, so, ins Feld wollen Sie. Auch Sie, lieber Bruder!“ kam es, als Thomas schwieg, von den welken Lippen. „Ja, ja, ihr Jungen tut's ja nicht anders. Und es muß ja wohl so sein. Muß so sein.“ Er wiegte den Kopf — war es aus Verwunderung oder aus Bedauern? — und dann schoß mit einem Mal ein seltsam wacher, scharfer Blick durch die Brillengläser, ein Blick, der Lamparter zu durchleuchten schien und ebenso schnell wieder schwand. „Ob ich Sie vertreten will? Ja — Grumau hab' ich schon; alle vierzehn Tag' Oberfellingen auch — aber ich werd's mit Gott schon schaffen! Schon schaffen!“ Ein gütiges, ergebenes Lächeln kam in das Greisengesicht und verschwand gerade so schnell wie eben der forschende Blick.

Lamparter fand, so freundlich sein Anliegen aufgenommen war, nicht den Mut, noch weiter in den Alten zu dringen und die Zweifel seines Herzens vor ihm auszubreiten. Was sollte er den guten Mann, der selber ein Träumer war — wenn auch ein anders gerichteter, in Gelehrsamkeit versunkener und verstaubter — mit seinen Gewissensbedenken behelligen? Nur billig war es,

wenn er ihn so schnell wie möglich der Einsamkeit seiner verräucherten Stube wiedergab. Mit herzlichem Dank für die bewiesene Bereitwilligkeit nahm er Abschied.

Hausmann schüttelte ihm die Hand, schien ihn aber, nach seinen schon wieder zerstreuten und versonnenen Zügen zu schließen, nicht ungern ziehen zu sehen.

Thomas war unter der Tür, als ihn ein „Halt! Halt!“ aufhorchen und sich umwenden ließ.

„Eine Losung auf den Weg, ins Feld sollen Sie doch noch von mir mitnehmen!“ rief der alte Herr. Er kramte mit fahriger Hand auf seinem Tisch nach einem Zettelchen, sann eine kurze Weile nach und warf dann kitzlige Zeilen auf das Blättchen.

Thomas nahm das wunderliche Angebinde dankend in Empfang und machte sich davon. —

Mit geschwinden Schritten trat er den Rückweg aus Wörlingen an. Er war unzufrieden mit sich und mit dem Besuch, zu dem er durch eine Laune sich hatte verleiten lassen. Wie hatte er, so abseits von sich selber und auf einen Zufall bauend, hier Erleichterung und Trost erhoffen können! Hätte er nicht gerade so gut erwarten können, daß ihm in seine Irrenis Erleuchtung vom Himmel fiele?

Schon hatte er Wörlingen weit hinter sich. Da fiel ihm das Zettelchen ein, das er noch

immer zwischen den Fingern drehte. Mit einem bitteren Lächeln versuchte er die winzigen Schriftzüge zu entziffern. Es waren zwei Zitate, die er mühsam ablas. „Die Christenheit hat, ohne es selbst recht zu wissen, das Christentum abgeschafft,“ lautete das eine, und darunter stand „Rierlegaard“. Das andere war von Hamann: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.“

Befremdet und halb ärgerlich schüttelte er den Kopf. Was sollte ihm die tote Buchweisheit? Sie fand keinen Widerhall in seiner bedrückten Seele. Nur aus einer gewissen Hochachtung vor dem alten Herrn steckte er das Blättchen gleichgültig in seine Briefftasche.

Es ging dem Abend zu. Der Luftzug, der am Nachmittag über das Korn gestrichen hatte, war eingeschlafen. Der wunderfame Goldhauch der späten Sonne lag über dem weiten Feld. Der Friede ringsum ließ ihn den Zwiespalt in seinem Innern noch heftiger empfinden. Wo sollte er den Ausweg suchen? Hatte nicht dieser ergebnislose Zufallsbesuch in Wörlingen so recht demütigend dargetan, wie es um ihn bestellt war? Den Grund in sich selbst hatte er verloren, sein Heim mit seiner Liebe war ihm verdunkelt, alle Quellen seiner stillen Kraft waren getrübt und im Verfliegen.

Im traurigen Gefühl seiner Ohnmacht irrten

seine Augen vor ihm hin und hoben sich klagend von der Erde zum Himmel. Der wölbte sich weit in heiterer Bläue. Nur über dem Rand der Hochebene stand eine schneeweiße, zackige Wolke. Als er wieder nach ihr hinsah, entzündeten sich ihre Säume, und mehr und mehr tränkte sie sich mit dem Feuer der westwärts sich neigenden Sonne. Wie gebannt schaute er nach dem überirdischen Gebilde, das in flammender Erhabenheit, drohend und prächtig zugleich, über der Ferne hing. Sein wundes, nach einer Offenbarung dürstendes Gemüt erschauerte. So mußte Mose und den Propheten die Herrlichkeit des Herrn erschienen sein in einer Wolke. War er zu verblindet und schwach, sie zu schauen und zu deuten? Blutrot wie die Zeit war das Angesicht des Herrn in der Wolke. Wehe, wenn er immer sein Rufen und Drängen nicht verstand! Wenn er nicht anbetend sich beugte und seine Seele sich nicht schickte in den Willen der feurigen Wolke! „Und wenn die Wolke sich aufhub von der Wohnung, so zogen die Kinder Israel, so oft sie reiseten,“ murmelte er, und seine Augen hingen daran, daß sie fast übergingen, und aus der Glut der Höhe senkte sich der Entschluß in sein Herz.

Was er noch eben als törichte, überhebliche Erwartung bei sich gezeißelt hatte, geschah ihm: die Erleuchtung war ihm vom Himmel in seine Dunkelheit gefallen . . .

Als er heimkam, ging er, noch wie geblendet, in seine Stube und schrieb an die Behörde, daß er sich zur Verwendung im Feld bereit halte. Das Schwerste stand ihm noch bevor: er mußte die Entscheidung Elsbeth mitteilen. Er tat es noch am gleichen Abend mit schonenden, aber festen Worten. Sie nahm es mit einer schweigsamen Fassung hin, die ihn mehr ergriff, als wenn sie in lautes Klagen ausgebrochen wäre. —

Beklommene, schleichende Tage folgten für das so helle, stillfrohe Pfarrhaus.

Die befreiende Klarheit des ersten Entschlusses hielt bei Lamparter nicht vor. Das Abschiednehmen, das nun unwiderruflich gewiß war und durch eine plötzliche Berufung wirklich werden konnte, kam ihnen beiden nicht glaubhaft vor. Oder war es nur ihm so? Elsbeth rührte nicht daran. Wenn er mit ihr am Tisch saß, wenn sie miteinander dem kleinen Bernhard zuschauten, wie er im Bad sich schüttelte; oder wenn Elsbeth, das Büblein auf dem Arm, am Fenster stand; wenn er nachts aufwachte und ihre und des Kindes Atemzüge gehen hörte — lief ihm ein Krampf durch die Brust. Mehr als einmal war er drauf und dran, seine Zusage umzustößen. Zumal als Laiblin schrieb, seine Division sei unerwartet nach dem Osten gekommen, und wenn nicht alles trüge, würden sie

dort sich wiedersehen, weil einer seiner Kollegen verletzt würde — da stand die ganze Zagheit und Weltangst seiner Natur in Thomas auf. Was hatte er sich da Unerträgliches aufgeladen! Er — und auch noch in den fernen Osten, ins unheimliche Rußland hinein? Nimmermehr. Nur weil er sich vor der Behörde seines Wankelmutes schämte, verhartete er gleichwohl in untätigem Zuwarten . . . Er hatte sich schließlich eingeredet, Elisabeth empfinde das Scheiden so hart nicht wie er; das Glück, das ihr in dem Kind immer reicher zuwachse, tröste sie, helfe ihr tragen. — Eines Abends hörte er ihre Geige, die lange geruht hatte, durch das Haus singen. Er horchte auf. Die Töne rankten sich in freier Phantasie um eine Weise von eigen wehmütiger, trostloser Traurigkeit, eine Weise, die er kannte und auf deren Herkunft er doch sich nicht besinnen konnte. Bis es ihm plötzlich einfiel: es war seines Lieblings Justinus Lied „Alte Laute“, und seine Lippen bildeten mit stummem Beben den Vers zu der Schumannschen Melodie:

„Hörst du den Vogel singen?
Siehst du den Blütenbaum?
Herz, kann dich das nicht bringen
Aus deinem bangen Traum?“

Er wußte nicht, wie es geschah: auf einmal stand er mit tränenblindem Blick in der Tür des Eß-

zimmers. Elsbeth ließ den Bogen sinken, und ehe er Worte fand, kniete er bei ihr und wühlte mit Schluchzen den Kopf in ihren Schoß. Und sie begriff, was er nicht zu sagen vermochte. Auch aus ihren Augen lösten sich Tränen, und ihre Hände strichen ihm übers Haar. „Ich weiß ja, daß du's nicht anders kannst,“ sagte sie leise. „Wir müssen uns drein schicken!“ —

Allerhand praktische Dinge traten an Lamparter heran und halfen ihm, wenigstens vorübergehend, über die Schwere der Lage fort. Er mußte zu persönlicher Rücksprache mit der Oberkirchenbehörde in die Landeshauptstadt; es waren dort auch die notwendigen Anstalten für seine äußere Ausstattung und Einkleidung als Soldatenpfarrer zu treffen. In der Oberamtsstadt hielt er sich weder auf der Hin- noch Rückreise länger auf, als nur gerade zwischen Wagenfahrt und Eisenbahn nötig war: er und Elsbeth waren, um allem Für und Wider in der Familie auszuweichen, übereingekommen, daß die Angehörigen erst von der vollendeten Tatsache seiner Ausreise ins Feld unterrichtet werden sollten. In der Hauptstadt ging ihm ein Bundesbruder, der dort in Amt und Würden saß, hilfreich zur Hand. Die zwei Tage Trennung aber, die ersten in ihrer Ehe, waren für ihn und Elsbeth ein Vorschmack dessen, was kommen mußte. Nach seiner Rückkehr wurde auch ein nochmaliger

Besuch bei Hausmann in Wörlingen erforderlich: so manches Einzelne galt es für die Vertretung mit dem alten Herrn noch mündlich festzusetzen.

Und dann begann er von den Gemeindegliedern, die seiner besonderen Seelsorge genossen, sich zu verabschieden. Eine Andeutung, die er auf der Kanzel über sein Fortgehen machte, ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf. In das Bedauern, das die Nachricht hervorrief, mischte sich bei den Hohenriedlingern doch auch etwas wie Stolz darüber, daß das Hinausmüssen nun auch an ihren Pfarrer kam und er vielleicht so manchen, der unter den Waffen stand, grüßen und mit seinem Zuspruch stärken konnte.

Einer der ersten, der einen Gruß für seinen „Friszle“ bei den Grenadieren auftrug, war Plieninger. Dabei konnte er natürlich sein loses Mundwerk nicht ganz im Zaum halten. „Seit Ihrer letzten Predigt vor Ostern“, meinte er, „hab' ich's gewußt, daß der Furor Teutonicus“ — er schmückte sich gern mit angelesenen und gar mit lateinischen Federn — „auch bei Ihnen ausgebrochen ist, Herr Pfarrer! Ich bin wohl nächstens der einzige im Land, der nichts davon in seinem Neuen Testament findet. Aber ich bin auch bloß ein Unstudierter!“ . . .

Auch auf dem Luisenhof sprach Thomas vor. Die Bäuerin hatte ihm auf gelegentliches Fragen gesagt, der Bauer sei in letzter Zeit nicht mehr

so hart von seinen „Anfechtungen“ heimgesucht: das Toben sei von ihm gewichen, nur das müßige Dastehen und In sich hineinstarren sei geblieben und halte ihn oft von der Arbeit ab. Am Eingang in den Hof lungerte, als Thomas hinauskam, ein junger, bleicher Mensch, dessen eines Auge unter einer schwarzen Binde lag; ein Ärmel des grauen Soldatenrocks hing leer an der Seite nieder. Nur mit Mühe erkannte Thomas in ihm den einzig übriggebliebenen, jüngsten Sohn, den Christoph, der den herzlichen Gruß und einige teilnehmende Fragen nur mürrisch und lustlos erwiderte. Den alten Ortlieb fand er leidlich zugänglich in der Wohnstube. Ganz vernünftig ließ sich mit ihm plaudern. Auch über den Stand der Feldarbeit gab er willig und mit Anteil Auskunft. Als Thomas sich verabschiedete, ging der Bauer mit ihm bis vor die Tür. Dort nahm er eine geheimnisvolle Miene an und hielt den Gast am Ärmel fest: „'s ist gut, daß Sie noch gekommen sind,“ tuschelte er, und seine Augen erglommen in dem knöchigen Kopf zu stechendem Glanz. „Ich weiß, daß Sie an meiner Statt gehen und warnen die Könige auf dem ganzen Kreis der Welt vor den Geistern der Teufel, die bei ihnen sind. Denn die Stunde ist da und der Streit auf den großen Tag Gottes, des Allmächtigen!“ Fast mit Schauern und keiner Entgegnung mächtig, machte Thomas sich los. Er wurde

die Erscheinung des Bauern, der sich prophetisch aufgereckt hatte, auf dem ganzen Heimweg nicht los, und der dunkle, apokalyptische Ruf blieb ihm wie ein Dröhnen in den Ohren . . .

Zu Haus lief ihm das Gretle entgegen und verkündete mit aufgeregter Wichtigkeit: „Der Postbot' war da! Ein Telegramm hat er Ihnenbracht! Die Frau Pfarrer hat's!“

Nun wußte er, daß seines Bleibens in der Heimat nur noch für Tage, vielleicht für Stunden war.



Anderthalb Tage saß er schon auf der Bahn — er, für den in seiner ländlichen Abgeschlossenheit schon die Fahrt nach der Hauptstadt beinahe eine Weltreise bedeutet hatte. Zwischen wehvollem Heimfühlen und drückendem Bangen vor dem, was mit jeder Drehung der blitzgeschwinden Räder auf ihn zurückte, war sein Herz geteilt. Von seinen Hohenriedlingern hatte er noch von der Kanzel herab Abschied nehmen können. Der letzte Gottesdienst in der überfüllten, alten Kirche mit den vielen bekannten, aufmerksamen Gesichtern, die Ergriffenheit, die ihn selber außer sich setzte, als er Wort um Wort die Bedeutung seines Schritts wesenhafter werden spürte, und die vorübergehende Erleichterung im Schlußgebet, in dem er sich und seine Sorge in Gottes Arme warf, — wie schwang der kleinste Zug in seinem

Gedächtnis fort! Bis auf all die Hände, die in der Sakristei und auf dem Kirchhof sich ihm noch entgegenstreckten . . . Dann der Rest dieses Sonntags in Haus und Garten, wo die Bäume ihre letzten Blüten ins Gras rieseln ließen, während die Sonne zwischen den Wolken des ersten Gewitters im Jahr aufleuchtete und verging. Stunden, die jagten und schlichen in einem; in denen er und Elisabeth sich bald mit den Seelen so nahe waren, als könnten sie sich nimmermehr voneinanderreißen, und wieder so fern, als wären sie lange schon geschieden. Dazwischen das ahnungslos trähende Bübchen. Das verheulte Gretle. Und die Nacht, wo sie schweigend lagen und doch wußten, daß keines schlief. Der starre Abschied mit seiner krampfhaft lächelnden Tapferkeit am Morgen. Wund war sein Gemüt, das jeden Eindruck so unverfälscht aufnahm und so tief in sich sog.

Das Neue, das jetzt auf der langen Fahrt gegen ihn drang, machte es nicht heiler. Weltgewandt war er, der ehemalige Stiffter und spätere Landpfarrer, nie gewesen. Aber so verloren und verschüchtert, wie er da unter den jungen, wertbewußten Offizieren in der Ecke seines Abteils saß, hatte er sich nie gefühlt. Das graue Feldkleid mit den violetten Borten saß ihm schmutz und gut auf dem nicht großen, schlanken Leib; das weiche und doch so ausdrucksvolle

Antlitz mit der freien Stirn unter den braunen gescheitelten Haaren und den ernsthaften Augen flökte gewiß niemandem Abneigung und Spott ein. Und doch — wie ungeschickt, ja widerwärtig wollte er selber sich vorkommen! Schon, daß er in den militärischen Formen schlecht Bescheid wußte, machte ihm immer neue Pein. Wie erst die Unterhaltung, in der auch der Jüngste seiner angeregten Fahrtgenossen die soldatischen und kriegerischen Dinge mit spielender Selbstverständlichkeit handhabte! . . . Um bloß ja nicht ins Gespräch gezogen zu werden, sah er am liebsten aus dem Fenster. Freilich — was er da sah, war nicht dazu angetan, ihn mehr Zutrauen fassen zu lassen: unabsehbar, wie vor kurzem das östliche deutsche, dehnte sich jetzt das westliche russische Land hin mit schlecht bebauten oder brachen Feldern, Wiesen, ärmlichen Häusern und Hütten spärlich dazwischen. Ode Verlassenheit wehte ihn an. Das Grün der Gräser und Kornhalme, blühende Bäume, die vorüberhuschten, Inseln von Wald, Heidestrecken — blaß, fremd schien es ihm, anders als alles, was er daheim kannte und liebte. Sogar das Sonnenlicht und die Bläue des Himmels sprachen nicht zu ihm. Oft und öfter schloß er die Augen, verharrte in einem leeren und schlaflosen Dämmern.

Er mußte doch eingeschlafen sein, sogar lang geschlafen haben. Ein jäher Ruck weckte ihn, und

der Zug stand in einem größeren Bahnhof. Um ihn her war die Geschäftigkeit des Einpackens und Aussteigens. Allein durfte er nicht zurückbleiben. Draußen dämmerte ein grauer, frischer Morgen, und ein rauher Wind blies ihn an. Das Gedränge von schwerbepackten Soldaten war um ihn, und es dauerte eine ganze Weile, bis er zu einem Bahnbeamten sich durcharbeitete. Von ihm erfuhr er, daß der Anschlußzug, auf den er gerechnet hatte, schon abgefahren sei. An Weiterkommen war erst im Lauf des Nachmittags zu denken. Die Station, auf die es ihn unfreiwillig verschlagen hatte, war Wilna, und auf dem Bahnhof aushalten wollte er denn doch nicht.

Wie durch ein Märchen wandelte sich's durch die östliche Stadt. Über den schmutzigen Straßen glänzten die Goldkuppeln der Kirchen. Alttestamentliche Raftangestalten mit fettig gedrehten Locken, Bauern in Zuchtenstiefeln und pelzbemüht trotz des Frühlings, Frauen und Mädchen mit grellfarbigen Kopftüchern wimmelten auf dem Markt und füllten die Luft mit schnellen, zischenden Lauten und fremden Gebärden. Längs der Straßen wechselten pomphafte Bauten aus den verschiedensten Zeiten mit geheimnissvollen Höfen voll Zwielfchts und schleichenden Lebens. Ein hoher Torbogen überwölbte den Weg: Bettelwolk kniete mitten in der Straße, Krüppel, andächtige Frauen und beteten zu einer Mutter-

gottes, die in der Höhe, in steifem, glühigem Staat hinter Glascheiben prunkte. Zwischen all dem Treiben hallten und schallten die plumpen Krummstiefel von deutschen Soldaten, und auf einem hellen, fast vornehmen Platz spielte eine Militärmusik, und deutsche Zeitungen wurden ausgedoten.

Schneller, als er gedacht, verging Lamparter die Zeit. In einem Gasthof, unweit des Bahnhofs, aß er zu Mittag — viel feiner, als es ihm zuerst lieb war, und dann doch nicht zu teuer. Dann suchte und fand er seinen Zug, und das fremdartige Märchen, gewoben aus blinkendem Gold und schmukiger Armut, versank hinter ihm. Stunde für Stunde rollte er wieder durch das eintönige Land. Kurz vor Mitternacht blieb er zum zweiten Mal liegen: diesmal in einem armenfälligen Landstädtchen, das sich mit dem bescheidensten deutschen Dorf nicht vergleichen durfte. Er war am Verzweifeln. Alle Verzagtheit, die sich die Reise her in ihm aufgestaut hatte, wollte zum Ausbruch kommen. Recht geschah ihm, daß er, der sich aus seinem heimeligen Nest auf der Hochebene ins Weite drängte, wie ein Abenteuerer strandete! Nur das äußerste Vorspiel war es gewiß von dem, was kommen sollte! In einem Schuppen, wo auf groben Bänken Soldaten, verschlagen wie er, lungerten und schliefen, schickte er sich an, zu nächtigen. Da wies ihn ein

zufällig hereinblickender Wachtposten ins nahegelegene Offiziersheim. Dort gab es sogar noch Speise und Trank in einem kleinen, freundlichen Gastraum und nachher in einem noch kleineren Kämmerchen ein sauberes Feldbett. Mit Staunen lernte er zum ersten Mal die Wirkung jenes bis in den entlegensten Winkel reichenden militärischen Triebwerks kennen, das jeden, der ihm verschrieben war, irgendwie einordnete und versorgte. Das gab ihm ein jaghaftes Gefühl der Geborgenheit in sein Grauen, als er sich niederstreckte und einschlief.

Eine schmalspurige Feldbahn führte ihn am nächsten Morgen durch urwaldmäßige Forste und vorüber an jäh aufschimmernden Seen, weiter und weiter, so recht ans Ende der Welt. Einmal sah er in der Ferne, unter einem verkrüppelten Baum, ein Holzkreuz, dem ein Helm aufgestülpt war — ein Soldatengrab. Ihn fröstelte, obwohl die Sonne der letzten Maitage wärmend zu ihm her spielte. Zur Schneewüste verwandelten seine Gedanken das Land, Vergangenheit und Zukunft verschlingend: hier begraben und verschollen sein...! Verschlang sie nicht auch ihn schon, die rettungslose, verschallende Einsamkeit, daß sein Dorf, sein Haus, die Seinigen nur noch als unwahrscheinliche Schatten weit, weit dahinten lagen?...

Nachmittag war's geworden.

Das Bahngleis endete bei ein paar Schuppen und Holzhütten, zwischen Wald und Wald. Jetzt stand Thomas wirklich wie ein Ausgestoßener am Ende der Welt. Die Soldaten, die mit ihm ausstiegen, verliefen sich. Einen letzten, bärtigen Kriegsmann hielt er an, fragte ihn um Auskunft. Das war der Rechte. Ein Landsmann sogar, dem im struppigen Gesicht aufgeweckte Augen saßen. Der Divisionsstab — ja, der liege höchstens eine Stunde von hier, und der Herr Pfarrer brauche bloß zu telephonieren. Man werd' ihn dann schon holen. Fernsprecher seien gewiß in einer der Hütten.

Miteinander suchten sie, und Thomas trug dem Mann am Klappenschrant sein Anliegen vor. Der verstand bald und gab ihm nach einigem Stöpfelsteden und Rufen den Hörer in die Hand, als wäre in Hohenriedlingen das Telephonieren so geläufig wie das Frühaufstehen.

„Zerweck hier,“ klang es Thomas aus der Muschel entgegen.

„Pfarrer Lamparter,“ antwortete er schüchtern.

„Ah — Sie, Herr Pfarrer! Schön. Rittmeister Zerweck, Kommandant des Divisionsstabsquartiers. Wir erwarten Sie seit gestern. Ich schicke einen Wagen. In einer halben Stunde ist er bei Ihnen. Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer!“ Das ging so geschwind, höflich, bestimmt — Thomas wußte nicht, wie ihm geschah. Er war er-

schreckt, und gleichzeitig überkam ihn doch jenes tröstliche Gefühl einer gewissen Geborgenheit, wie am Abend vor dem unerwarteten Feldbett. Die Welt war immer wieder nicht zu Ende . . .

Die halbe Stunde war noch nicht vorbei, als ein Einspanner auf dem ausgefahrenen, sandigen Weg heranrollte, der rechts her aus dem Wald zur Bahn führte. Der Seileitsmann, der neben dem Rutscher auf dem Bod saß, sprang, als der Wagen hielt, ab und gab sich als Pfarrer Laiblins Bursche zu erkennen.

„Der Herr Pfarrer lassen sich entschuldigen,“ meldete er in dienstlicher Haltung. „Der Herr Pfarrer sind zu einer dienstlichen Besprechung über Land, hoffen aber zeitig wieder daheim zu sein.“

Lamparter ließ seinen Koffer herbeiholen, der hinten am Wagen befestigt wurde, und stieg ein. Es ging dem Ziel entgegen. Tannen, breitgeästet und riesenhoch, wie er sie daheim noch nicht gesehen hatte, säumten den Weg und verschränkten ihre nabelschweren Zweige zu seinen Häupten. Die Stille des tiefen Forstes nach dem nicht endenden Rassellärm der Eisenbahnfahrt tat ihm wohl und regte ihn doch fast auf. Er knüpfte mit den beiden auf dem Bod ein Gespräch an, erkundigte sich nach Namen und Heimatsort, und da Wieland, Laiblins Bursche, ein Marktgrönauer war, berührte es ihn

wie ein Hauch von seiner Hochebene mitten im kurländischen Hochwald. Anheimelnd war das Reden, nachdem er sich in den langen Reisetagen so gründlich ausgeschwiegen hatte.

„Jetzt sind wir gleich da,“ erklärte der Wieland, als der Wald sich auflut und der Sandweg in eine Sandstraße einlief. „Dort drüben ist das Gut. Der Herr Pfarrer können vom Dach was sehen.“ Er wies links hin, wo hinter einer sanft ansteigenden Wiese, über den Wipfeln eines Parks die Spitze eines Biertürmchens ragte. „Da, an der Straße sind wir im Quartier!“ Er deutete vor sich hinaus. Unter einem tiefhängenden Strohdach stand ein hölzernes Bauernhaus, leidlich sauber, fast freundlich, während das Dorf, ärmlich und verwahrlost, wie es Thomas von der Reise zur Genüge schon kannte, weiter rückwärts hinter Pappeln und Weiden lag. Auf sein Fragen erfuhr Lamparter noch, daß die übrigen Herren des Stabes alle auf dem Gut untergebracht waren und nur Laiblin für sich an der Straße wohnte. Unwillkürlich atmete er auf: er durfte demnach hoffen, daß er zunächst, wie er sich's wünschte, dem Freund allein begegnete.

Der Wagen lenkte von der Straße fort über einen schmalen Wiesenstreifen dem Bauernhaus zu, und ehe er noch vor der Tür hielt, trat Laiblins hagere Gestalt in ihren Rahmen.

Thomas sprang heraus.

Er war so beglückt, endlich dies vertraute Gesicht wiederzusehen, — er hätte sich in seiner Freude Erwin an die Brust geworfen. Doch davon hielt ihn zu guter Letzt die Scheu vor dem aller Überschwenglichkeit abholden Freund zurück. Er begnügte sich, die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, zu pressen. „Da wär' ich!“ rief er, und alle Pein der überstandenen Weltfahrt zitterte in den drei Worten, und die zuversichtlichste Hingebung glänzte ihm aus den Augen.

„Willkommen!“ erwiderte Laiblin mit seinem spröden Lächeln, während er den militärischen Anzug Lamparters musterte. „Du wirfst müd' sein — also komm herein und mach dir's bequem! Du wohnst, bis Weiteres befohlen ist, bei mir!“ Er öffnete die Tür zu seinem Quartier und ließ Thomas eintreten. Es war eine kleine, niedrige Stube, fast zu einem Drittel ausgefüllt von dem mächtigen Ofen, auf dem sonst Kinder zu schlafen, unter dem Hühner zu nisten pflegten. Die Wände, tapeziert mit russischen Steuerformularen, waren mit den gebräuchlichen hieratischen Heiligenbildern behängt. Abgesehen von einer Bank, die rings unter den Fenstern hinlief, bildeten ein Tisch, der dem Laiblin'schen Schreibgestell in Marktgrönau an Kunstlosigkeit nichts nachgab, und zwei zerbrochene Stühle die Einrichtung. „Unsere Betten sind transportabel,“

erläuterte Laiblin auf einen suchenden Blick Lamparter, „das heißt zwei Holzfallen, die erst auf die Nacht aufgeschlagen werden. — Stellen Sie dem Herrn Pfarrer Lamparter seinen Koffer dorthin, an den Ofen!“ wandte er sich an den hereintretenden Wieland.

„Ich dank' Ihnen vielmals für Ihre Mühe,“ ergänzte Thomas mit einem Nicken gegen den Burschen. „Wir sind schon gute Bekannte, dein Herr Wieland und ich,“ erklärte er Laiblin.

Wieland, ein Muster leise waltender, umständlicher Pfarrburschengründlichkeit, lächelte verlegen und ging.

„Laß dir gleich einen guten Rat geben,“ meinte Laiblin, als sie am Tisch saßen. „Du bist nie Soldat gewesen und kannst's nicht wissen: laß keine gemütliche Vertraulichkeit mit den Leuten aufkommen! Den ‚Herrn‘ Wieland hast du wohl selber bloß im Spaß gemeint. Aber auch das treuherzige Danken ist unmilitärisch. Der Mann tut seinen Dienst.“

„Das und manches mehr werd' ich so schnell nicht lernen!“

„'s gibt sich viel geschwinder, als du denkst. Und hast du erst den ganzen Geist der Disziplin begriffen, so verstehst du auch die Wichtigkeit des Kleinsten im Großen. — Aber jetzt erzähl mir von deiner Reise und von daheim!“

Lamparter brauchte einen Augenblick, um

sich nach dem etwas lehrhaften Eingang der Unterhaltung zurechtzufinden. Doch dann schilderte er beweglich seine Erlebnisse unterwegs, ohne sich und seine zeitweise Hilflosigkeit und Zagheit zu schonen. „Ich war immer drauf und dran, mein kühnes Unterfangen zu bereuen. Du kennst mich ja, Erwin! Erst jetzt, seit ich dich habe, fass' ich wieder Zutrauen,“ schloß er aufrichtig.

Nicht bloß einmal zuckte es bei Lamparters Beichte um Laiblins Mundwinkel. „Da merk' ich erst recht, wie nötig es war, dich aus deiner Versponnenheit herauszuholen. Du wirst mir's noch danken!“

„Meinst du?“ fragte Thomas ungewiß. Ein heimwehvoller Schatten glitt über seine Züge. „Der Abschied ist mir rechtschaffen schwer geworden!“

„Das glaub' ich dir!“ erwiderte Laiblin fest. „Und deine Frau wird am End' nicht gut auf mich zu sprechen sein, weil ich dich nicht bloß gezogen, sondern schon mehr herausgestoßen hab'. Aber es war höchste Zeit. Und jetzt hab' ich dich bei mir.“ Wie zur Bekräftigung legte er die schmale, hartknochige Hand um Lamparters Arm. „Wie halten wir's nun? Wir essen im Kasino um sieben Uhr. Vorher mußt du dich beim Divisionskommandeur melden. Zuerst gehst du beim Adjutanten, dem Hauptmann

Bäzlen, vorbei; vielleicht auch beim Rittmeister Herwed.“ Laiblin sah auf seine Uhr. „Schon fünf. Da müßten wir uns sputen!“

„Muß das — so flink gehen?“ entfuhr es Thomas bestürzt. Daß er, kaum heil mit dem Freund vereint, gleich mitten hinein in den bedrohlichen Strudel tauchen sollte, schien ihm ein erschreckendes Wagnis.

„Das dacht' ich mir! Aber eigentlich ist's grad' das Rechte: zum Schwimmenlernen wirft man einen am besten gleich ins Wasser. Freilich —“ Laiblin überlegte — „vielleicht kämen wir heut so wie so zu spät und Erzellenz von Mohl ist anderweit befehlt. Schließlich verdienst du eine Galgenfrist — nach der langen Reise. Also: wir lassen uns das Essen holen und verschieben das andre auf morgen. Einverstanden?“

„Wenn sich's so machen läßt — ich bin dir dankbar!“ Es fiel Thomas ein Stein vom Herzen. Und während Laiblin seinen Wieland hereinrief und ihm die nötigen Weisungen gab, blickte er aus dem Fenster. Die Aussicht über die Straße weg, nach der satten Wiese und zu dem alten, hochwipfligen Park, tat seinen schmerzenden Augen wohl. Die schlanken Birkenstämme, die in zartem Grün vor der dunklen Baumtiefe standen, leuchteten silberfarben in der abendlichen Sonne. Drüben, vor dem zweiten Fenster, in der Giebelwand des Hauses,

blühte in einem winzigen Roglgarten ein einziges, schwächtiges Pfirsichbäumchen. Wie ein gütiger, aufmunternder Gruß des späten russischen Frühlings nickten die rosaroten Zweige zu ihm herein.

„Hab' ich nicht ein nettes Quartier?“ fragte Laiblin, der wieder zu ihm trat. „Fast so im Grünen wie in deinem Pfarrhaus, gelt? Drüben auf dem Gut ist's ja ‚herrschaftlicher‘, aber hier bin ich für mich allein. Zuerst wollt' ich in die kleine Kammer neben der Küche ziehen, um die einzige Stube meiner Bauersfrau und ihren drei halbwüchsigem Kindern zu lassen. Zufällig ist der Hauptmann Bazlen, unser Adjutant, vorbeigeritten: über meine Zimperlichkeit lachen und mit dem Reitstock die ganze Poladenfamilie umkommandieren, war eins!“

„Da hätt' ich mich nicht drein finden können,“ meinte Thomas mißbilligend.

„Mein Geschmac war's auch nicht ganz. Aber wir sind halt im Krieg . . . Ein merkwürdiger Mann, der Hauptmann! Schneidig wie einer, wenn ihn's grad ankommt, und doch für gewöhnlich viel zu skeptisch und bequem, um durchzufahren. Unser allmächtiger Mann ist und bleibt der Rittmeister Zerwed.“ Laiblin war in einer gesprächigen, selten behaglichen Laune, gab Thomas einige unterrichtende Winke über die einzelnen Herren und das Treiben im Divisionsstab

— in seiner lähnen, aber nicht unbilligen Weise. „Du triffst's übrigens gut! Wir waren lang eingesezt und sind jetzt in Ruhe. Da lebst du dich, auch bei der Truppe, am ehesten ein. Der Kollege Schnaitz ist bei der Sanitätskompanie, und du — na, das gibt sich ja morgen!“

Thomas hörte ihm zu. Aber mehr und mehr spürte er denn doch die Erschöpfung der anstrengenden Reise, die sich bleiern über ihn legte. Es war noch taghell in der Stube. Laiblin ging, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, spann die Unterhaltung zäh weiter und merkte nichts davon, daß seinem Gast oft und öfter die Augen zuzufallen drohten. Erst als Wieland ihn mit den Zurüstungen zum Abendessen unterbrach, entdeckte er Lamparters Müdigkeit.

„Ich glaub', du schläfst mir ein! Du bist übermüdet. Und womöglich ausgehungert!“ Spät genug fiel ihm ein, daß er, der allem Leiblichen geringe Beachtung zu schenken pflegte, darauf noch gar nicht verfallen war. „Ich hätt' dir was anbieten sollen. Trink wenigstens einen Schluck!“ Er holte eine Flasche, goß ein Glas Wein ein. „Stärk dich! Das Nachteffen mußt du noch überstehen!“

Thomas überstand es auch. Aber er konnte der Mahlzeit nicht so zusprechen, wie er selber wünschte. Auf Laiblins Geheiß schlug der Bursche, noch während sie aßen, die hölzernen Prittschen

mit den Strohfäden auf. Ohne Widerrede folgte Lamparter der Aufforderung des Freundes und legte sich, vom Tisch weg, nieder.

Der Kopf war ihm schwer, die Glieder waren wie gelähmt, und als er sich in die Decke gewickelt hatte, glaubte er, gleich einschlafen zu müssen. Doch trat an die Stelle des Schlummers ein überreiztes inneres Wachsein. Seine Gedanken hasteten rückwärts. Alle Eindrücke dieser Tage stürmten auf ihn los: seine Reisebegleiter, um die er sich kaum gekümmert hatte, standen greifbar vor ihm; die öde Landschaft mit ihrer trostlosen Fremdheit jagte vorüber und Wilna mit seinen goldenen Ruppeln über buntschedigen Menschen und düsteren Winkelgassen. Zuweilen öffnete er spaltweit die Augen: Erwin saß mit aufgethüpftem Kopf bei einer Kerze und schrieb oder stützte den Kopf in scharfem Nachdenken in die Hand. — Brennende Sehnsucht entführte ihn in die Heimat. Überall zugleich war er: jetzt, wie vor acht Wochen, mit seinen Konfirmanden in der Kirche, auf der Leiter, Kränze und Gewinde zum Fest der Einsegnung selber fröhlich mit aufkühpfend; dann auf dem Luisenhof und wieder in seiner Studierstube, im Garten und immer wieder bei Elsbeth; sie saß mit ihm am Tisch im Eßzimmer, sie sang das Büblein in Schlaf, sie spielte auf ihrer Geige, und das

Lied „Alte Laute“ mit seinem tiefen Weh schluchzte aus seinem eigenen Herzen . . . Er riß die Augen auf: an Laiblins Gesicht klammerte er sich, das ihm im verschlossen-herben Profil zugekehrt war, als eiferte es stumm wider seine Weichmütigkeit. Ferner rückte das schwarzbärtige Antlitz, wurde kleiner; das Licht der Kerze daneben war nur noch ein Fünkchen, das glimmte — und verlösch. Endlich hatte ihn der Schlaf überwältigt und erlößt . . .

Es war nicht mehr Morgen, sondern Vormittag, als Thomas aus langem, traumlosem Schlummer aufwachte und sich verwundert in der kahlen, polnischen Stube umblidte. Im Ofen, in seiner Nähe, verknisterte ein Holzfeuer; drüber, in einer Vertiefung, dampfte eine Kanne, und eine Tasse mit Brot und anderem Zubehör stand auf dem Tisch — offenbar das Frühstück, das auf ihn wartete, wie die Waschküffel auf der Bank.

Schnell erhob er sich, machte sich zurecht.

Von draußen, über die Straße her, schollen knappe Kommandorufe. Auf der Wiese wimmelte es von Helmen und blinkenden Gewehrläufen. Mann bei Mann standen Soldaten in einem weiten, starren, nach dem Park geöffneten Viereck. Unter den Bäumen vor trat eine Gruppe von Offizieren: rote Generalstreifen flammten herüber, Orden glitzerten, eine kräftige Stimme

setzte zu einer Ansprache ein, deren Worte als einzelne, unverständliche Laute bis in die Stube schallten.

Geseffelt und verwirrt sah Lamparter auf das militärische Schauspiel, bis ihn Laiblins Anruf sich umwenden ließ. „Das heiß' ich noch einen Schlaf! Guten Morgen oder bald schon guten Mittag!“ Er begrüßte Thomas. „Das ist Ersatz für unsre Infanterie,“ erläuterte er, nach der Wiese hin. „Die Leute sind in aller Herrgottsfrühe angekommen, und zweimal wollten welche bei uns eindringen, ohne daß du von meinem Protest aufgewacht bist. Erzellenz von Mohl hält ihnen eine Ansprache . . . Aber jetzt laß dir das Frühstück schmecken! Dann bring' ich dich hinüber aufs Gut!“

Thomas folgte der Einladung. Immer wieder warf er, während Laiblin einen Brief schloß, den er am Abend angefangen hatte, einen mißtrauisch-neugierigen Blick durchs Fenster, hinüber nach der Truppenaufstellung. Nun gab es also kein Ausweichen mehr. Er wurde, wie ihm gestern verheißen war, ins Wasser geworfen, um Schwimmen zu lernen. —

Eine Viertelstunde später gingen beide durch den Park auf den Gutshof zu. Eine Allee von Ahornbäumen mündete auf einen mit geringer gärtnerischer Kunst angelegten Rasenplatz, hinter dem das gelbgetönte, langgestreckte Wohn-

haus lag, zweistöckig, unter einem drückenden, schadhafteu Dach, das ein Glockentürmchen zierte. Zwei dicke Holzsäulen trugen vor dem Eingang ein flaches Vordach: dort verabschiedete sich Laiblin, der in den seithin sich ausdehnenden Hofräumen auf einem Geschäftszimmer zu tun hatte. Während Thomas seine Blicke betommen am Erdgeschoß hinwandern ließ und eben eintreten wollte, grüßte aus dem nächstgelegenen offenen Fenster mit verbindlichem Lächeln ein Offizier, der, den Hörer am Ohr, ins Telephon sprach.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer,“ rief er zwischen sein Ferngespräch hinein. „Die erste Tür links! Kommen Sie nur zuerst zu mir!“

Thomas folgte dem Ruf.

Ohne den Hörer abzunehmen, streckte ihm der Offizier, am Schreibtisch lehnend, wie einem alten Bekannten die Hand entgegen. „Herr Pfarrer Lamparter, nicht wahr? Wir kennen uns ja schon von gestern! Rittmeister Berwed.“ Er sprach zwischen hinein ein paar Sätze ins Telephon. „Sind Sie gut angekommen?“ galt es wieder Lamparter. „Wir hofften, Sie am Abend noch bei uns zu sehen!“ Neue Sätze ins Telephon folgten. Dann legte er den Hörer ab. „Sie wohnen einstweilen mit Pfarrer Laiblin zusammen? Es geht zur Not, nicht? Sie wollen sich bei Erzellenz melden. Vielleicht —“

Der Fernsprecher klingelte, ehe Thomas die vielen, in liebenswürdigstem Ton gestellten Fragen hatte beantworten können. Eine Handbewegung lud ihn zum Gehen ein. Die Unterhaltung nahm, immer unterbrochen von telephonischen Seitengesprächen über Dachpappen, Personenfragen, Eisenbahnwaggon, Holzbestellungen und hundert andre Dinge, von denen Lamparter nichts verstand, ihren Fortgang. So sprunghaft sie von Berweds Seite war und so selten Thomas selber dazu kam, auch nur eine halbe Antwort zu geben, — er konnte sich nicht genug wundern, wie der bewegliche, zu leichter Fülle neigende Mann mit den lebhaften Augen und dem beredten Mund, um den fast immer ein freundliches Lächeln schwebte, nie den Faden verlor und trotz seiner verblüffenden Geschäftigkeit den Eindruck wohlthuender und warmer Aufmerksamkeit machte. So kurze Zeit auch das Gespräch erst gedauert hatte — es war so persönlich und freundschaftlich geworden, daß Thomas jede Verlegenheit vergaß und ehrliches Zutrauen faßte.

„Nun wollen Sie zu Herrn Hauptmann Bazlen,“ sagte der Rittmeister mit verständnisvollem Nicken; als Lamparter sich wieder erhob. „Den finden Sie gegenüber. — Haben Sie eigentlich schon einen Burschen?“

„Nein. Noch nicht,“ erwiderte Thomas, der

an diese für ihn wichtige Frage noch nicht gedacht hatte.

„Natürlich nicht. Was machen wir da? Sie brauchen ihn sobald wie möglich.“ Er überlegte. „Ich habe einen Mann, der für Sie paßt und bei mir übrig ist.“ Er schrieb eine Zeile auf einen Notizblock. „Gut. Ich schicke ihn am Nachmittag. Auf Wiedersehen nachher!“ Schon wieder klinkte das Telephon . . .

Nach einem Händedruck stand Lamparter auf dem Flur. Ohne langes Besinnen klopfte er, mutiger geworden, an der bezeichneten Tür gegenüber. Erst auf erneutes Pochen antwortete ein kurzes, herrisches „Herein!“

Hauptmann Bazlen saß am Tisch, einen Schreiber neben sich, der ihm Unterschriften vorlegte, und schaute nur lässig auf.

Thomas nannte seinen Namen.

Bazlen erhob sich zu flüchtiger Begrüßung. „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ fügte er hinzu. „Ich stehe gleich zur Verfügung.“ Während er in seiner Tätigkeit fortfuhr, hatte Thomas Muße, ihn verstoßen zu betrachten. Sein Kopf war von überraschend reinem und großem Schnitt, wie man sich den eines alten Römers vorstellt und wünscht: Energie in jeder Linie des Umrisses. Aber der Ausdruck des Gesichts entsprach dem nicht; in den Augen war eine umschleierte, glanzlose Gleichgültigkeit, und

die Lippen verzogen sich verbrossen in den Winkeln.

„Aber nehmen Sie doch Platz!“ wandte er sich, als der Schreiber abtrat, zu Lamparter; er schien nun erst zu bemerken, daß sein Besucher noch immer stand. „Sie sind zum ersten Mal im Feld?“ fragte er zerstreut.

Thomas bejahte.

„Da hab' ich ja Ihre Personalien!“ fuhr Bazlen fort, einige Papiere auseinanderschleubend. „Sind Sie gut gereift?“

„Ich danke, Herr Hauptmann. Recht ordentlich.“ Bazlens unpersönliche, von einem Unterton militärischer Barschheit begleitete Art ließ bei Thomas die Befangenheit wiederkehren, über die ihm der Rittmeister so verbindlich hinweggeholfen hatte. Die Unterhaltung nahm unwillkürlich die trockene Form eines gelinden Verhörs an, bei dem der Hauptmann die Fragen reichte und er mehr als eine ungeschickte Antwort gab. Ein halbes Lächeln, das er, vielleicht nur in der Einbildung, mitunter um Bazlens Mund zu sehen glaubte, entmutigte ihn erst recht.

Hastig wurde die Thür geöffnet. Ein schlanker Herr mit klugem, scharfem Gesicht, an den Bein Kleidern breite, karmoisinrote Streifen, trat schnell ein. Thomas fuhr in die Höhe: er glaubte im ersten Augenblick, das jugendliche Alter nicht

bedenkend, den General vor sich zu sehen, wurde aber seinen Irrtum gleich gewahr. Bazlen stellte ihm den Generalstabsoffizier, einen Hauptmann Dörzbach vor, der ihn höflich, aber eifertig begrüßte. Beide Herren vertieften sich in eine dienstliche Angelegenheit, über der er vergessen wurde.

Erst als Dörzbach nach einer förmlichen Verbeugung gegen Lamparter das Zimmer wieder verlassen hatte, entsann sich Hauptmann Bazlen des Besuchers. „Sie wollen sich vor dem Essen noch bei Erzellenz melden, Herr Pfarrer —“ er sah auf seine Uhr. „Wir haben nur noch eine Viertelstunde. Es genügt, wenn Sie's nachher, bevor wir essen, im Flur tun. Ich mache das schon. — Sie entschuldigen mich einen Augenblick!“ Er ging, wohl um sich tafelfertig zu machen, in sein anstoßendes Schlafzimmer.

Thomas blieb mit seinem Unbehagen allein. Das Gefühl der Verlassenheit und Unbeholfenheit war wieder allmächtig in ihm. Nie würde er in der Welt, in die er sich da hineingewagt hatte, sich zurechtfinden. Wie unscheinbar und ungeschickt war er neben diesen sicheren, gewandten Menschen, die so anders empfanden und dachten, ganz im Äußeren aufgingen, während er doch nur bei sich und in der Innerlichkeit daheim war . . .

Der Hauptmann lehrte zurück. Sie traten hinaus auf den Flur.

Eben verschwand eine Gruppe von Offizieren durch die rückwärts gelegene Flügeltür. Thomas sah auf eine lange Tafel mit zahlreichen Gedeken.

Aber die Treppe, die vom Oberstod herunterführte, kirkten Schritte. Ein hochgewachsener Herr, dem die Uniform mit dem goldgestickten Kragen und den Generalsstreifen wie ein angeborenes Kleid zu Leib saß, kam aufrecht und leicht über die Stiegen. Der ausdrucksvolle Kopf mit dem kurzgeschorenen, kaum angegrauten Haar und dem kurzen Schnurrbart stand frei im Nacken, und frei, aber mit forschender Schärfe, drangen die Augen durch den Zwicker.

Bazlen ging ihm entgegen, wechselte einige Worte mit ihm. Ungezwungen näherte der General sich Lamparter.

„Ich freue mich!“ sagte er einfach. Sein Blick umfaßte den ganzen Menschen, haßte dann in den Augen. Er hatte die ängstliche Schüchternheit, unter der ein empfängliches und empfindsames Gemüt sich verbarg, sofort begriffen und ließ alle dienstliche Förmlichkeit beiseite. „Sie speisen doch mit uns, Herr Pfarrer? Oder sind Sie erst von der Reise angekommen und ruhebedürftig?“ Aufmunterndes Wohlwollen färbte die biegsame Stimme.

„Nein, Erzellenz!“ erwiderte Thomas. „Nur gestern abend war ich zu müd', um —“

„Also vorwärts! Essen wir!“ unterbrach ihn die Erzellenz und schob ihn vor sich her ins Speisezimmer. Als er mit dem Neuling eintrat, vereinigten sich die umherstehenden Offiziere — es mochten ihrer ein Duzend sein — zu einer Verbeugung, die er leicht und mit einem lauten „Guten Tag, meine Herren!“ erwiderte. Thomas blieb wie verloren vor dem Schwarm stehen. Er hätte sich jedem Einzelnen vorstellen sollen, aber der General sprang helfend ein. „Herr Pfarrer Lamparter, unser neuer Feldhilfsgeistlicher,“ stellte er vor und machte Lamparter mit den Namen ringsum bekannt. „Wir sind vollzählig bis auf Berwed, der natürlich noch am Telephon hängt.“ Ein verständnisvolles Schmungeln lief über die Gesichter. „Hier, Herr Pfarrer! Setzen wir uns!“ Er wies auf den Platz zu seiner Rechten und setzte sich, worauf die übrigen seinem Beispiel folgten. Mit Laiblin, der ihm schräg gegenüber saß, tauschte Thomas aus der Ferne einen Gruß.

Lautlos begannen die Ordomanzen aufzutragen. Herr von Mohl richtete zunächst einige Worte an seinen Nachbarn zur Linken, den Hauptmann Dörzbach, offenbar in einer dienstlichen Angelegenheit, und kehrte sich dann zu Thomas, der, benommen von der ungewohnten Umgebung, noch kaum von seinem Teller aufgesehen hatte. Er erkundigte sich

teilnehmend nach Lamparters Familie und Pfarrdorf.

„Und wie ist die Stimmung daheim?“ fragte er dann, die Stimme absichtlich erhebend und mit einem Seitenblick auf den ihm gegenüberliegenden Adjutanten. „Da lächeln Sie natürlich, Bazlen!“ fuhr er angeregt fort. „Das ist nämlich unser alter Streitpunkt. Ich behaupte ständig: auf die Stimmung kommt es an. Darauf, daß wir auch Psychologen sind — im Feld und in der Heimat! Wie denken Sie drüber, Herr Pfarrer?“

„Meine Erfahrungen sind wohl zu bescheiden, als daß ich ernstlich mitreden dürfte,“ sagte Thomas gedämpft. „Wenn ich's recht verstehe, wollen Eure Erzellenz auch dem Geist geben, was dem Geist gebührt, und da kann ich nur zustimmen.“

„Hören Sie, Bazlen! Ein Zeugnis für mich!“ Der General nickte befriedigt.

„Doch nicht so ganz, Euer Erzellenz!“ warf Bazlen ein. „Die Stimmung daheim ist ein Kapitel für sich und doch wieder auch bloß der Reflex von da draußen. Und hier — der Herr Pfarrer war nie Soldat — unser Geist ist unsere Disziplin.“

„Das ist eine ganz einseitige und aphoristische Zuspitzung,“ entgegnete Herr von Mohl lebhaft. „Natürlich sind Manneszucht und Gehorsam die

Grundlage. Ich aber behaupte: wenn wir die höchsten körperlichen und sittlichen Anforderungen stellen, müssen wir auch die seelischen und geistigen Kräfte anregen. Die Gesundheit liegt im Gleichgewicht!“

„Sollte nicht die Stimmung des gemeinen Mannes zuerst aus dem Magen kommen, Exzellenz?“ Die Frage kam von Hauptmann Bazlens rechtem Nachbar, einem älteren Herrn mit boshaft schillernden Augen, einer gewaltigen Nase im kupferroten Gesicht und genießerischen Lippen, die dem Essen und Trinken mit dem Behagen des Renners oblagen. .

„Versteht sich — unser Kriegsgerichtsrat!“ rief der General mit lachender Entrüstung. „Sie als Epitureer mit zynischem Einschlag hab' ich nirgends anders als unter meinen Segnern gesucht!“ Sein Lachen pflanzte sich um den Tisch fort. „Und Sie, Oberstabsarzt Bezold?“ Er wandte sich an Lamparters Gegenüber. „Hab' ich die Medizin auch gegen mich? Wie steht's damit?“

Der Angeredete, eine gepflegte Erscheinung, das kluge Gesicht verlängert von einem grauen Spitzbart, in jeder Bewegung ein Weltmann, zuckte leicht die Achseln. „Ich denke, offen gesagt, etwas skeptisch über geistige Bildung und Krieg. Und über Bildung und Soldatentum im besonderen,“ lautete die ausweichende Antwort.

„Ein Diplomat. Also auch nichts für mich!“
Herr von Mohl ließ die Augen entlang der Tafel
schweifen. „Ihr katholischer Kollege, Herr Ra-
plan Felber, würde mir zu Hilfe kommen, Herr
Lamparter. Aber ich seh’ ihn heut nicht unter
uns . . .“

„Herr Pfarrer Felber“, erklärte Rittmeister
Berwed, der Allwissende, der eben mit einer Ver-
beugung seinen Platz neben Hauptmann Dörz-
bach einnahm, „ist zu einer Besprechung nach
Wilna gefahren, Erzellenz!“

„Ich glaube“, bemerkte Lamparter stöhnend,
„auch mein Freund Laiblin —“

„Auf ihn wart’ ich schon immer,“ fiel der
General ein. „Auf die Herren Pfarrer rechte
ich eo ipso! Die sind meine natürlichen
Bundesgenossen. Nicht wahr, Herr Pfarrer
Laiblin?“

„So unbedingt möcht’ ich nicht Ja sagen,
Euer Erzellenz,“ erwiderte Laiblin. „Unsere
Aufgabe als Pfarrer geht doch über das bloße
Stimmungmachen erheblich hinaus.“ Es lag
eine gewisse unverbindliche, beinahe gereizte
Herbheit in Laiblins Antwort, die Thomas ver-
wundert aufhorchen machte.

„Wirklich?“ fragte der Kriegsgerichtsrat mit
boshafter Arglosigkeit und streckte den roten
Kopf vor, um Laiblin neugierig anblinzeln zu
können.

„Wirklich sind wir mehr als Stimmungsmacher, Herr Kriegsgerichtsrat!“ Diesmal sprach Laiblin mit unverhohlener Schärfe, eine kampfbereite Falte schnitt seine Stirn, und es war seinem aufgeworfenen Mund anzusehen, daß er sich nur mit Mühe einer schroffen Zurückweisung enthielt.

Über das Gesicht des Generals ging ein nervöses Wetterleuchten. Ein Augenblick, der Laiblin traf, ließ keinen Zweifel, daß er dessen humorlose Reizbarkeit mehr mißbilligte als die kleine Bosheit des Kriegsgerichtsrats. Aber er ließ die entstandene Pause nicht groß werden. „Ich muß mich undeutlich ausgedrückt haben, meine Herren!“ nahm er liebenswürdig und fest die Unterhaltung wieder an sich. „Die Sache eignet sich ja gar nicht zu einer Streitfrage zwischen der tüdischen Freigeisterei unseres Kriegsgerichtsrats und der auf ihre Würde eifersüchtigen Kirche!“ Durch sein heiteres Lächeln brach er dem leichten Tadel die Spitze ab. „Ich — und ich glaube Herr Pfarrer Lamparter mit mir — wir sind der Meinung, daß, wenn wir schon bei der Truppe bleiben, deren Geist neben dem Dienst Auffrischung und Belebung im besten Sinn braucht!“

„Eure Erzellenz treffen sich da mit Bestrebungen,“ sagte Hauptmann Dörzbach, „die meines Wissens auch bei der Obersten Heeresleitung wirksam sind. Es schweben dort Erwägungen —“

„Erwägungen sind gut,“ griff Herr von Mohl munter auf, „Laten sind besser. Ich denke dabei an unsere Bücherei, die ich längst habe einrichten lassen, eh' man oben dran dachte. An Vorträge unterhaltender und belehrender Natur, die Mannschaften und Offiziere vereinigen!“ Er wandte sich nun wieder ausschließlich an Lamparter und setzte ihm mit jugendlichem Feuer auseinander, was er schon in die Wege geleitet hatte und noch leiten wollte. Besonders über die Bücherei verbreitete er sich mit einem Eifer und einer Kenntnis, die Thomas in Erstaunen setzte und ihm das Herz wärmte, sodaß er aus seiner Freude und Zustimmung kein Hehl machte.

„Ja, ja — das sagen Sie!“ sagte der General mit guter Laune. Er forderte Lamparter auf, dem Obst zuzusprechen, das jetzt zum Beschluß der Mahlzeit herumgereicht wurde. „Aber Sie hören, meine Herren wollen nicht recht 'ran! Sie halten ihren Kommandeur womöglich für einen Bildungsphillister. Ist's nicht so, Bazlen?“

„Durchaus nicht, Euer Erzellenz,“ versicherte der Adjutant mit säuerlicher Beflissenheit. „Höchstens für einen Idealisten!“

„Die Bezeichnung dürfen Eure Erzellenz ruhig gelten lassen,“ meinte Thomas mutig. „Das sind allemal die Bahnbrecher zum Neuen und meistens auch zum Rechten!“ Er war fast er-

schroden, wie überzeugt und frei er's aussprach.

„Da haben Sie's! Das genügt mir!“ rief der General mit einer fröhlichen Handbewegung gegen Bazlen.

Der Hauptmann schickte einen flüchtigen Blick zu Lamparter hin, der nicht gerade Hochschätzung ausdrückte. Er kräufelte die Lippen, als wollte er, obwohl es sich kaum verlohnte, dem vorlauten Landpfarrer eins auswischen. Aber Herr von Mohl trank, ehe der träge Entschluß gereift war, dem Gast noch einmal zu und hob die Tafel auf. —

Der Raffeekaffee sollte auf dem Gartenplatz hinter dem Speisezimmer getrunken werden. Zwanglos begab sich die Tischgesellschaft an die dort aufgestellten Tische. Thomas geriet mit dem Oberstabsarzt zusammen. Bezold, in Friedenszeiten Leiter einer Universitätsklinik, hatte ein Feldlazarett unter sich und vertrat nur für jetzt den Divisionsarzt. Er gehörte zu den Menschen, die mühelos mit jedermann sich zu unterhalten verstehen. Ein vielseitiges Wissen verband er mit bemerkenswerter Geschmeidigkeit des Geistes und ausgezeichneten Formen des Umgangs, und so verwickelte er auch Thomas gleich ins frischeste Gespräch. Er kannte Rußland, auch Petersburg, von früheren Reisen und wußte anziehend über die Eigenart des Landes zu plaudern.

Thomas war noch zu erfüllt von seiner Tischunterhaltung mit dem Divisionskommandeur, als daß er nicht bald zu ihr hätte zurückkehren sollen. „Ich wundre mich, daß gerade Sie mit Ihrem lebendigen Interesse sich vorhin so zurückhaltend über die Pläne und Ideen von Erzellenz von Mohl geäußert haben!“

„Ja, ja — Sie haben Recht!“ versetzte der Oberstabsarzt mit einem feinen Lächeln. „Im Prinzip ist das alles vorzüglich. Herr von Mohl hat auch fraglos die besten Absichten. Unglücklicherweise denk' ich aber überhaupt ziemlich lehrerisch von allen Popularisierungsversuchen in Kunst und Literatur. Und dann —“ er dämpfte seine ohnehin nicht laute Stimme, „Sie machen die Erfahrung wohl noch selbst: Rommiß und Geist sind schlechterdings zwei Gegenfüßler. Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, — ich zitiere doch hoffentlich richtig?“ Die Frage galt Laiblin, der sich eben auch an den Tisch setzte.

„Beinah', Herr Oberstabsarzt,“ erwiderte Laiblin nicht allzu entgegenkommend.

„Na also! Ich erkläre Ihrem Freund mit dem schönen Gleichnis auch nur, daß ein streng soldatisches Gemüt in den Himmel literarischer und ähnlicher Kostbarkeiten nicht leicht hineinzubringen ist!“

„So einfach liegt die Sache, glaub' ich, nicht,“

entgegnete Laiblin. „Ich weiß nicht, ob Sie mich unter die ‚streng soldatistischen‘ Gemüter zählen. Jedenfalls bin ich ein aufrichtiger Bewunderer dessen, was manche heut mit dem üblen Wort ‚Militarismus‘ abtun möchten. Gerade die Einseitigkeit ist da die Stärke —“

„Verzeihen Sie,“ wandte Bezold höflich ein, „solche Formeln erschrecken mich immer. Ich finde sie immer ebenso wahr wie falsch!“

Nach einer abwehrenden Armbewegung zu schließen, wollte Laiblin ziemlich unsanft antworten. Doch trat eben jetzt Rittmeister Berwed heran, der es, gar kein Stillfiger, liebte, von Tisch zu Tisch zu pendeln. „Sie haben Pferd und Wagen von Pfarrer Grüzmacher noch beim Feldlazarett, nicht wahr, Herr Oberstabsarzt?“ warf er mit unbetümmelter Liebenswürdigkeit hin.

„Ich denke wohl,“ gab Bezold zurück. „Was soll's damit?“

„Ich will beides noch heut nachmittag für Herrn Lamparter herüberkommen lassen!“ Berwed kommandierte, schon wieder mit seinen Gedanken weiterellend, die Ordonnanzen mit stummen Winken zum Nachfüllen der Tassen. „Damit er sie drüben zur Verfügung hat!“ Nach einem zerstreut freundlichen Nicken war er schon unterwegs zum Nachbartisch.

„Drüben? Wo drüben?“ fragte Bezold ver-

gebens hinter ihm drein. „Ganz Zerwed! Er redet immer, als wüßte alle Welt, was er weiß... Ubrigens klingt das so, als würden Sie nicht in mein Lazarett kommen, Herr Pfarrer,“ sagte er mit Bedauern zu Lamparter. „Und ich hatte mich schon gefreut, Sie uns zugeteilt zu sehen!“

Ehe Thomas erwidern konnte, war der General aufgestanden, und die Herren erhoben sich mit ihm. Er kam noch einmal auf Lamparter zu und bot ihm die Hand. „Ich seh' Sie heut abend noch einmal, Herr Pfarrer. Sie übersiedeln ja doch wohl erst morgen zu den Grenadieren!“

Nach einem stummen Gruß in die Runde entfernte er sich mit seinen leichten, jugendlichen Schritten und trat ins Haus.

„Also zu den Grenadieren! Da haben Sie ja Ihre Losung!“ Damit verabschiedete sich auch Oberstabsarzt Bezold von Lamparter. Der Aufbruch wurde allgemein...

Benommen von all dem Neuen und Ungewohnten machte sich Thomas mit Laiblin auf den Heimweg. Wie hatte ihm vor seinem ersten Eintritt in diesen Lebenskreis gebangt! Und wie war das Wirkliche soviel natürlicher und soviel weniger schrecklich gewesen als die Vorstellung davon! Das Herz war ihm leichter geworden, und mit dem Vertrauen zu der neuen Umgebung

fühlte er das zu sich selber wachsen. Seine Dankbarkeit, ja Begeisterung gehörte dem Generalleutnant von Mohl, der ihn durch sein gewinnendes Wesen, durch eine unverdiente Aufmerksamkeit recht eigentlich über das Schwere hinweggehoben hatte. Während er, nach einem Umweg durch das Getriebe der Ställe und den Wagenpark des Stabs, an Laiblins Seite wieder den Park durchquerte, pries er berebt die vorurteilsfreie Güte des Generals, dessen großes Wollen und weiten Blick er bewunderte.

Schweigend ließ Laiblin ihn ausreden. Es war an seiner Miene nicht abzulesen, ob er sich des überfließenden Lobes freute oder ob er es als eine Schwärmerei nachsichtig ertrug. Erst als Thomas die menschenfreundlichen Absichten des Kommandeurs, die der Belegung des Truppengeistes galten, noch einmal rühmend hervorhob, sprach er dazwischen. „Das ist freilich sein Stedenpferd! Die hohen Herren denken sich so was immer sehr nett aus — in der Praxis macht sich's anders!“

Thomas war nicht aufgelegt, sich ernüchtern zu lassen. „Das kann nicht dein Ernst sein! Ich hab' mich schon vorhin gewundert, daß du dich so abseits gehalten hast. Ich denke wie die Erzellenz: wir Feldgeistlichen müßten recht eigentlich seine Bundesgenossen sein!“

„Da seh' ich unsere Aufgabe größer und

höher," versetzte Laiblin. „Wart erst einmal ab, bis du meine Erfahrung hast! Ich hab' meine Gründe, auf der Hut zu sein. Wenn wir nicht selber die Würde unseres Amts auf Schritt und Tritt wahren, ist's übel bestellt... Dem Kriegsgerichtsrat, dem genußsüchtigen Hämling, hätt' ich's am liebsten noch ganz anders gegeben. Bücher, Vorträge, das sind doch alles bloß untergeordnete Mittelchen, die vielleicht mitunter nichts schaden. Das Pflichtbewußtsein heißt es stärken; mit der Gottesfurcht die rechte Vaterlandsliebe pflanzen! Das ist der Geist, den unsere Soldaten brauchen, um freudig zu leiden und zu sterben!“ Er sprach schneidend, und sein Arm mit der geballten Faust schwang energisch mit. „Und nun gar solche seichten Schönschwäzer wie dieser Bezold!“ Eine in ihm aufgespeicherte Gereiztheit entlud sich ganz gegen den Oberstabsarzt, dem seine Natur, wie allem Formgewandten und Gefälligen, abgeneigt war.

Thomas hörte ihm betreten zu. Übertrieb Erwin mit Absicht, um ihm Wasser in den Wein zu schütten? So anders, so viel harmloser hatte er die Menschen gesehen und ihre Ansichten sich zurechtgelegt. Aber freilich — am Ende kannte Laiblin sie länger, war ein besserer Menschenkenner und berief sich nicht mit Unrecht auf seine reichere Erfahrung.

Sie waren über die helle Wiese auf ihr stroh-

bedachtes Bauernhaus an der Straße zugegangen. Vor der Tür wartete ein Soldat und nahm, als sie sich näherten, die militärische Haltung an.

„Landsturmmann Brendle, Fritz, meldet sich beim Herrn Pfarrer,“ ließ er sich mit nur halber Herzhaftigkeit gegen Thomas vernehmen.

„Dein Bursche,“ erklärte Laiblin.

„Ach so — Sie sind der Brendle, den mir der Herr Rittmeister Berwed versprochen hat!“ Thomas sah sich den Mann mit steigender Teilnahme an. Auf einem nicht sehr aufrechten Leib, den zwei Spindelbeine trugen, saß unter der schirmlosen Mühe ein rundliges, rechtschaffenes Bauerngesicht, aus dem zwei selten schöne, unendlich treuherzige Augen vorschauten. „Also Grüß Gott, Brendle! Wo sind Sie denn daheim?“ Thomas gab ihm die Hand.

„In Wörlingen, Herr Pfarrer.“

„Ei was! Da sind wir ja Nachbarnleute! Und Sie sind ein Pfarrkind vom alten Herrn Pfarrer Hausmann!“

„Der hat mich 'tauft und konfirmiert und 'traut!“ Ein breites, gutes Lächeln ließ in Brendles braunem Gesicht gesunde Zähne sehen.

„Na, dann werden wir schon miteinander auskommen, gelt? Verheiratet sind Sie doch auch, Brendle?“

„Jawohl! Und hab' zwei Buben, und eins—“

Jetzt legte Laiblin sich drein und machte mit einem Wink gegen Thomas dieser für seinen Geschmack gleich viel zu weit gehenden Vertraulichkeit ein Ende. „Sie werden dem Herrn Pfarrer Lamparter ein gewissenhafter und aufmerksamer Bursche sein, nicht wahr, Brendle?“ sagte er in einem entschiedenen dienstlichen Ton.

„Jawohl, Herr Pfarrer!“ Brendle fuhr mit den Händen zusammen. Lachen und Treuherzigkeit verschwanden unter starrer und schüchterner Blödigkeit. —

Auf einer Bank in dem winzigen Garten an der Siebelseite des Holzhauses, dort, wo das blühende Pfirsichbäumchen stand, verbrachten Lamparter und Laiblin einen guten Theil des Nachmittags. Für Thomas war es eine frohe Überraschung, zu erfahren, daß er bei den Grenadieren, wo er künftig sein Quartier aufschlagen sollte, den von den Toten wieder auferstandenen Niethammer finden würde. Das war ein Sonnenstrahl mehr, der ihm die Zukunft aufhellte, die heute schon so viel klarer und schreckenloser vor ihm stand. Er schrieb noch ein paar Zeilen an Elisabeth, die sie auf die Feldpost brachten — ins rückwärts gelegene, von Soldaten über und über belegte Dorf.

Das Abendessen auf dem Gut verlief so gut und unterhaltsam wie die Mittagsmahlzeit.

Erzellenz von Mohl entdeckte in Lamparter einen Schachspieler, und da er ein leidenschaftlicher Liebhaber war, mußte diesmal statt des Kriegsrats der Gast dran glauben und wurde mit Ehren geschlagen.

Fast so müde wie am Tag vorher streckte sich Thomas kurz vor elf Uhr neben den Freund auf die Holzpritsche. Merkwürdig weit, schon beinahe verklärt lag die Reise mit ihren Fährnissen und ihrer Verlassenheit hinter ihm. Und ehe seine Gedanken die Heimat erreichten, verfiel er in den Schlaf...



Ländlicher und stiller konnte man sich's nicht wünschen. Hohenriedlingen war beinahe laut und städtisch dagegen. Auf dem Scheitel einer wiesengrünen Bodenwelle lagen die Bauernhäuser im Schatten einer mächtigen Ulme. Ein blumiger Gang fiel hinunter zu einem schmälerrinnenden Bach. Drüben, am jenseitigen Ufer kletterten Ackerstreifen bis an die weiße Straße; hinter ihr blaute und flimmerte aus dichtem Schilfwuchs ein stattlicher See. Rechts droben, über dem See und in Obstbäumen versteckt, waren der Gutshof und die eigentliche Ortschaft beisammen. Ringsum, soweit das Auge reichte, umfaßten hohe Wälder das wellige Land. Silbrige Birkenstämme leuchteten allerorten led vor den Tannen- und Laubwald-

massen; Birkenholz, von geschickten Soldatenhänden gezimmert und gefügt, hegte als Zaunwerk die drei Häuser ein, bildete lustige Torbogen und Lauben. „Birkenhöhe“ hatte auch der Bataillonsstab sein Quartier getauft. Das war anheimelnd und klang viel besser als der unsagbar polnische Name auf der Landkarte. Sogar Hauptmann Meinhardt, der Bataillonsführer, der fürs Romantische sonst nicht zu haben war, hatte sich in den Taufnamen geschickt. Er selber wohnte mit dem derzeit beurlaubten Ordonnanzoffizier in dem rückwärts gelegenen geräumigsten der drei Häuser, die ein offenes Viereck nach dem zum Bach abfallenden Wiesenhang bildeten. Vinterhand war das Geschäftszimmer. Der Bataillonsarzt wohnte im Dorf, und so hauste im Haus rechts Niethammer allein — und mit ihm seit drei Tagen Lamparter.

Thomas hatte sich auf das Wiedersehen mit dem ihm seit Jahren aus den Augen gekommenen Karl Niethammer gefreut. Aber seine Erwartungen waren weit übertroffen worden. Sie waren beide gute Kameraden gewesen. So nah' wie er und Laiblin — „die zwei L“ hatte man sie wegen ihrer Unzertrennlichkeit oft genannt — waren sie sich nie gekommen. Der grüblerische, von Anfällen leidenschaftlicher Zerrissenheit und düsterer Melancholie heimgesuchte Niethammer hatte sich für Tage und Wochen in

sich selber verschlossen, und Thomas glaubte sein innerstes Herz nicht noch mit einem Dritten teilen zu können. Jetzt hatte ihn Niethammer schon beim Willkomm im Sturm erobert. Wie anders aber trat ihm auch der schwermütige Grübler von einst entgegen! Das edige, in seinen Linien fast bäurisch derbe Antlitz war gesättigt und veredelt von in sich gefestigter Männlichkeit; ein trübig-froher Wagemut bäumte den kräftig geschnittenen Mund, zuckte aus den scharfen Augen, eine festliche Satzfreude verklärte die breite Stirn, beherrschte den ganzen Menschen. So sah ihn Thomas, als sie sich zum ersten Mal wieder die Hände schüttelten. So — einen echten, ungetünstelten Kriegermann, aus einem Guß — lernte er ihn mit jeder Stunde besser kennen und mehr lieben.

Der späte Frühling war schnell zu schon sommerlicher Milde und Uppigkeit gediehen. Bis tief in die Nächte saßen die beiden beim offenen Fenster oder noch lieber in einer Birkenlaube, vor sich den anmutigen Taleinschnitt, die Straße und den geheimnisvoll herüberschimmernden See. Hauptmann Meinhardt — das Muster eines rechtlichen und peinlich genauen Beamten im Offiziersrock —, mit dem sie die Mahlzeiten einnahmen, war jeder Verlängerung der Tischgesellschaft abhold. Sie blieben also einander überlassen, wie sie es für die erste Zeit des Wiederfindens sich

nur wünschen konnten, und so schlossen sich gleich am ersten Abend die Herzen auf.

„Wirst du mir glauben,“ gestand Lamparter freimütig, „daß ich anfangs entsetzt war, als Laiblin mir erzählte, du seist als Offizier im Feld? 's wollte mir nicht eingehen, daß grad' du, der's vielleicht mit seinem Christentum am schwersten nahm, mit der Waffe in der Hand draußen sein solltest!“

„Wie sagt Hölderlin-Hyperion, zu dem wir uns aus unseren Wirrnissen im Stift so gern geflüchtet haben?“ meinte Niethammer mit einem Lächeln der Erinnerung. „Das gibt dem Golbe die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft!“ Und in seinen Augen funkelte etwas auf von dem im Feuer geläuterten Gold. „Für mich ist dieser Krieg das Element geworden, in dem endlich ich mich selber — Erlösung, Einheit, Sinn und Ziel gefunden habe!“

„Das seh' ich! Aber ganz verständlich ist mir deshalb die Wandlung doch noch nicht!“

„Es klingt auch reichlich dunkel — ich geb's zu! Um's deutlich zu machen, müßt' ich dir —“ Niethammer brach ab. Sein Blick lag gedankenvoll drüben auf dem See, über dem ein letzter Schein der Abendröte verglomm.

„Nun hab' ich dich womöglich gezwungen, an Dinge zu denken, die dir schmerzlich sind,“ sagte Thomas voller Bedauern.

„Schmerzlich? Nein!“ Niethammer riß sich los, und in seinen Augen war nicht die leiseste Wehmut. „Bloß als eine seltsame Fügung empfind' ich's jedes Mal, wenn ich dran denke, daß ich und mein Schicksal sich so begegnet sind. Meine Geschichte — Einzelheiten sind ja überflüssig — ist einfach genug. Und du hast ein Recht drauf!“ Er leerte das Glas mit Rotwein, das vor ihm stand, und füllte Lamparter und sich aus der Flasche nach. „Als ich, das Examen hinter mir, ins Pfarramt trat, war ich mit Gott so zerfallen, als es ein durch alle HölLEN und Himmel von Glauben und Wissen gehegter und getaumelter Theologiebessler nur sein kann. Aus der öden Kompromißerei und inneren Verlogenheit, in der ich hindämmerte, hat eine Frau mich aufgeweckt. Und mir viel, viel mehr gegeben, als sich mit Worten sagen läßt. Bloß das Letzte und Höchste, was ich wünschte, hat sie mir nicht geben können, denn sie gehörte schon einem anderen. Das war der zweite Schiffbruch. Und da kam der Krieg!“ Niethammer hob sein Glas und sah in die leuchtende Röte des Weins. Wie auf seine Züge trat in seine Rede Begeisterung — nicht die laute, sondern jene, die aus dem tiefsten Herzen kommt. „Ja, der Krieg! Der hat mir alles zurückgeschenkt, was verloren war: den Glauben an Gott und Welt, an mein eigenes Ich und

seinen Zweck! Erleben zu dürfen, was wir erleben — das macht überhaupt erst das Leben lebenswert!“

„Und doch hat dieser gleiche Krieg dir schon zweimal so übel mitgespielt!“ sagte Thomas leise und hingenommen.

„Bloß ein Millimeter hat gefehlt das letzte Mal,“ Niethammer deutete nach seiner Brust, „und die Brust war unheilbar zerrissen! Aber ich lieb' ihn nur um so mehr . . . Mensch! Lamparter! Serpentin! Das mußt du doch auch spüren: 's ist doch das, was unserer Zeit und uns jämmerlichen Deutschlingen gefehlt hat! Was uns aus Träumern und Mammonskindern, aus Stückwerk — zum Ganzen, zum Volk, zu wirklichen Trägern einer Sendung in der Welt macht!“ Er wurde immer feuriger und lebenswerter. „Ich lieb' ihn, den Krieg, hab' ich gesagt, und zu was er uns Deutsche macht — aber nicht wie diese landläufigen Phrasendrescher und Pappdeckelpatrioten! Die sind mir zuwider! Die verderben uns allen das Gemüt! Auch den Laiblin, ein so ehrenwerter Kerl er sonst ist, haben sie angesteckt. — — Ich lieb' ihn und unser Deutschland, wie — ja, wie eben der Hyperion! Zu meiner ersten Liebe bin ich damit zurückgekehrt. Erinnerst du dich der Stelle, wie er und Adamas auf den Höhen von Delos stehen, wo der Sonnengott einst wohnte,

und das versammelte Griechenland wie goldenes Gewölk ihn umglänzte? In Fluten der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor — das ist's! So fühl' ich's! So leb' ich's!“ Im Schweigen, das reicher noch ist als Worte, schaute er ins Weite.

Und Thomas schwieg mit ihm.

Wie seit lange, seit den seligen Jugendtagen nicht, fühlte er in sich die Flamme sich entzünden, in der alle Zweifel und Halbheiten schmelzen und die Seele einem heiligen Ideal sich vermählt und opfert.

„Und du? Was ist's mit dir?“ unterbrach Niethammer endlich wieder das Schweigen. „Dich muß es doch auch ergreifen? Nicht so ungebärdig und wild wie mich — aber doch auch. Ich wundre mich, wie du's ausgehalten hast — so abseits!“

Thomas fühlte, daß er Beichte gegen Beichte schuldig war. Er berichtete von sich, von seiner selbstzufriedenen Abgeschlossenheit. Wie Laiblin ihn aufgestört, wie er sich, wenn auch unter Schmerzen, aus seinem Heim und seinem friedfertigen Johannestum losgewunden hatte. „Aber ich seh' schon,“ fuhr er überzeugt fort, „ich bin noch immer weit zurück! Das Mitreisende, das Unwiderstehliche und Ganze — das find' ich erst

hier und bei dir! Da mußt du mit deiner unreflektierten, echten Begeisterung mir dazu helfen! Willst du?“

„Das will ich! Nach Kräften!“ Niethammer drückte ihm leidenschaftlich die Hand. Ein Bund, reifer und klarer noch, als sie ihn sich einst auf der Universität hätten geloben können, war geschlossen . . .

Was bei Lamparter seither doch nur das Ergebnis redlicher Überlegung und eines mehr oder minder erquälten Pflichtbewußtseins gewesen war, schien nun — dankbar wurde er's in diesen Tagen gewahr — freie Notwendigkeit werden zu sollen. Hatte Laiblin doch immer nur seinen Verstand und sein Gewissen aufgerufen — Niethammer ergriff ihn im Gefühl, wo er am empfänglichsten war, und verkörperte für ihn ein Ideal, dem in seinem Teil ähnlich zu werden er sich vorsetzte. Er hätte auch gar keinen besseren Führer in der ihm neuen militärischen Umgebung finden können. Wo immer er stuchte, wo das Starre, Formtrambaste, Kleinliche des Soldatentums ihn befremdete, half ihm Niethammer das Ganze und Große dahinter und drüber sehen und achten. Vorbildlich war auch Niethammers Art, mit den Mannschaften umzugehen: er war streng und gütig in einem; seine stramme Festigkeit wurde nie zur seelenlosen Härte, seine Freundlichkeit nie

zur verletzenden Herablassung. Der Reihe nach machte er die Offiziere — sei es, daß sie dienstlich auf die „Birtenhöhe“ kamen oder daß er mit Thomas ins Dorf ging — mit dem neuen Feldgeistlichen bekannt. Schließlich ruhte er auch nicht, bis Lamparter sich entschloß, den Lehmfuchs, der ihm samt Wagen als zuständiges Zug- und Reittier von seinem Amtsvorgänger vererbt worden war, zu besteigen.

„Vergiß doch nicht, daß ich nie reiten gelernt hab’“, wehrte Thomas bis zuletzt. „Höchstens auf einem lahmen Karrengaul hab’ ich manchmal einen Spuz mit euch gemacht!“

„Das genügt! Bild dir ja nicht ein, dein Renner sei viel mehr! Was ein rechter Soldatenpfarrrer ist, kann reiten!“

Und Brendle, der als richtiger Bauersmann glücklich war, daß ihm ein Pferd zur Pflege zugefallen war, mußte das Roß sattelfertig machen. Voll Stolz brachte er seinen Fuchsen heran.

Niethammer hatte sein Pferd schon bestiegen. „Aufgefessen!“ kommandierte er zu Thomas hin, der noch immer um das Tier herumging, ihm den Nacken klopfte und begütigende Schmeicheleien zumurmelte.

„Mein Brendle lacht mich jetzt schon aus,“ meinte er mit komischer Mutlosigkeit.

„Das glaub’ ich nicht,“ rief Niethammer.

„Warum lachen Sie, Brendle?“ Er runzelte leicht die Stirn.

„Halt so, Herr Leutnant!“ stammelte Brendle.

„Was heißt halt so? Heraus mit der Sprache!“

„Halt, weil der Herr Pfarrer“, preßte Brendle heraus, „das Roß anguckt, als könnt's ihn beißen. Und der Fuchs ist doch froh, wenn — nix für ungut — ihn der Herr Pfarrer net beißt!“

Jetzt war das Lachen bei Niethammer und Lamparter. Und Thomas wagte den Aufstiege, und das lammfromme Tier wieherte in der Tat, als wollte es sagen: Gott sei Dank, daß er Schlimmeres nicht von mir verlangt! und schloß sich von da an in seinem Tun und Lassen dem weltkundigeren Niethammerschen Rappen an. „Ganz wie sein Herr!“ stellte Thomas bedeutungsvoll fest. . .

Es ritt sich köstlich hügelab, hügelan über das wellige Wiesenland. Sträucher von Blumenduft und Grasbrodem warf ihnen der Wind entgegen. Und der Wald, der sie aufnahm, hatte alle Schönheit der weglosen Urwildnis: efeuumkletterte Baumriesen, samtene Moosteppiche, undurchbringliches Gebüsch, jäh aufblinkende Weiher. Raun das erstaunte „Rätsch!“ eines Jähers oder das tiefe Gurren von Wildtauben unterbrach die satte Stille. Lange genossen sie wortlos das Nahesein in dieser Waldverlorenheit.

„Und doch — zu lang dürft' dies schlaffen-
hafte Genießerleben nicht dauern!“ warf endlich
Niethammer, sich aufrüttelnd, hin. „Es klingt
dumm und bramarbashaft, aber unsereiner
kriegt Sehnsucht nach dem Rattern und Brum-
men!“ Er gab seinem Rappen, der vor einem
wehenden Zweig scheute, die Sporen. „Oder
sind's die Nerven, denen das Stillsitzen schwerer
ankommt als die kitzlige Aufregung?“

„Da kann ich nicht mitreden,“ meinte Thomas.
„Ihr seid doch erst vierzehn Tage in Ruhe, wie
Laiblin mir sagt. Ist denn was Neues um die
Wege?“

„Man munkelt . . . Aber das tut man immer.
— Deine erste Predigt am Sonntag wird's hier-
zuland noch reichen!“

„Das ist ja schon übermorgen!“ rief Lam-
parter. Mit Bestürzung dachte er daran. „Und
ich reit' mit dir im Urwald herum und hab'
mir noch nichts zurechtgelegt!“ Er seufzte und
schüttelte den Kopf.

„Was ein rechter Soldatenpfarrer ist, der
predigt jederzeit aus dem Stegreif! Der braucht
nur die braven Soldatentöpfe zu sehen, die in
Reih' und Glied für ihn gerichtet sind, und gleich
fahren Text und Predigt wie die Kugel aus dem
Rohr!“ Verschmigt blinkerte Niethammer aus
den Augenwinkeln zu Thomas hin.

„Was ein rechter Soldatenpfarrer ist, kann

reiten! Was ein rechter Soldatenpfarrer ist, predigt aus dem Stegreif!“ ahmte ihm Thomas vorwurfsvoll nach. „Räm's denn dir so angeflagen, du Spottvogel?“

„Ich bin ja auch drum bloß Soldat!“ gab Niethammer zurück. „Und halt', wenn's auf mich ankommt, in meinem ganzen Leben keine Predigt mehr! — — Also, deine erste Predigt in Ehren. Sie wird schon schlecht werden. . . Aber ich möcht' wieder Krieg. Das hier im Osten ist gar keiner. Ich möcht' in den Westen! — — Trabten wir eins!“ Er setzte den Rappen in flotten Gang.

Lamparters Fuchs spitzte die Ohren und tat's gehorsam nach. Den Rappen lockte der weiche Boden zum Galopp, und sein Herr ließ ihn laufen: ungestüm griff er aus und schoß davon. Der Fuchs legte die Ohren zurück und wieder vor, und ehe Thomas wußte, wie ihm geschah, ging's im Hui hinterher. Er wollte rufen, wollte anhalten, schwankte vor und zurück, sah sich schon seinem Pferd über den Hals und Kopf niederschließen, verlor einen Bügel, packte zu den Bügeln die Mähne. Da fiel der Fuchs in sanften Trab, hielt. . .

Niethammer hatte am Walbrand pariert, winkte schmunzelnd: „Sagt' ich's nicht? Ein rechter Soldatenpfarrer —. Da unten ist übrigens die kaiserlich russische Großstadt!“ Er

deutete in die weit sich aufschließende Niederung. Um eine pomphafte Kirche mit Doppeltürmen und Ruppel lagen, in die Biegung eines hellen Flusses sich schmiegend, etliche hundert erbärmliche Häuser und Strohhütten — offenbar die kleine Stadt, die sie erreichen wollten. „Treffen wir Gradmann, ist's schön. Treffen wir ihn nicht, war's ein guter Ritt!“ Ohne Übereilung ließen sie die Pferde den gerölligen Hohlweg hinuntersteigen.

Sie hätten, durch die totigen Straßen spähend, den Bundesbruder, den sie überraschen wollten, nicht sobald entdeckt, wenn nicht ein heiserer Ruf irgendwoher „Niethammer! Niethammer!“ gerufen hätte.

Unter der Tür eines Ladens stand der gesuchte Oberarzt und streckte die kurzen Arme über einem wohlgerundeten Leib in die Höhe. „Hier! Hier! Absitzen!“ bröhte die rauhherzliche Einladung über den abgründigen Marktplatz. Sie folgten dem Anruf. „Mein Bursche hält euch die Böcke!“ In richtiger Erkenntnis der Umstände trat der Doktor gleich neben Lamparters Fuchs. „Nur herunter! Ärztliche Hilfe billig und aus erster Hand!“ ermutigte er Thomas, der sich denn auch mit vorsichtiger Bedächtigkeit aus dem Sattel hob. „Also das ist der von unbezähmbarem Schlachtenbrang ins Feld getriebene Lamparter, weiland Serpentin!“ Er bewillkommnete den gesund zu Boden Ge-

langten mit bärenmäßigem Händeschütteln. Die kleinen Augen lachten aus dem unförmigen Kopf, fast schwimmend zwischen einer quersaltigen tablen Stirn und gepolsterten Baden.

Lamparter und Niethammer wurden in den Laden geleitet, der, aller Waren ledig, in ein notdürftiges Quartier umgewandelt war.

Zwei Herren, wie Thomas im Gewand der Feldgeistlichen, erhoben sich zum Empfang.

„Wie Ihr seht,“ erläuterte Gradmann, „hab' ich schon geistlichen Besuch. Der Kaplan Felder ist, falls du das noch nicht weißt,“ — er wandte sich an Thomas — „mein engerer Landsmann, und den Pfarrer Schnaitz kennst du wohl schon!“ Während die Ankömmlinge sich mit den beiden begrüßten, ließ der Doktor unermüdlich seinen Saß fortrollen. „Die Herren können jetzt ohne Rücksicht auf mich ein Kirchentanzil abhalten. Wenn noch ein weiteres Glaubensbekenntnis erwünscht ist, bitt' ich meinen Hausherrn, Habakuk Goldfarb, der mit seiner Rahel und drei jungen Goldfarben das hintere Gemach innehat. Ich ziehe mich dann als unfrommer Laie in die Küche zurück!“

„Wenn's soweit kommt,“ meinte Niethammer, „schließ' ich mich dir an, Doktor! Aber das hier“, er wies nach einer bauchigen Flasche und einigen Gläsern auf dem Ladentisch, „sieht einstweilen nicht nach ‚Kirchenversammlung‘ aus.“

„Das will ich nicht sagen,“ widersprach Gradmann. „Der Kaplan zum Beispiel ist bloß wegen meinem anerkannt trinkbaren Bittern gekommen!“

„Aber Herr Doktor!“ wehrte der Angegriffene, ein schmaler, zarter Mensch von fast weiblicher Zierlichkeit. „Das ist die reinste Verleumdung!“

„Soll ich die ganze Wahrheit sagen, Kaplan?“ drohte Gradmann. „Daß Sie vorhin vor dem Pfarrer Schnaith und mir in durchsichtiger Weise prahlten, Sie hätten von daheim Rauchfleisch bekommen und wollten mich einladen, wenn ich artig wäre? Um ‚artig‘ zu sein, wie Sie’s verstehen, bin ich mit meinem Bittern herausgerückt!“

„Da muß ich denn doch den Kollegen Felber in Schutz nehmen,“ legte sich jetzt Schnaith mit einer hellen, wohlthuenden Stimme ins Mittel. „Vom Rauchfleisch kann ich nicht mitreden. Da war ich noch nicht hier. Aber der Bittere ist ohne jedes Zureden grad’ aufgetaucht, eh’ die Herren angeritten kamen. Und bekommen haben wir überhaupt noch keinen!“

„Da haben Sie’s!“ Der Kaplan, der über den Spaß verlegen errötet war, lächelte erleichtert.

„Schäm dich, Gradmann! Du bist erkannt!“ Niethammer hatte sich neben die Flasche auf den Ladentisch geschwungen und goß den dunklen

Trank in die Gläser. Dabei stellte sich's heraus, daß er und der Oberarzt die einzigen Liebhaber waren, denn die drei geistlichen Herren dankten.

„Abgetartete Scheinheiligkeit!“ schmunzelte der Doktor. „Trinken wir für die Pharisäer mit! Profit Niethammer!“

Ein Stuhl und Gradmanns Schlafpritsche waren die Sitzgelegenheiten, in die man sich teilte. Die Unterhaltung ging im gleichen, harmlos-fröhlichen Fahrwasser weiter.

Der Kaplan empfahl sich nach einer Weile in seiner leisen, unvorbringlichen Art. Während Niethammer und Gradmann von Regimentsangelegenheiten sprachen, plauderte Thomas mit Schnaith. Mehr als das Gespräch, das sich nur um Oberflächendinge drehte, fesselte ihn der Mann. Heitere Klarheit atmete sein ganzes Wesen. Sie drang aus dem ebenmäßigen, eher grob als fein geschnittenen Gesicht: die weißblonden, schlichten Haare, die faltlose Stirn, die unbeirrbaren, kräftig-blauen Augen — alles Helligkeit; sie wirkte aus Stimme und Rede wie aus jeder der sparsamen und beherrschten Gebärden. Und doch blieb diese Klarheit für Thomas undurchsichtig. Er machte wiederholt den Versuch, mit einer Wendung, einer Frage tiefer zu bringen. Da war es, als splitterte seine Neugier jedesmal ab an einem unnahbaren, stillen und starken Willen.

Der Nachmittag schritt vor, und Niethammer trieb zum Aufbruch. Mit zwiespältiger Empfindung verabschiedete sich Thomas von Schnaitz, der ihm ein ehrliches „Auf Wiedersehen!“ nachrief.

Gradmann begleitete seine Gäste zu den Pferden.

„Nächste Woche vertret' ich den Knecht, euren Bataillonsarzt, der in Urlaub geht,“ sagte er mit vieldeutigem Blinzeln. „Ich hab' mich mit Schönleber drein geteilt. Daß mir da, wenn ich als 'mal 'rübertomm', der Keller gut bestellt ist, verstanden!“

„Zwei Flaschen Weinacher sind noch da!“ neckte Niethammer, schon im Anreiten.

„Pfui Teufel!“ wehrte Gradmann mit einer Grimasse, in der sein Gesicht nur noch aus Falten und Wülsten zu bestehen schien. „Das heißt, ich bring' dann noch eine dritte mit, damit's wenigstens eine für jeden langt! — Komm mit heilen Knochen hinüber, Lamparter!“ rief er hinter Thomas drein, dessen Fuchs in einem ehrbaren Trab den Rappen einzuholen strebte. „Denk an Weib und Kind!“ —

Nicht ohne den einen und anderen Halt, den Niethammer brauchte, um einen Händedruck mit begegnenden Regimentskameraden zu tauschen, kamen sie aus dem schmutzigen Städtchen. Der Abwechslung halber schlugen sie für den Heim-

ritt einen anderen Weg ein, den Niethammer erst auskundschaftete. Sie folgten eine Zeitlang dem Lauf des Flükleins in der Niederung und erreichten dann zu ihrer Enttäuschung einen jämmerlichen Knüppelweg, den sie nur im Schritt hinter sich bringen konnten.

Um das Ungemach voll zu machen, kam ihnen ein seltsamer Zug entgegen, der den ganzen Damm in der Breite einnahm: Männer, Frauen, Kinder in buntem, abgerissenem Aufzug, alle schwer bepackt, auf hochbeladenen Karren Bettzeug und anderen Hausrat ziehend und schiebend. Um das drängende, schwitzende und plappernde Volk vorüberzulassen, das in scheuer, trauriger Hast dahierzog, mußten die Reiter in den seitwärtigen, sumpfigen Grund ausweichen.

„Was ist denn das? Wo wollen die hin?“ fragte Thomas mitleidig.

„Die kommen aus einem geräumten Dorf im Feuerbereich,“ erklärte ihm Niethammer kurz.

Der klägliche Anblick krampfte Thomas die Brust zusammen. Ein Säugling schlief ahnungslos auf hochgehäufter Fuhre. In einem Karren, den ein grindiges Pferdchen kaum fortbrachte, lag zwischen dem Gerümpel ein abgezehrtes Weib, und nebenher heulten halbnaakte Kinder. Den Beschluß machte eine hohlwangige, verwiterte Alte, die am Strid einen blinden, strauchelnden Greis nachzog. Thomas fühlte, wie ihm die

Augen feucht werden wollten. Er wendete sich ab, als Niethammer nach ihm hinschaute.

„Sei mir nicht zu weich, Serpentin! Das ist die einzige Sorge, die du mir machst!“ Niethammer trieb sein Pferd voran, auf dem Damm. „Es kommt schlimmer!“

„Du hast gewiß Recht,“ entgegnete Lamparter kleinlaut. „Das Herz müßt' einem weich bleiben und doch hart werden. Ob ich das je schaffe?“

„Du mußt das Kleine mit dem Großen zugleich sehen, den Teil mit dem Ganzen. Und dem Ganzen, Großen, Heiligen dienen wir!“ Knapp und anspruchslos sagte es Niethammer, aber es zitterte der sieghafte Glaube durch, der ihn nie verließ und leuchtend über alles Dunkle hinauftrug.

Wirst du je werden können wie er? Läßt sich das überhaupt lernen, und ist's nicht lautere Begnadung? So hörte es Thomas zweifelnd in sich fragen . . .

In der Ferne lag eins der verkommenen Dörfer mit seinen Strohdächern. Der Kirchhof, der dazugehörte, lag näher dem Weg, den sie ritten: zwischen den Bäumen ragten, so hoch wie diese, die merkwürdigen, riesigen Kreuze mit dem Leidentuch um den Stamm und dem kindlich einfältigen Bierat der Marterwerkzeuge drüber. Die langen Schatten fielen fast bis zu ihnen her. Während sie hinüberschauten, trug der Wind vom Dorf

her ein lautes, silbernes, übermütiges Mädchenlachen.

„So lob' ich mir's!“ rief Niethammer. „So müssen Tod und Leben beieinanderwohnen! Das eben ist das Ganze, wie ich's meine und liebe!“

Das glückliche Wort zu dem eigenartig widerspruchsvollen und doch in sich einigen Eindruck nahm die anschleichende zwiespältige Stimmung von Lamparters Seele. Mit lustigem Erbschwenkten sie dem Wald zu, dem gleichen, den sie im Herritt durchquert hatten. Sie sprachen von Gradmann und kamen dann auch auf Schnaith.

„Ein merkwürdiger Kerl! Laiblin kann ihn ja nicht leiden. Aber, ich glaub', es steckt doch was in ihm!“ Niethammer, dessen Rappe wieder einen Vorsprung gewonnen hatte, wartete, bis Thomas neben ihm war.

„Was hat Laiblin gegen ihn?“ fragte der ihn.

„Weiß ich auch nicht. Und am End' weiß er es selber nicht recht. Tatsache ist nur, daß er sich an ihm reibt, so oft sie miteinander zu tun haben. Schnaiths Vater ist übrigens der berühmte Schnaith vom Bad Zell am Berg, der die Gebetsheilungen macht. Es gibt Leute, die Stein und Bein schwören, er sei ein Heiliger und Wundertäter — der Alte!“

„Ach der,“ erwiderte Thomas, der sich des

alten Pfarrers Schnaith dem Ruf nach wohl entsann. „Ich muß zugeben, recht klug bin ich aus unserem Schnaith, dem jungen, auch nicht geworden.“

„Predigen kann er jedenfalls, daß es eine Art hat! Das muß ihm der Neid lassen! Offiziere und Mannschaften sind gleicherweise davon angetan . . . Was sich leider über unsern Freund Laiblin nicht sagen läßt. Daß er kein erster Redner ist, daran liegt's nicht: er ist ihnen zu trocken, zu säuerlich, zu lehrhaft!“

„Das versteh' ich nicht!“ verteidigte Lamparter eifrig den Freund. „Das ist ein ungerichtetes Urteil. Wie werdet ihr da erst über mich herfallen? Ich mach's gewiß nicht besser wie er!“ Nun dachte er erst recht mit Besorgnis an den Sonntag.

„Wir werden's ja hören. Im allgemeinen hat der Soldat seinen Merks' für so was!“ Niethammer lächelte. „Silt's noch einen Trab? Oder tun die Knochen nicht mehr mit?“

„Probieren wir's!“ stimmte Thomas ergeben zu. Es wurde ihm gar sauer. Noch saurer, als er gedacht. Aber der Wald lichtete sich, und „Birkenhöhe“ kam in Sicht . . .

Brendle stand schon unter der Ulme auf der Lauer und nahm Herrn und Pferd in Empfang. „Hat's der Gustl brav g'schafft, Herr Pfarrer?“ fragte er.

„Sehr brav!“ bestätigte Lamparter, während er, nun wirklich in allen Gliedern zerschlagen, sich aus dem Sattel wand. „Gustl? Wer hat denn den Fuchs so getauft?“

„Halt ich —“ stotterte der Brendle und wurde, was ihm leicht geschah, rot bis hinter die Ohren. „Nach mein'm Jüngsten.“

„Recht so! bleiben wir dabei!“ stimmte Thomas belustigt zu. „Ist Post gekommen?“

„Zawohl, Herr Pfarrer! Zwei Brief'! und, ich glaub', von daheim!“ Brendle wußte, wie sehnlich sein Herr nach der Heimatpost ausschaute . . .

Die beiden Briefe waren von Elsbeth. Erst einen hatte Thomas von ihr erhalten — einen, in dem das ganze Leid des Abschieds nachzitterte. Da Niethammer hinüber auf sein Geschäftszimmer gegangen war, konnte Lamparter sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit ans Lesen machen. Aber je länger er las, um so trüber wurde ihm zumut. War das dieselbe Elsbeth, die so ruhig und in sich gesichert, immer frohe Zuversicht in den Augen und singenden Gleichklang im Herzen, um ihn gewesen war? Die noch bis zum letzten bitteren Lebewohl tapfer standgehalten hatte? Ungehemmt, fast haltlos strömte die Klage des Verlassenseins und wunden Heimwehs aus ihren Zeilen — sogar die feste und klare Schrift verstörend. In ihm wogte es auf von Liebe und

Mitgefühl. Doch regte sich zugleich Besorgnis, ein leiser Tadel: so durfte sie sich nicht in schmerzlicher Sehnsucht verlieren. Sie mußte in sich, in der Freude an dem Bublein, im Bewußtsein der Liebe, die über alle Weite der Trennung mächtig war, Kraft und Halt finden. . . . Freilich, noch hatte sie von ihm, als sie so schrieb, erst die flüchtigen Grüße von Reise und Ankunft gehabt. Inzwischen mußte sie einen ausführlichen Brief auch von ihm bekommen haben, hatte sich getröstet und aufgerichtet. Thomas hoffte auf die nächste Post: sie würde ihm hoffnungsvollere Kunde von ihr bringen! . . .

Hölderlins „Hyperion“, der, in einem reiferen Sinn als seinerzeit auf der Universität, Nietzhammers Leibbuch geworden war, lag in einer handlichen Taschenausgabe immer auf dem Tisch, in den sich die beiden wie in alle Herrlichkeiten des Quartiers brüderlich teilten. Als Thomas andern Tags in dem Bändchen blätterte, fiel ihm die Stelle des dritten Buchs in die Augen, die dem Krieg ein Preislied singt, der, wie alle große Arbeit nur des Menschen Geist und Kraft, keine Krüden und wächsernen Flügel gelten lasse. „Da gilt nichts Eitles und Anerzungenes mehr . . . da gehn wir schmucklos, fessellos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele.“ Ein Pauluswort fuhr ihm durch den Sinn: „Wisset Ihr nicht, daß die, so in der Rennbahn laufen, die

laufen alle, aber Einer erlanget den Preis? So laufet nun, daß ihr ihn erlanget!“ Sein Text für die erste Feldpredigt war gefunden.

Es hatte die Nacht geregnet, und windgejagte Wolken kämpften mit der Sonne, als die zum Gottesdienst befohlenen Kompagnien drüben beim Dorf, auf einer Wiese über dem See, antraten. Mit Brendle, den er für die nötigsten Mesnerdienste anlernte, hatte Lamparter die einfache Altardecke über einen Tisch gebreitet und das silberne Kreuzifix daraufgestellt. Zwei Pappeln im Rücken des feldmäßig-schlichten Aufbaus gaben einen Abschluß gegen das Dorf, während ringshin das Land in seiner frühsommerlichen Frische offenlag. An zwei Seiten standen die Grenadiere tief gegliedert, und immer noch schwenkten neue Mannschaften auf die Wiese ein. Fast zwei volle Bataillone sammelten sich. Als auch der Regimentskommandeur mit seinem Stab sich eingefunden hatte, trat Thomas vor den Altar. Auf ein Zeichen setzte die Kapelle zum Lied ein, das er nannte, und die Klänge, vom Wind getragen und hinausgeweht, gingen wunderseltzam über das fremde, östliche Land. Feierlich und wunderseltzam war es auch ihm zumut, nun er, unendlich weit von der Heimat, zum ersten Mal dieser kriegerischen, gleich ihm heimatfernen Gemeinde das deutsche Gotteswort verkündigen sollte. Nicht umsonst

hatte ihn der Umgang mit Niethammer die Tage her gestärkt: in dem Freund sah er vor sich das Urbild des nur dem hohen Ziel geweihten Läufers in der Rennbahn. Preisläufer sollten und wollten alle sein, wie sie hier beisammen waren. Keiner durfte sich zu schlecht, keiner zu gut vornehmen. Es galt, wie der alte Tobias zum jungen sprach, da er sich anschickte zu sterben: „Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so gib doch das Wenige mit treuem Herzen!“ Jedem, der sich selbstlos und treu hingab an das Ziel, die Idee, das gemeinsame Vaterland, winkte die Siegerkrone . . . Einfach und warm fügten sich Lamparter zum einfachen Gleichnis die Worte. Er fühlte, wie er selber mithielt im Lauf um den Preis, und meinte zu fühlen, daß auch die Herzen beret, die um ihn waren, mitliefen und ihm den Zuruf des Verstehens gaben . . .

Nach dem Gottesdienst, während die große Gemeinde sich auflöste, wie sie zusammengesetreten war, reichte ihm der Regimentskommandeur, ein untersehter Herr mit weißem Vollbart, anerkennend die Hand. Wohler noch tat es ihm, als Niethammer, auf dem Rückweg zur „Birtenhöhe“, mit einem „Brav! Brav!“ ihm auf den Arm klopfte. Also hatte er mit leidlichen Ehren bestanden. —

Der Sonntag brachte den ersehnten, leichteren Brief von Elisabeth noch nicht. Aber am

Montagnachmittag — Niethammer hatte müssen dienstlich wegreiten, und Thomas saß mit einem Buch allein im Quartier — brachte Brendle neue Post, und was davon Lamparter zukam, trug Elsbeths Schriftzüge.

Thomas wollte sich gleich ans Lesen machen, aber Brendle blieb, wie jemand, der noch etwas vorzubringen hat, neben ihm stehen. „Nun, Brendle? Sonst noch was?“ fragte Lamparter beinahe ungeduldig.

„'s ist einer draußen, Herr Pfarrer, der zu Ihnen möcht'!“

„Zu mir? Wer ist's denn?“

„Halt ein Grenadier. Er sagt, er sei aus Hohenriedlingen.“

„Aus Hohenriedlingen?“ wiederholte Thomas. Wer mochte das sein? Ein bedauernder Blick streifte den Brief von Elsbeth. „Er soll nur hereinkommen!“

Nach einem schüchternen Klopfen tat die Thür sich wieder auf. Ein hochaufgeschossenes Menschenkind, dem die Uniform nicht sonderlich zu Leib stand, pflanzte sich vor Thomas auf. Mit einem ermunternden Nicken, das Gruß und Frage in einem war, musterte Thomas den Besucher, um zu erraten, wen er vor sich habe: der oben auffallend breite Kopf, der nach unten in einem fast lächerlich kleinen Rinn zurückfloh, und das wachsgelbe Gesicht alt und kindlich zu-

gleich machte, die langen Arme, der storchbeinige eingeknickte Unterbau — eine Ähnlichkeit schwebte ihm vor, und doch kannte er sich nicht aus.

„Der Herr Pfarrer werden entschuldigen,“ kam es steif und mit belegter Stimme heraus: „Plieninger, Frik.“

„Ach — dem Herrn Schullehrer sein Frikle sind Sie! Jetzt kenn' ich Sie!“ Thomas stand lebhaft auf. Er bot dem jungen Menschen die Hand und schob ihm, um ihn nur schleunigst aus der krampfigen, unglücklichen Diensthaltung zu erlösen, einen Stuhl hin. „Das ist nett, daß Sie sich bei mir sehen lassen! Ich hätt' mich über kurz oder lang nach Ihnen erkundigt, denn ich hab' Ihnen vom Vater einen Gruß zu bestellen. Nun gehören Sie gar zu unserem Bataillon?“

„Zum zweiten, fünfte Kompagnie,“ berichtete der Grenadier. In den matten Augen, die verängstigt unter den entzündeten Lidern lagen, war mit dem freundlichen Empfang ein zages Licht aufgegangen, und er hatte den Stuhl angenommen. Der Frikle Plieninger sollte Lehrer werden, war wegen häufiger Krankheit im Seminar stecken geblieben, wo ihn Krieg und Aushebung überraschten. Auch ohne die gelegentlichen Andeutungen des Vaters hätte Thomas erraten, daß der verdrückte, kränkelnde junge Mann, der nach einem künftigen Lungenleiden

aus sah, beim Militär nicht an seinem Platz war. Es kostete einige Mühe, ihm durch teilnehmendes Fragen halbe Antworten abzulocken. Obwohl ihn sichtlich ein besonderes Anliegen herführte, wäre er in kurzem unverrichteter Dinge wieder abgerückt, hätte nicht Lamparter ihm schließlich kräftig zugesetzt.

„Kann ich irgend was für Sie tun? Ich glaub', Sie haben noch etwas auf dem Herzen. Was soll ich dem Vater von Ihnen schreiben?“

Jetzt kam es stöhnend und doch mit wachsen dem Zutrauen: er habe unvorsichtiger Weise dem Vater in seinen Briefen geklagt, wie hart ihn manchmal der Dienst ankomme. Wider sein Willen und Wissen habe der Alte Briefe an den Feldwebel und den Kompagnieführer geschrieben und darin allerhand gegen das Soldatenwesen und den Krieg im allgemeinen gesagt. Die Folge sei, daß seine Vorgesetzten, die ihn sowieso als einen ungeschickten Grenadier nicht hoch an schlugen, ihm keine gute Stunde mehr gönnten.

Lamparter verstand ihn nur zu wohl. Er kannte ja Balthasar Plieningers Ansichten und loses Mundwerk zur Genüge. Natürlich wollte er helfen. Er beruhigte den Frikle und versprach, sich ins Mittel zu legen. „Ich werd' schon sehen, was sich tun läßt!“ schloß er ermutigend. „An mir wird's nicht fehlen — ver-

lassen Sie sich drauf! Meine Pfarrkinder lass' ich nicht im Stich. Und Ihrem Vater schreib' ich — das überlassen Sie auch mir, gelt?"

Der junge Mann wußte nicht viel zu sagen, aber die Dankbarkeit und Erleichterung stand ihm deutlich auf dem Gesicht, als er sich verabschiedete. Thomas begleitete ihn bis unter die Tür und ließ sich versprechen, daß es bei diesem einen Besuch nicht bleiben solle . . .

Die Gewißheit, den Frizle Pliening er nicht ungetröstet entlassen zu haben, ließ ihn nun mit doppeltem Eifer nach dem liegengebliebenen Brief von Elsbeth greifen. Die ersten Sätze schon sagten ihm, daß sie zwar inzwischen seine ergiebigeren Nachrichten erhalten hatte, aber die gute Wirkung, die er sich davon versprochen, nicht eingetreten war. Mit immer steigendem Befremden las er weiter. Er hatte ihr anschaulich und befriedigt geschildert, wie er in die neue Umgebung nach anfänglichem Mißtrauen und Bangen hineinzuwachsen beginne: den Empfang bei Laiblin, die über Erwarten gütige Aufnahme durch den Divisionskommandeur, sein erstes Quartier im Panjehaus an der Straße mit dem tröstlichen Pfirsichbäumchen, den Eintritt Brendles — alles hatte er ihr mit seiner naiven Empfänglichkeit auch für die kleinsten Züge berichtet. Und nun nahm Elsbeth seine Zuversichtlichkeit kühl, fast abweisend auf!

Aus jeder Silbe meinte er's zu hören: Sei auf der Hut! Du bist so leicht gewonnen! Ich kenn' dich besser! . . . Viel bestimmter und besorgter, als er sich von ihr je mündlich erinnern konnte, schrieb sie es: Du kannst da draußen nicht heimlich werden oder doch bloß um den Preis des Besten, was in dir ist. Dein Platz ist, wo du hingestellt warst, in deinem stillen Dorf und bei mir . . . Gegen das Ende des Briefes fielen Worte, die so unverhohlen den Sinn und die Größe dieses Krieges verkannten, daß er wieder die Schwägerin Agnes reden zu hören meinte. Er war nicht nur enttäuscht und betrübt — ein rechtschaffener Unwille packte ihn. So durfte Elisabeth sich nicht länger ihrem einseitigen Frauenempfinden, ihrem überberatenden Vorurteil überlassen! Von ihrer Liebe durfte er erwarten, daß sie ihm die Trennung nicht erschwerte, sondern auf sein männliches Sehen und Fürreththalten einging!

Ungefäumt schrieb er ihr aus seinem bewegten, kräftigen Gefühl heraus die Antwort. Nicht mehr nur das von Lalbin geweckte Pflichtbewußtsein — die Überzeugung, die sich an Niethammers feuriger Idealität entzündet hatte, führte ihm die Feder.

Er war gerade fertig geworden, als Niethammer von seinem Ritt zurückkehrte.

„Hab' ich nicht gesagt: man muntelt?“ rief er schon im Eintreten lebendig wie je. „Was

dran ist immer . . . Auf der Division ist's schon mehr als Munkeln: wir kommen fort! Abtransport ist in der Luft! Geb's Gott: nach dem Westen!“

„Wie? Also wirklich?“ fragte Lamparter, von der freudigen Unrast angesteckt. „Und so schnell?“

„So schnell? Befehl ist noch keiner da. Aber es kann über Nacht kommen. Deshalb hab' ich gleich für morgen abend Laiblin zu uns heraus eingeladen! Gradmann ruf' ich nachher telephonisch an. Wir müssen noch einmal ungestört und vergnügt beisammen sein. Vielleicht erwisch' ich auch Weigle . . .“

Thomas war es zufrieden. Er erzählte seinerseits von dem unverhofften Besuch seines Pfarrkinds, des Frikle Plieninger, und Niethammer sagte zu, bei dem ihm gut bekannten Kompagnieführer ein Wort für den Frikle einzulegen. —

Der nächste Abend sah die Freunde bis auf Weigle, der nicht hatte abkommen können, auf der „Birkenhöhe“ beieinander.

Aus dem Abend wurde die köstliche, nur ins Halbdunkel versinkende, weiße nördliche Nacht. Und sie war beseligt von immer neuen, immer leibhaftigeren Erinnerungen aus den Stifts- und Studententagen, unwittert vom Ahnen fernher aufblickender, murrender Rampftage. Niethammers jünglingshafte Begeisterung riß alle

mit fort. Gradmanns brummiger Witz löste die Stimmung, wenn sie zu schwer oder hoch fliegen wollte, in lachende Fröhlichkeit, der sich selbst der maßhaltende Laiblin nicht ganz entziehen konnte. Aber auch Ernstes steuerte der vielseitige Doktor bei. Hinter der laustischen Laune verbarg er eine selten feine Gabe, aus dem Gedächtnis mit unvermuteter Zartheit und echtem Schwung zu rezitieren. Aus Schubarts düstermächtigem „Abasver“, aus Kerners „Reisefchatten“, aus Mörikes Peregrina-Liedern sprangen klingende Bruchstücke auf — heimische Schönheit in polnischer Fremde . . .

Der Morgen danach brachte den Abmarschbefehl. Man „munkelte“: nach Frankreich . . .



Ehe die Division, der Lamparter zugehörte, an der westlichen Kriegsfront eingesetzt wurde, hielt der Kommandierende General in der Nähe einer kleinen nordfranzösischen Stadt eine Truppenchau ab. Auch Thomas hatte Gelegenheit, das klirrende Schaustück mit anzusehen. Der gefürchtete Kriegsherr stand neben Erzellenz von Mohl, und es war kaum ein größerer Unterschied zu denken als der zwischen diesen beiden: Herr von Mohl bewegte sich in freier und doch vornehmer Natürlichkeit, Leben und Geist in Gebärden und Zügen; der Kommandierende stand in Überlebensgröße, steif und starr wie ein Blei-

soldat, und war seine zwidelbärtige Herrlichkeit furchtbar vor allem Volk. Dazu kam, daß man viel Wunderbares von ihm wußte und sich erzählte: wo er wohnte, waren in weitem Umkreis die Straßen gesperrt, damit kein unheiliger Fuß oder Lärm sein tiefes Nachsinnen störe; in Gemächern, die nicht in einem bestimmten, altfranzösischen Stil eingerichtet waren, war seines Hausens nicht; eiserne Manneszucht war sein A und sein O, und über einen armen Musketier, der mit einem Sträußlein aus dem Schützengraben abzog und ihm so begegnete, verhängte er strenge Strafe . . . All dies gewaltige Wesen umfloß ihn wie ein Strahlenschein und es waren gewiß seine unsichtbaren Tugenden noch größer denn die sichtbaren. . .

Eine Weile waren Lamparters Sinne und Gedanken von dem Gepränge gefangen. Das flotte klingende Spiel, die rhythmische Gleichwucht der waffenblitzenden Massen, die ein Befehlswille lenkte, flößten ihm Achtung ein und waren die Sinnbilder der stolz entfalteten Macht, in die auch er nun als tätiges Glied eingereiht war. Aber mitunter wehte der Wind weither ein leises, dumpfes Dröhnen der entfesselten Schlacht nach dem sommerlich heißen Paradeanger, und dann sah er mit anderen Augen auf die vorbeistampfenden Truppen und auf sich selber. Wer von denen, die da in grauen Mauern

zogen und standen, war, heute blühend im Leben; schon zum Tod gezeichnet? Und wie würde das Grausame und Unerbittliche ihn finden und treffen? War er Manns genug, die Schrecken, die jetzt Gegenwart werden sollten, zu ertragen?

Am Ende gehst du nur in erborgter Rüstung einher, durchfuhr es ihn; du hast dir die Löwenhaut bloß umgeworfen, sie täuscht dich, und dein wahres Herz wird aufschreien vor Leid und Entsetzen, wenn es Ernst wird . . . Er stieß die Schwachheit, die ihn so versuchte, von sich. Sie kam nicht aus ihm selbst. Sie war eine Folge des Kampfes — ja des Kampfes, den er mit Elsbeth auszufechten hatte. Mit Elsbeth, die ihm gerade jetzt am innigsten hätte verbunden sein sollen! Während er standhaft und im Bewußtsein des rechten Weges sich in Amt und Umgebung immer mehr einlebte, ging es in schweren Briefen zwischen ihm und ihr her und hin: das Nichtverstehenkönnen, das Aneinander vorbeireden. Sie glaubte nicht an den Glauben, der ihn besetzte, und nicht an die Wandlung, die ihn für seine jetzige Sendung befähigte. War es ein Wunder, wenn ihr Widerstreben und Argwöhnen an seinem Selbstvertrauen zehrte? . . .

Das durfte nicht sein!

Nur um so überzeugter schob Thomas sich vorwärts auf der Bahn, die er nach Pflicht und Meinung beschritten hatte. Nur immer eifriger

betonte er gegenüber Elsbeth seine Ansicht und verwarf die ihrige. „Ich kenne Dein Gemüt,“ schrieb sie einmal übers andere. „Die stille Liebe, die in ihrer Reinheit und Einfachheit überall Wunder sieht und darum auch Wunder wirkt, — die ist Dein innerstes Wesen, die hat mich Dir eigen gemacht, ganz und gar, und keine Macht der Welt soll mich daran irremachen — nicht einmal Du selber. Wo Haß und Gewalt und hochtönende Worte und all das laute Treiben sich breitmachen, kann Dein Gedeihen nicht sein!“ „Du kommst mir vor“, schrieb er dagegen, „wie eine Mutter, die ihr Kind nicht will unter ihrem Schurz vorlassen und deshalb ihm und sich vorredet, es könne allein und so weit nicht laufen und bleibe immer, wie und was es sei. Wird das Kind darum weniger wachsen? Ist's nicht eine kurzsichtige und eigenwillige Liebe, die seine Schritte aufhält, statt sich ihrer zu freuen? Wenn wir nicht miteinander wachsen, wachsen wir voneinander — das darf doch nicht sein.“ Es durfte nicht sein; er wollte es nicht und sie nicht — und war es nicht schon geschehen, während sie noch davon redeten? . . .

Es war gut für Lamparter, daß er zunächst noch bei seinem Bataillonsstab blieb und in Niethammers Nähe das Idyll im Osten mit der rauhen westlichen Kriegswirklichkeit vertauschte. Schon der lange Transport, der durchs ganze

Deutschland ging, hatte ihn sich enger mit den Menschen und Dingen berühren lassen als die fast friedliche Zurückgezogenheit auf der „Birtenhöhe“. Und jetzt umdrängte ihn das eigentliche Feldleben mit unzähligen Eindrücken und neuen Erfahrungen. So armselig die östlichen Landstriche und Wohnstätten gewesen waren, immer noch hatten Menschen sie besiedelt und nur Spuren des Kriegs sie entstellt. Nun ging's aus Gegenden, die alle Merkmale höherer Gesittung und verfeinerten Lebens hatten, aus Städten mit klangvollen Namen, die noch von Wohlstand und Bürgerfleiß zeugten, und aus wohlhabigen Dörfern mitten hinein ins Reich der Zerstörung. Nur um so krasser war die Wirkung der zertrümmerten Häuser und öden Straßen, der verwahrlosten Felder, die, statt vom Pflug, von den eisernen Geschossen aufgerissen waren. Auf den Wegen nahm der Zug der Truppen, der Fuhrwerke und Geschütze kein Ende. Flieger kreisten, riesigen Raubadlern gleich, in den Lüften, und vom Horizont her scholl das gewitterträchtige Rollen und schütterte die Erde. Von lodernnden Bränden und farbigen Feuerzeichen erhellten sich die Nächte. Noch eine halbe Tagfahrt weiter, bald zu Fuß neben der Kolonne, bald im kriechenden Pfarrerstütschlein — und die ersten Granaten langten herüber, und die Rauch- und

Staubfahnen schossen, wo sie einschlugen, steil empor.

Thomas hätte sich selber belogen, wenn er hätte leugnen wollen, daß ihn die Fülle dessen, was gegen ihn stürzte, und das immer nähere Drohen des Unwetters schreckte. Von Todesfurcht war er frei — das durfte er ohne Überhebung sich gestehen. Seine gläubige Seele fühlte sich im Schutze eines Höheren, der über den Wettern gebot. Aber das Bangen aller Kreatur blieb ihm nicht fremd, und seine innere Zartheit sträubte sich und wollte sich ducken vor dem Furchtbaren. Nicht mehr so wie sonst war Niethammer um ihn. Überallhin rief und riß den Freund der kostbare Augenblick. Doch Thomas hatte nicht vergebens die Wochen her Geist von seinem Geiste in sich gezogen und die Lösung, das Kleine mit dem Großen, das Notwendige mit dem Zufälligen zu sehen, beherzigt. Ja sagen wollte er zu dieser kraus entfesselten Welt und freudig das Schwerste im Schimmer der Schönheit schauen. Und wenn er und Niethammer oft nur mit den Augen sich begegneten oder flüchtige Worte sich zuwerfen durften — er fühlte, daß er konnte, was er wollte . . .

Die Division hatte anders über Lamparters Verwendung beschlossen. Es kam der Befehl an ihn, sich zum Feldlazarett in Marsch zu setzen. Ungern genug trennte er sich von Niethammer.

Gerade jetzt wollte es ihm wie Flucht aussehen, denn das Lazarett lag weit zurück, im Vorort einer großen Stadt.

Bewegten Herzens nahm er Abschied.

„Trennen hätten wir uns sowieso bald müssen!“ tröstete Niethammer und versteckte sein Leidwesen hinter scherzendem Gleichmut. „Vielleicht morgen schon rücken wir in vordere Stellung, und da ist kein Platz für euch Seelenapotheker!“

„Heldischer will ich mich nicht machen, als ich bin,“ meinte Thomas. „Aber mit dir hätt' ich, glaub' ich, brav ausgehalten!“

„Man muß sich für den Anfang nicht zuviel zumuten! Bereitschaft und Schützengraben sind noch immer zwei Paar Stiefel . . . Im übrigen wundert's mich, daß sie dich nicht schon eher geholt haben . . . Und im Lazarett braucht's auch Nerven! Denk an mich und halt dich wacker!“ Hellauf zuckte es in Niethammers Augen.

„Gott mit dir und auf heiles Wiedersehen!“ Thomas umfaßte ihn mit einem Blick voll Liebe und Sorge. Wenn du ihn nicht wiederträffst! schoß es ihm durch den Kopf . . . Zutiefst empfand er, was sie einander geworden waren. —

Brendle, der das Rüttschlein mit seinem Herrn drin und dem „Gustl“ davor lenkte, sah höchst vergnüglich drein. Ein so braver Gesell

er war — ihm war's schon all die Tage in der dicken Luft nicht recht geheuer gewesen, und der Fuchs konnte ihm nicht flink genug ausgreifen.

Im Quartier des Divisionsstabs fragte sich Thomas zu Laiblin durch.

Als er ihn glücklich erkundet hatte, erfuhr er von ihm, daß er schon früher hatte ins Lazarett kommen sollen.

„Das Regiment hat den Befehl nicht gleich weitergegeben,“ erklärte ihm Laiblin. „Der Anschluß zu eurem Bataillon hat scheint's gefehlt. — Du mußt dir da vorn ja schon verraten und verkauft vorgekommen sein! So schlimm war's für's erste nicht mit dir gemeint!“ Es klang zwischen Entschuldigung und gutmütigem Spott.

„Ich wär' gern noch bei Niethammer geblieben,“ versicherte Lamparter ohne Arg.

„Also ist's doch am End', wie Erzellenz von Mohl sagte, als er gestern nach dir gefragt und erfahren hat, du seist noch beim Bataillon: ‚Der will sich dort gleich das Eiserne Kreuz verdienen!‘“

„Daran hab' ich freilich nun nicht gedacht!“ wehrte Thomas lächelnd.

„Ich glaub's,“ bestätigte ihm Laiblin. „Auf dem Hauptverbandsplatz ist Schnaitz. Da brauch' ich dich hinten,“ erläuterte er das Dienstliche. „Um den Oberstabsarzt Bezold beneid'

ich dich nicht!“ Es war nicht seine Art, je seine Abneigungen zu verhehlen. „Halt dich an Weißwänger, seinen ersten Assistenten. Der ist mehr mein Mann. Und vergiß nicht, Martha einmal zu besuchen!“

„Deine Schwester? Ist denn die in der Nähe?“ fragte Thomas überrascht. Er wußte nicht gleich, sollte er sich freuen oder, in Erinnerung vergangener Mißverständnisse, einem leichten Unbehagen nachgeben.

Raiblin schien an nichts dergleichen zu denken. Seine Schwester hatte nach einer Erkrankung im Frühjahr den Krankendienst zunächst aufgegeben und die Leitung des Soldatenheims eben in der Stadt übernommen, in deren Vorort das Bezold'sche Feldlazarett lag. „Sie hält sich immer auf dem laufenden über dich“, versicherte er noch, als sie auseinandergingen, „und freut sich gewiß, dich einmal wiederzusehen! Wenn wir hier aus dem Ärgsten heraus sind, komm' ich vielleicht auch hinüber!“ —

Niethammer hatte nur zu Recht gehabt, wenn er meinte, im Lazarett seien für Thomas die Nerven auch vonnöten. Das sollte Lamparter bald genug erfahren. Er hatte an manchem Krankenlager und Totenbett daheim seines Amts gewaltet. Aber was war das gegen die Leiden und all das Elend, das ihn hier in den langen Sälen eines ehemaligen

Klosters erwartete. Wie war es möglich, daß Menschen einander solche Wunden rissen? Keine Qual, die eine grausame Phantasie hätte dichten mögen, war da nicht überboten von der Wirklichkeit! Welcher Reichtum jungen Lebens versank in die Bettelarmut nicht endenden Siechtums und in die bittere Dunkelheit des Todes! Und der Jammer der Seelen war noch trostloser fast als der der zerstückten und zerschmetterten Leiber. Wieviel zerbrochene Hoffnung, in den Boden getretener Lebensmut, verlorener Glaube war da beisammen und bäumte sich zu lauter oder verbissener Bitterkeit, verzehrte sich in blasser Sorge und in einem Heimweh, dem nie Stillung werden sollte! . . . Das geht weit, weit über deine Kraft, war Lamparters erster, verzweifelter Gedanke. Körperlich und seelisch schwankte er zurück vor dem Entsetzlichen, das auf ihn losstürmte.

Oberstabsarzt Bezold, der ihn mit vollendeter Liebenswürdigkeit empfing, hatte es sich, so überbeschäftigt er war, nicht nehmen lassen, ihn auf dem ersten Rundgang selbst zu führen. Mit-ten in einer Erläuterung unterbrach er sich, als er mit einem zufälligen Blick Lamparters entfärbtes Antlitz gewahrte.

„Kommen Sie!“ Er zog ihn in das gerade leerstehende Zimmer des aufsichtführenden Arztes und nötigte ihn, sich zu setzen. „Wir Ärzte ver-

gessen so leicht, daß unser gewohntes Maß nicht das des Neulings und Nichtarztes sein kann. Brechen wir lieber für diesmal ab!“

Thomas raffte sich mit allen Kräften zusammen. „Nein, nein, Herr Oberstabsarzt! Es ist nur eine dumme Schwäche, die garnichts auf sich hat. Ich bin schon wieder frisch. Und ich bitte herzlich: führen Sie mich weiter!“

„Wirklich?“ Bezolds kluge Augen prüften ihn. „Seit ich Sie kenne, lieber Herr Pfarrer, hab' ich so meine Bedenken. Ich fürchte, ich fürchte — Sie sind aus zu empfindsamem, fast hätt' ich gesagt: zu gutem Stoff gemacht. Das Feld ist nicht Ihr Feld! Verzeihen Sie das üble Wortspiel!“

„Besorgen Sie nichts! Der Wille wird den Stoff schon meistern!“ Nichts hätte Lamparters Energie mehr antreiben können als dieses wohlmeinende Befürchten. Niethammer stand vor ihm. Das Ideal, das er zu dem seinigen gemacht hatte, zwang er zu sich her und richtete sich an ihm auf, durchtränkte sich damit. Es gab kein Weichen und Wanken . . .

Die Seelsorge bei den Kranken und Sterbenden, die er so antrat, war eine mühselige, opfervolle Arbeit. Viele machten es ihm nicht leicht. Es waren welche darunter, merkwürdig oft Jüngere, die ihn mit Gleichgültigkeit, ja mit verstecktem oder unverstecktem Hohn zurück-

wiesen. Bei anderen drang er nur in zähem Kampf mit Verbitterung, Mißtrauen und verstocktem Unglauben schrittweise zu einem Winkel des Herzens vor, in dem Licht und Liebe wohnten. Überhaupt das Mißtrauen! Wie die Schlange mit den hundert Köpfen, die immer nachwachsen, schlich es allerorten umher, lag den Leuten im Hirn und Herzen und züngelte gegen ihn auf, wann und wo er es am wenigsten vermutete. Unter den Soldaten war kaum einer frei davon. War es, weil er den Pfarrersrock trug? Weil sie ihn doch schließlich zu den Vorgesetzten, den Ärzten und Offizieren zählten? Und er gab sich doch so garnichts Besonderes, Hochfahrendes: er lehrte so wenig den Pfarrer heraus, sprach von Glaubensdingen nur mit äußerster Zartheit und nur, wo ihm einer wollend und verstehend entgegentastete. Nur den Mut wollte er beleben, das Vertrauen wecken, die Herzen wach und weit machen. War es noch immer zu viel, was er gab? Oder nicht genug? Woher dies oft verletzende, unergründliche Lächeln, wenn er von dem Großen sprach, für das sie duldeten und starben: vom Vaterland und vom Schutz der Heimat und der gemeinsamen Not? . . . Es blieb nur ein kleines Häuflein, das er sich ganz eroberte; mit dem er sorgte und betete; für das er Briefe schrieb, Bücher beschaffte, Aufträge aller Art übernahm. Seine Zuversicht

wuchs gleichwohl. Er lebte und webte in diesem Wirken und zog Befriedigung aus dem winzigsten Erfolg.

Der Oberstabsarzt hielt viel auf die Stunden, die — spärlich genug — für die Geselligkeit übrigblieben. Er und seine Herren, auch Thomas, waren in einer schmucken Villa untergebracht, die nahe dem Lazarett in einem gepflegten Garten lag. Die Räume des Hauses in ihrer vornehmen Bequemlichkeit kamen seinem Geschmack entgegen, und er genoß hier die Freuden eines wohlbesetzten Tisches und einer angelegten Unterhaltung, zu der er das Beste gab. Es wurde über alles geredet — am liebsten freilich über Literatur und bildende Kunst. Besonders in der letzteren schwelgte er. Aber auch seine Reisen, die ihn in alle Weltteile geführt hatten, lieferten unerschöpflichen Stoff.

Es entging Bezold, auch ohne daß er wieder darauf anspielte, nicht, wie sauer Lamparter es sich werden ließ, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Mit bevorzugender Freundlichkeit fragte er ihn gern nach der Meinung und suchte ihn zu ungehemmter Aussprache zu bringen. Thomas wußte, daß er im Wissen und in künstlerischer Bildung nicht mit Bezold Schritt halten konnte, und gestand es freimütig ein; er war sich auch nicht im Zweifel über den Unterschied zwischen seinem Wesen und dem so ganz auf die sinn-

fällige Schönheit gerichteten, weltmännisch spielenden des Oberstabsarzts. Aber er achtete, was so durchaus anders war als er: ihm tat die muntere Geistigkeit des Verkehrs wohl und die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit erst recht. Und die übrigen Herren der kleinen Tischrunde schienen mit ihm einig in der Wertschätzung Bezolds. Nur sein erster Assistent, Beißwänger, ein Hüne mit einem übel zerhauenen Korpsstudentengesicht, machte öfters aus seiner Widerspenstigkeit kein Hehl.

Eines Abends hatte Bezold von den Kunstschätzen im besetzten Gebiet gesprochen und Blätter aus einem eben herausgekommenen Sammelwerk unter allerhand feinen Bemerkungen in Umlauf gesetzt.

„Ja, ja — Kunst und Krieg,“ warf er, Thomas das letzte Blatt reichend, hin. „Eigentlich passen sie schlecht zusammen, wie Religion und Krieg! Finden Sie nicht auch, Herr Pfarrer?“

„Ich finde gerade, Herr Oberstabsarzt,“ schob sich Beißwänger dazwischen, ehe Lamparter hatte erwidern können, „Sammelwerke wie dies beweisen, daß sie sich befruchten! Und was von unseren amtlichen Stellen für Kunstpflege geschieht — hier im besetzten Land —, spricht auch für mich!“ Er verfügte über die rechte Rommersberedsamkeit. Dabei fiel er leicht

in einen forschenden Ton, der aber stets die Höflichkeit wahrte.

„Ach, diese amtlichen Bemühungen!“ Bezold wiegte den Kopf. „Verzeihen Sie, lieber Beißwänger — die nehm' ich nicht so ernst wie Sie. Damit wird doch nur Stimmung gemacht . . . Und Krieg und Kunst sollen sich befruchten? Da bin ich gerade höchst bedenklich!“

„Das ist natürlich eine grundsätzliche Frage!“ erklärte Beißwänger gewichtig.

„Dann wollen wir sie ja ruhen lassen!“ wehrte der Oberstabsarzt mit scherzhafter Verstärkung. „Prinzipielle Fragen und grundsätzliche Antworten sind mir ein Greuel!“

„Der Herr Oberstabsarzt belieben zu scherzen!“ Beißwänger ließ, wenn er sich einmal festbiß, nicht leicht locker. „Darin sind doch wohl alle am Tisch einig, daß der Krieg ungeahnte Kräfte des Volkslebens entbunden hat!“

„Nicht ‚entbunden‘, Beißwänger!“ mischte sich der zweite Assistent, ein junger, flotter Leichtfuß ein. „Das klingt so ins Fachmännische!“

„Also entfesselt,“ stürmte Beißwänger mit einem Stirnrunzeln über die Störung fort. „Kräfte, die doch in hohem Maß auch sittlicher, geistiger und — ich bin wahrhaftig kein Theologe, hab' es aber von Rundigen sagen hören —“ er hatte sich zu Lamparter gekehrt, „auch religiöser Natur sind! Stimmt das, Herr Pfarrer?“

Thomas war von der ganzen Wendung des Gesprächs überrumpelt. Zu den Leuten, die ein tiefgründiges Problem flüssig abzuhandeln wissen, gehörte er nicht. Dazu war er, einmal zum Nachdenken bewogen, zu gründlich. Und so zugespitzt hatte er die Frage von Religion und Krieg sich selber noch nie vorgelegt. Er zögerte mit der Antwort.

„Unser Herr Pfarrer zaudert,“ kam ihm Bezold zuvor. „Das leg’ ich mir zu meinen Gunsten aus! Ich bin ebensowenig Theologe wie Sie, Beißwänger. Bin sogar häufig geneigt, mich mit Goethe für einen ‚dezidierten Nichtchristen‘ zu halten. Wir wollen uns ja auch nicht zu lange auf diesem Glatteis bewegen. Nur: soweit sich solche Fragen wie Kunst und Krieg, Religion und Krieg überhaupt mit Ja oder Nein beantworten lassen, dürfte dazu der Abschluß des Kriegs und eine Distanz nötig sein . . . Was ich sagen wollte — mein Gott, Sie zwingen mich zu einer Rede, und die verabscheue ich! — also, was hier im Feld, so gewissermaßen dienstlich, an ‚höheren Gütern‘, also auch an Christentum geboten wird, ist doch alles politisch infiziert . . . Ich werde auch sachmännisch, Schmidlein,“ er warf es mit einer neckenden Verbeugung dem zweiten Assistenten zu. „Und reine Kunst und reine Religion — ich weiß wirklich nicht, ob die etwas mit Politik zu tun haben!“

„Sie sind gar nicht existenzberechtigt, wenn sie sich dem Größten, dem Vaterländischen und Völkischen nicht unterordnen!“ rief Beißwänger mit Nachdruck.

„Das ist Ihr Glaube, lieber Beißwänger: Nationalismus als absolute Religion,“ erwiderte Bezold heiter und gelassen. „Meine Herren — ich sagte ‚Glatteis‘. Wir gleiten gleich in die praktische Politik, und ich beantrage Schluß. Nur Sie, Herr Pfarrer Lamparter, sollen noch das Wort haben!“

„Ich kann mich kaum in der Kürze klar genug fassen,“ meinte Thomas unsicher. „Dagegen muß ich mich natürlich wenden — und das war doch wohl Ihr Vorwurf, Herr Oberstabsarzt —, daß wir ein politisiertes Christentum verabreichen.“ Er wollte mit Absicht nicht zu ernsthaft werden, aber es gelang ihm nicht recht. „Was wir geben, ist doch ein anderer und tieferer Gesinnungsunterricht, und —“ er hielt inne. Er wollte Besseres, Treffenderes sagen. Doch er spürte, daß er sich unwillkürlich erregte und die Worte nicht fand.

„Ich bin, wie schon gesagt,“ fiel Bezold verbindlich ein, „alles — nur kein Kenner in diesen Dingen. Also räume ich schnell das Feld . . . Dabei fällt mir eine hübsche Geschichte ein, die mir, wenn ich mich recht entsinne, im griechischen Archipel und zwar auf Thasos begegnet ist. Ich

reiste damals mit einem türkischen Würden-träger . . .“ Der Oberstabsarzt gab eine von jenen scharf geschliffenen Erzählungen zum besten, in denen er Meister war. Sie hing mit dem Vorhergegangenen nur gerade so lose zusammen, daß sie geschickt in jedes beliebige Fahrwasser ablenkte . . .

„So kann man freilich jede vernünftige Auseinandersetzung unmöglich machen!“ brummte Beißwänger, noch laut genug, daß Thomas es hören konnte.

Und Thomas war bei sich geneigt, ihm zuzustimmen. Zum ersten Mal war er auf Bezold ungehalten. Die Art, wie der Oberstabsarzt eine schwerwiegende Frage aufgeworfen und zu einem versteckten, aber empfindlichen Angriff gegen die ganze Feldseelsorge zugespitzt hatte, beunruhigte ihn. Jedem Satz hätte er widersprechen mögen. Und nun glitt Bezold, als handle es sich bei alledem nur um ein geistreiches Spiel, glatt und mühelos davon. Thomas mußte an Laiblins abfällige Beurteilung des Mannes denken. War der Oberstabsarzt wirklich nicht mehr als ein oberflächlicher Schönredner? Es hatte den Anschein. Als ein anders gerichtetes, gescheites und gebildetes Weltkind hatte er ihn immer geachtet und wertgehalten. Aber diese frivole Gedankenlosigkeit überstieg das Erlaubte. Er sagte sich, daß es sich des Ärgers nicht lohne, und ärgerte sich dennoch . . . Noch in den nächsten Tagen er-

tappte er sich dabei, wie er Bezolds widersinnige Sätze für sich zu widerlegen suchte. Wie winzige Stacheln hafteten sie in ihm. —

Noch immer hatte er sich nicht entschließen können, Erwins dringlicher Aufforderung nachzukommen und einen Besuch bei Martha Laiblin zu machen. Die Tätigkeit im Lazarett, die er auch durch Gottesdienste zu ergänzen hatte, nahm ihn vollauf in Anspruch. Auch die Entfremdung, die allem Ankämpfen zum Trotz zwischen ihm und Elsbeth nicht wich, lähmte seine Lust zu jedem abseitsliegenden Unternehmen, und ein Rest von Unfreiheit, den er Laiblins Schwester gegenüber nicht loswurde, sprach auch mit.

Nach dem Mittagessen schlenderte er bisweilen durch die langen, fabriktviertelmäßigen Vorortstraßen der Stadt zu, die jenseits einer über die Bahngleise gespannten Brücke begann. Weiter als bis über die Brücke und auf einen von stattlichen, aber toten Häusern umgebenen Platz war er noch nie vorgedrungen. Bei Tisch war das städtische Rathhaus, ein bekannter Spätrenaissancebau, wiederholt gerühmt worden, und Bezold hatte, die Bekanntschaft voraussetzend, allerhand Stilfeinheiten erwähnt. Bis Thomas sich eines Tags doch verlocken ließ und jenseits der Brücke in die Straßenbahn stieg, die ihn zum Marktplatz führte.

Das Stadthaus war in der That ein Wunderwerk launischer Einzelheiten, die zu großer, stolzer Gesamtwirkung emporwuchsen. Während Thomas noch in beifälliges Schauen versunken war, streifte sein Auge zufällig über den Platz weg, der von Einwohnern und deutschen Soldaten wimmelte, zu einem gasthofmäßigen Gebäude, das die schwarz-weiß-rote Fahne trug und auf langem Schild die weithin lesbare Aufschrift „Soldatenheim“. Also das war Martha Laiblins Reich... Durfte er zurückfahren, ohne wenigstens einen Versuch zur Begrüßung gemacht zu haben?

Um nicht wieder wankend zu werden, ließ er sich nicht zu längerem Überlegen Zeit. Er ging über den Platz und fragte in dem von Soldaten überfüllten Saal des Erdgeschosses nach der Leiterin des Heims.

Er wurde über die Treppe in den Oberstod gewiesen und trat in ein auffallend helles Zimmer, dessen fast einziger Schmuck die peinlichste Sauberkeit war. Von der mit Geschäftspapieren bedeckten Schreibkommode erhob sich eine schlank Frauengestalt in Schwestertracht. Augen von unbestechlicher Schärfe ruhten auf ihm und erkannten ihn, ehe er sich vorzustellen brauchte.

„Herr Pfarrer Lamparter — Sie machen's also doch wahr!“ Es war Erwins Stimme, die unbiegsame, nur ins Weibliche übertragen, und auch das Lächeln ähnelte dem seinen. Keine

Spur von Befangenheit war ihr anzumerken, wie sie Thomas einlud, sich in die Ecke des verbliebenen Sofas zu setzen, während sie nur den Stuhl vor der Schreibkommode für sich umschob. Blau und rein, geprägt von einem starken Willen, traten die Züge unter der Schwesternhaube vor. Sie war über alles unterrichtet, was ihn anging, erkundigte sich, wie er sich eingewöhnt habe, und berichtete dann auf Thomas' Frage in sachlicher Kürze über sich und ihre Tätigkeit. Sie hatte das Soldatenheim aus den Händen einer adligen Dame übernommen, die es nur als lästiges Anhängsel des wirtschaftlich damit verbundenen Offiziersheims betrachtete, und hatte das Haus mit zähem Fleiß für das Wohl und Behagen der Pflegebefohlenen eingerichtet. Gern hätte sie ihn umhergeführt, riet aber selbst davon ab: er sollte, wenn er Lust hatte, einmal am Vormittag kommen, wo der Betrieb nicht so lebhaft war.

Thomas hörte ihr mit wachsender Anteilnahme zu, als sie von ihren Erfahrungen im Umgang mit den Soldaten, von den Leuten, die ihr unterstellt waren, von den Schwierigkeiten der Wirtschaft und Verwaltung des Heims erzählte.

„Und das alles haben Sie trotz Ihrer schlechten Gesundheit fertig gebracht und können's täglich bewältigen?“ fragte er mit ehrlicher Bewunde-

rung. „Man möchte meinen, das sei über Menschen- und vollends über Frauenkraft!“

„Vollends über Frauenkraft — das dürfen Sie nicht sagen!“ Sie richtete ihren ohnehin aufrechten Rücken noch gerader, und ihre grauen Augen glänzten in einem herben Stolz. „Wenn wir Frauen schon nicht vornedran in der Front stehen können, ist's nicht mehr als selbstverständlich, daß wir anderswie das Letzte dransetzen!“ Sie lächelte, aber dies Lächeln, das Lamparter an Erwin so vertraut war, gab erst recht ihrer Sicherheit Würde und Nachdruck. Es war die strenge Selbstgewißheit und Geradheit des Charakters, die alles, was Laiblin hieß, auszeichnete.

Obwohl Thomas widersprach, geleitete ihn Martha durchs Haus. Ehe er mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, schied, mußte er doch noch wenigstens einen Blick in das Schreib- und Lesezimmer und auf die kleine Leihbibliothek tun, die sie für ihre Soldaten gesammelt hatte. Ihr Bild beschäftigte ihn länger, als der kurze Besuch gewährt hatte. So wenig ihre anspruchslose, herbe Erscheinung die Sinne ansprach — ihre inneren Vorzüge, die ihm als jungem Menschen nicht so aufgegangen waren, wußte er zu würdigen. War es nicht auch ein Zeichen für seine eigene Unvollkommenheit und Schwäche, daß ihn jene Fertigen, in sich Ge-

festigten wie Niethammer, Laiblin und nun auch dessen Schwester, diese Menschen aus e i n e m Schnitt und von klarem Willen, so zu sich zogen? . . . Er verglich Martha Laiblin mit Elsbeth. Als er merkte, daß er dahin geraten war, überhaupt geraten konnte, schmerzte es ihn. Aber wie stolz bekannte sich Erwins Schwester zu dem, was die Zeit von ihm forderte! Und Elsbeth? Nicht nur daß sie selber von solcher opferbereiten Gesinnung nichts in sich hatte — sie machte ihm einen Vorwurf daraus, als verkannte er sein Wesen, wenn er im Dienst des großen Ganzen nicht zurückstehen wollte . . .

Auf seinem Zimmer fand er einen Brief von daheim. Brendle, der des guten Glaubens war, es könnte für seinen Herrn nichts Lieberes geben, hatte ihn so recht augenfällig hingelegt. Thomas öffnete ihn ohne Neugier; Freude konnte er schon lange nicht mehr empfinden, wenn Elsbeth schrieb: er war der ewigen fruchtlosen Auseinandersetzung herüber und hinüber so müde. Doch diesmal waren's nur wenige, in zitternder Hast hingeworfene Zeilen:

„Lieber Thomas!

Unser herziges Buble ist krank. Schon gestern mußte ich ihn mit Fieber legen. Die Nacht stieg 's noch. Heute mittag war der Doktor hier. Ich sah ihm am Gesicht an, wie ernst es steht. Ich kann

nicht mehr schreiben, Thomas — Du mußt fühlen, wie mir ist — komm! Komm zu
Deiner Elsbeth.“

Die Buchstaben schwankten ihm vor den Augen. Er las die fliehenden Sätze wieder und noch einmal. Dann war der nächste Gedanke: Du mußt zu ihr! Sofort! Du darfst sie nicht allein lassen! — Er suchte den Oberstabsarzt auf; der war ausgegangen. Beißwänger sagte ihm Bescheid: beurlauben könne ihn nur die Division; am besten fahre er gleich ins Stabsquartier, wo ihm Laiblin gewiß zur Hand gehen werde.

Brendle mußte gleich einspannen.

Erst auf der Fahrt kam Thomas zu ruhigerem Nachdenken. Er war seither nur seinem ursprünglichsten Gefühl gefolgt: Elsbeth war in Herzensangst, rief nach ihm; es ging um das Kind; nichts als heimwehvolle und besorgte Liebe war in ihm. Alles, was in den letzten Wochen ihm ihr Bild getrübt hatte, war wie nicht gewesen. Noch einmal überlas er die bedrohlichen Zeilen. Ob nicht vielleicht ihre Mutterangst übertrieb? Es war so begreiflich, daß sie, solcher Sorgen noch ungewohnt und nur auf sich angewiesen, gleich das Schlimmste fürchtete. Aber zu ihr mußte er in jedem Fall. Sie durfte nicht umsonst rufen. Gerade jetzt nicht, nachdem sie einander

durch übles Nichtverstehen ferngerückt worden waren.

Die Straße war leidlich frei, und Brendle konnte den Fuchs tüchtig laufen lassen. Es dämmerte schon über dem verwahrlosten Land. Weit hin streckten sich unbebaute oder bloß halbbestellte Felder. Hinter einem zerschossenen Gehölz schwamm die Sonne hinunter. Nur vereinzelt Kanonenschläge aus ziemlicher Ferne störten die Stille des Abends.

Thomas knüpfte ein Gespräch mit Brendle an. Der erzählte in seiner breiten, anheimelnden Mundart, wie der Gusstl — der richtige, nicht der Lehmfuchs — im letzten Sommer auch am Scharlach gelegen sei. Die Weibsleut', seine Frau und ihre Mutter, wären aus dem Häusle gewesen, und hernach sei's vorübergegangen wie's Hornberger Schießen. Nicht halb so schlimm sei's allemal, als wie's die Frauenzimmer hinstellen täten.

Der gutmütige Zuspruch tat Thomas wohl.

Fast Nacht wurde es, ehe sie im Divisionsquartier einfuhren. Laiblin war, wie befürchtet, noch bei Tisch, im Kasino. Wieland, der Bursche, ging ihn holen, nachdem er für Thomas eine Karbidlampe angezündet hatte.

Es dauerte nicht lange, so kam Laiblin an. „Und was führt dich heut' abend noch her?“ war die erste Frage im Eintreten.

„Leider nichts Gutes, Erwin!“ Thomas unter-

richtete ihn mit gebrängten Worten über die schlechten Nachrichten von daheim.

Laiplin hörte zu, ohne eine Miene zu verziehen. Absichtlich schwieg er noch eine gute Weile, als Thomas schon zu Ende war — wie um seine Gelassenheit auf den Freund wirken zu lassen. „Man merkt, Lieber,“ begann er dann ruhig, „daß du noch ein jung verheirateter Ehemann und Vater bist. Wir wollen uns den Fall ohne Überstürzung ansehen!“

„Du mußt verstehen, Erwin, wie mir's zumut ist!“ drängte Lamparter, den die scheinbare Teilnahmllosigkeit erregte. „Kurz verheiratet oder lang — meine Frau hat ein Recht drauf, daß ich sie so Schweres, das uns beide im Nächsten angeht, nicht allein tragen lasse! Ich bitt' dich deshalb: hilf und hilf schnell! Was hab' ich für Schritte zu tun, um fortzudürfen?“

„Erstens ist das so einfach nicht, wie du dir's offenbar denkst,“ gab Laiplin mit unverändertem Gleichmut zurück. „Wir haben, weil wir noch mitten in schweren Kämpfen stehen, Urlaubssperre. Ausnahmen gibt's nur in ganz dringenden Fällen. Das ist aber eben das Zweite —“ er hielt Lamparters Antwort, die sichtlich ungestüm werden wollte, mit einer Handbewegung auf: „Ist der Fall so dringend, wie er dir im ersten Vorfalle natürlich vorkommt?“

„Dann lies selber!“ Es kostete Thomas

Überwindung, die so persönlichen Zeilen Elisabeth einem Dritten — und war es selbst Laiblin — preiszugeben.

„Das klingt freilich recht aufregend,“ meinte Laiblin, als er den Brief zurückreichte. „Aber auch aufgeregt! Der Brief ist zwei Tage alt. Wär' eine Verschlimmerung eingetreten, hättest du gewiß schon einen Fernspruch. Glaub mir: ich weiß ja auch, wie junge Mütter sind!“ Er wurde wärmer, führte einen ähnlichen Fall an, wo bei Erkrankung seines Jüngsten, des „Gott-holble“, Frau Hedwig auch gleich von Kommen und Helfen geschrieben hatte. „Wenn du meinen Rat annehmen willst, wart noch einen Tag zu!“ schloß er überzeugt. „Vielleicht bringt dir schon die nächste Post Besseres!“

Thomas sah bedrückt und unschlüssig vor sich nieder. Erwin wiederholte am Ende nur, was er auf der Herfahrt sich schon selber als Trost gesagt hatte. Aber sein Gewissen wollte sich dabei nicht zufriedengeben. „Du magst ja Recht haben,“ murmelte er. „Aber ich kann's nicht verantworten!“

„Die Verantwortung kann dir natürlich keiner abnehmen,“ fiel Laiblin mit ungeduldigem Stirnrungeln ein. „Du meinstest vorhin, deine Frau hätte ein Recht auf dich. Aber sie weiß, hoffentlich so gut wie du, daß das oberste Recht an uns alle jetzt das Vaterland hat! Wieviel Männer im deutschen Heer und wieviel Frauen daheim

mögen jetzt in gleichen oder noch viel schwereren Angsten sein, und müssen ihr kleines Wohl und Weh dem großen, allgemeinen unterordnen! Weich werden und sich nachgeben ist freilich das Bequemste.“ Er straffte seine hagere Gestalt, wie er es, der eigenen Entschlußkraft gewiß, so gern tat, und war nur strenge, sachwillige Nüchternheit. „Ich will dir nicht vorgreifen. Wenn du's anders nicht tust, gehen wir jetzt noch zu Hauptmann Bazlen — wir treffen ihn noch auf — und betreiben deinen Urlaub. Meine Meinung kennst du. Daß doch alles in Gottes Hand ruht, brauch' ich dir nicht zu sagen. Nun mach dich schlüssig!“

Thomas vermochte sich, wie immer, der kühlwägenden Sicherheit des Freundes nicht zu entziehen. Gerade in Erwins Augen wollte er nicht leichtthin fahnenflüchtig erscheinen. Einen Tag Aufschub — das konnte er doch vielleicht wagen. Schließlich hatte er sich in der Tat von Elisabeths verständlicher Aufregung zu schnell anstecken lassen und mußte der Besonnenere sein. Es gab den Ausschlag, daß Laiblin versprach, im Notfall auf bloßen telephonischen Anruf hin auch morgen alles aufs Geschwindeste zu regeln.

Laiblin wollte ihn in der Nacht nicht mehr fortlassen und bot ihm bei sich Quartier an. Doch dazu ließ Lamparter sich nicht bewegen. Es trieb ihn heim — war es auch nur, um sich zu vergewissern, daß Neues nicht eingetroffen war.

Auch stand es bei ihm fest: er mußte, mochte es noch so spät werden, noch an Elsbeth schreiben. So ließ ihn denn Laiblin, wenn auch unter Kopfschütteln, ziehen . . .

Ganz einverstanden war er doch nicht mit sich, als er durch die laue, sternhelle Nacht wieder dahinfuhr. Ein ruheloses Bangen blieb in ihm wach, das sich mit Gründen der Vernunft und höheren Pflicht nicht einschläfern lassen wollte.

Es wurde Mitternacht, ehe ihn der übermüdete Fuchs ans Ziel zurückbrachte.

Was er an Elsbeth schreiben wollte, hatte er sich unterwegs bis ins Einzelne zurechtgelegt. Gleichwohl blieb er noch zwei Stunden und drüber auf, ehe er sich Genüge getan und sein Zuwarten auf ihren dringlichen Hilferuf unter liebevollen Trostworten vor ihr und sich gerechtfertigt hatte. —

Der neue Tag brachte viel Arbeit und doch nicht genug, um Lamparter nicht immer wieder an Elsbeth und das kranke Kind denken zu lassen. In all sein Tun stach es hinein wie mit scharfen, feinen Nadeln: Wie mag's daheim stehen? besser oder schlechter? Und das Herumrätseln, das weder Ziel noch Zweck hat und einen doch ohne Erbarmen zwischen Hoffen und Verzagen hin und her heßt, wuchs mit jeder Stunde. Oberstabsarzt Bezold hatte durch Beißwänger erfahren, daß Lamparter Schlechtes von zu Hause gehört hatte. Er war voll lebenswürdiger Teil-

nahme. „Es wird ja nicht gleich das Schlimmste sein!“ tröstete auch er, setzte aber hinzu: „Ich an Ihrer Stelle hätte mir unbedenklich Urlaub geben lassen. Warum sollen Sie Ihrer Frau und sich die Beruhigung nicht gönnen?“ Er ahnte nicht, daß sein wohlgemeintes Reden Thomas alles andere eher als Trost spendete.

Der Tag ging hin, ohne daß die Post weitere Kunde brachte. Vergeblich suchte Thomas im Gebet Zuversicht und Stärke. Er verwachte die Nacht. Gegen Morgen erst fiel er in den Schlaf der Erschöpfung.

Brendle weckte ihn.

„'s ist ein Telegramm da,“ stotterte er, verlegen darüber, daß er seinen Herrn stören mußte, und mit erschrockener Miene.

Schlaftrunken und doch bebend vor Erregung riß Thomas den Umschlag auf.

Er las und begriff nichts. Alles Blut schoß ihm nach dem Herzen. Wieder las er Wort für Wort, wie ein Schulkind, das seinem Lesen nicht traut. Nur drei Worte waren es: „Bernhardle gestorben. Agnes“... Achzend, die Hände gegen die Stirn werfend, als müßte er sich gegen den Schlag decken, der doch schon auf ihn niedergefallen war, sank er in sein Bett zurück...

Das Nächste entwickelte sich mechanisch um ihn, ohne daß die Zusammenhänge ihm recht deutlich wurden. Der Oberstabsarzt handelte

für ihn. Schon am Nachmittag saß er mit dem Urlaub im Zug.

Das Leid lag auf ihm — eine dumpfe Last, die er nicht von der Stelle rücken konnte. Nur daß ihm der Kopf wüßt, das Herz zusammengepreßt war, begriff er. Erst in der Nacht kam allmählich wieder Klarheit in sein Denken, verstand er völlig, was ihm geschehen war. Das kleine Menschenkind, das da kaum erst ins Dasein erwacht war, — daß es hatte verlöschen müssen, es tat ihm weh; aber er wäre gegen sich selber unwahr gewesen, hätte er sich vorgeredet, der Tod des Kindes, das zu kennen und zu lieben er nur gerade angefangen hatte, habe ihm eine unheilbare Wunde geschlagen. Mit Gott um das „Warum“ zu rechten, lag seinem gläubigen Gemüt fern. Sein eigentlichster und tiefster Schmerz quoll aus dem Gedanken an Elisabeth. Zwischen quälenden Anklagen, die er sich zurief, und dem Ausmalen dessen, was sie ohne ihn hatte durchkosten müssen, wurde er hin und her geworfen. Warum hatte er nicht seiner ersten Empfindung gehorcht und war sofort zu ihr geeilt? Er wäre auch dann zu spät gekommen; das Telegramm hatte sich auf unerklärliche Weise um viele Stunden verspätet. Aber er wäre doch unmittelbar nach dem Traurigsten als Halt und Hilfe bei ihr gestanden! Wie mochte sie nach ihm ausgeschaut, aus weinendem Herzen nach

ihm gerufen haben! Wie mochte sie um das kleine Leben gebangt, gelitten, gerungen haben! . . . Agnes war bei ihr. Warum hatte Agnes und nicht sie die harte Botschaft unterschrieben? Sein eifersüchtiges Mißtrauen gegen die Schwägerin wollte wieder rege werden. Er zwang es nieder. Nichts, gar nichts durfte mehr zwischen ihm und Elsbeth stehen. Das Leid, das ihnen beschieden war, mußte sie zusammenführen — eng und unlöslich, wie je . . . Ja, das war seiner Rummernis und seines schmerzhaften Sehns innerster Kern: daß Elsbeth das Schicksal verstünde wie er! Daß sie beide mit einem Willen und in treuem Verstehen wegräumen wollten, was die vergangenen Wochen aufgetürmt hatten! Anders durfte und konnte es nicht sein . . .

Eine halbe Tagreise vor dem Ziel versäumte er durch Zugverspätung den Anschluß und blieb stundenlang liegen. Wenn er nicht einmal mehr zum Begräbnis recht käme?!

Am späten Nachmittag konnte er weiterfahren. In tiefer Nacht erreichte er die Oberamtsstadt. Er nächtigte im Gasthof, ließ sich am Morgen mit dem Frühsten ein Fuhrwerk anschnitten.

Es hatte in der Nacht gewittert. Als der Wagen durch die kühle Waldschlucht sich zur Höhe emporgearbeitet hatte, lag die Hochebene in der funkelnden Frische eines Spätsommermorgens da. Auf den meisten Feldern war das

Rorn schon gefallen. Von den Haferschlägen standen noch viele in rostbrauner Reife zwischen den Stoppeläckern. Die Wegraine bligten von Tautropfen: Altweiberfäden schaukelten durch die Luft, die rein und gewürzig einherschmeichelte, und die Sonne warf sich wie jauchzend am sanftblauen Himmel herauf. War es denn möglich, daß dort drüben, wo der alte, grobe Kirchturm gegen den erhöhten Waldrand stand und Hohenriedlingen, sein Hohenriedlingen ankündigte, Trauern und Weinen war?

Er hatte gestern — spät war es ihm erst eingefallen — durch ein Telegramm sein Kommen angezeigt. Er mußte also erwartet werden. Im Dorfe flog ihm, als er es durchfuhr, ein und das andere verblüffte „Grüß Gott“ oder auch nur ein bedeutungsvolles Nicken zu. Das Pfarrhaus lag still, wie ausgestorben.

Mit hochklopfendem Herzen, wie damals, als er von Marktgrönuau herüberkam und schon die Geburtsstunde des kleinen Buben angebrochen war, trat er in den Flur — wie damals, und doch wie anders! Von nirgendher kam ein lebendiges Geräusch — nicht einmal von der Küche. Waren sie draußen im Garten?

Behutsam öffnete er die Tür zur Eßstube.

Dort erhob sich schwer, im dunklen Kleid, aus unbeweglicher Versunkenheit — — Elsbeth.

Mit einem leisen, innigen Ausruf war er bei ihr, zog sie in seine Arme.

Sie überließ sich seiner Liebkosung und erwiderte sie nicht. Er hatte Tränen erwartet, wie sie ihm selber in die Augen quellen wollten, einen fassungslosen Ausbruch des Schmerzes. Statt dessen war eine blasse, unwirkliche Starrheit über sie ausgegossen und machte sie ihm fremd und unnahbar.

„Du kommst also doch noch . . . Ich hab' dich nicht mehr erwartet gehabt . . .“ Sie sagte es matt, beinahe gleichgültig, und deutete auf ihren Nähtisch, wo neben dem Telegramm von gestern sein letzter Brief lag, seine Antwort auf ihr „Komm zu mir“.

Er verstand, was sie meinte, ohne daß sie's aussprach. Der unselige Brief, den er schon fast vergessen, — der hatte, was er am meisten fürchtete, vollendet. Daß er hatte zögern können, wo sie in höchster Mutterangst und Weibessehnsucht nach ihm schrie, hatte ihre Liebe bis in den Grund getroffen und verwundet. Er fing an, ihr zu erklären, wie es gekommen war; er suchte ihr begreiflich zu machen, wie er nicht einfach habe fortlaufen können, sondern Amt und Pflicht ihm Hemmung und Überlegung auferlegten.

Sie hörte ihm mit ungläubigem Schweigen zu. Und ihm war, als setzte ihn jedes Wort bei ihr nur in größeres Unrecht.

„Es ist ja nun doch alles eins,“ war alles, was sie erwiderte.

So sollte sie nicht reden! Thomas nahm alle Herzlichkeit, alle Beredsamkeit zusammen. Er sprach von ihrer beider Liebe, die aus dieser ersten Prüfung der Schmerzen erst recht geläutert und stark hervorgehen müsse. Ihr Gottvertrauen rief er an: miteinander wollten sie sich schiden in Gottes Willen — in Ergebung und Zuversicht. Auch das Mißverstehen übergang er nicht, das sie getrennt hatte. Beide waren sie gewiß dran schuld und wollten's mit vereinten Kräften forträumen. Voller Schonung redete er, ihre Hände mit den seinen umschließend, inbrünstig werbend und wieder voll Zartheit. Und wie um im Angesicht des toten Kleinen ein neues Bündnis des Vertrauens und der Liebe zu besiegeln, bat er schließlich mit bebenden Lippen: „Führ mich zu ihm! Willst du? Gehen wir miteinander!“

Sie erriet seinen Irrtum. „Wir haben ihn gestern begraben. Hausmann — —“ Sie konnte nicht weiter. Auch ihr Mund zitterte. Aber Tränen hatte sie keine. Die stillen, gütigen Augen blieben wie in sich geschlossen — trocken und leer.

Schon unter der Erde! Ein Riß ging durch Lamparters Brust. Ohne ihn! Auch das noch! Das war vom Bittern das Bitterste. Aber er raffte sich auf. „Dann laß uns miteinander auf den Kirchhof gehen,“ bat er . . .

Sie hatten nicht weit zu dem kleinen Erdhügel nahe der Sakristei, der mit Blumen überschüttet war. Lange standen sie schweigend davor. Und noch einmal gab Thomas allem dem Ausdruck, was in ihm war: der Erinnerung an das sonnige Kinderseelchen, das nur gerade durch die Welt geflattert und himmelwärts wieder entflohen war; der Erinnerung und der Hoffnung, der die Zukunft gehörte. Und der tiefe, durchsonnte Sommerhimmel schien sich segnend über sie zu spannen. Er suchte Elisabeths Augen, wie sein Herz ihres suchte — aber es lag nichts von Zustimmung, von liebevollem Einverständnis in ihrem Blick; eher ein kühles, abweisendes Fragen: Was weißt denn du von unserm Bübchen, das da drunten vergeht? Was weißt du, wie Mutterliebe liebt und leidet und verzweifelt? Du und ich, wir verstehen uns nicht . . .

Und die Starrheit, die Lamparter im heißen Bemühen der ersten Stunden nicht brechen konnte, — er löste sie auch in den Tagen, die folgten, nicht. So oft er noch an Elisabeths Herz pochte, eine Aussprache anbahnte — sie wich aus oder blieb stumm und kaum bewegt. Und die gleiche Starrheit, nur noch feindlicher und offenkundiger, brachte ihm Agnes entgegen, die für die Schwester das Haus führte. Die gemeinsamen Mahlzeiten wurden ihm zur Qual. Sogar in Gretles Mienen, wenn sie aus- und einging, meinte er einen Vor-

wurf zu lesen. Fremd und unheimlich war ihm das eigene Haus, sogar sein Studierzimmer, ja der geliebte Ausblick auf den Garten, selbsthin und waldbwärts. Waren nicht auch seine Bauern, wenn er je einmal ins Dorf ging und den einen oder anderen ansprach, angesteckt von dieser starren Feindseligkeit? Und doch war nur Ungeschicklichkeit, was er für Widerstreben, unbeholfene Teilnahme, was er für grämliche Mißbilligung nahm. Höchstens Plieninger, der Schullehrer, trug eine wirklich frostige Gesinnung zur Schau: er verzieh ihm den für Frikles Wohl notwendig gewordenen Brief nicht . . .

Thomas hätte eine Woche bleiben dürfen. Am fünften Tag war er wieder unterwegs nach der Front. Was hätte er auch daheim und bei Elsbeth noch finden sollen? Unverstanden blieb sein ehrliches Meinen und Trachten, abgewiesen war sein volles Herz, das nach Ausgleich und Verständnis durstig gewesen war. Eine trugige Bitterkeit — nichts konnte seiner Natur ferner sein, aber er mochte sich dagegen wehren oder nicht — wucherte an Stelle der Liebe, die er verschmäht sah. Eng und eigensüchtig, rechthaberisch und unversöhnlich wühlte sich Elsbeth in ihr Leid und in das Unrecht, das er und womöglich auch Gott ihr angetan hatte. Das immer mächtigere Gebot der Zeit, dem alle

zu dienen gehalten waren, — sie verschloß sich dagegen und rechnete ihm zu Schuld und Vorwurf, daß er gehorchte und seiner Pflicht folgsam war. Sie machte ihn nicht irr. Konnte es mit ihr nicht sein, so weihte er sich ohne sie der Aufgabe, zu der er berufen war. Doppelt gewaltig und heilig stand sein Wirken im Feld jetzt vor ihm. Der feurigen Wolke, die ihm des Abends hinter Wörlingen erschien, war er nachgezogen; sie hatte sich zur Erde gesenkt, und er war in sie hineingeschritten: in ihrem Schrecken und in ihrer Größe offenbarte sie ihm die Herrlichkeit Gottes. Und er schritt weiter in ihr, ohne rückwärts zu sehen, nach ihrem Willen . . .

Vierundzwanzig Stunden Bahnfahrt, und er hatte die französische Stadt wieder erreicht, in deren Vorort sein Feldlazarett lag.

Beim Gang vom Bahnhof durch die Straßen, vor einer Feldbuchhandlung, stieß er mit Laiblin zusammen, der ihn mit Worten larter, aber redlicher Teilnahme willkommen hieß und nicht ruhte, bis er mit zu Martha kam. Die durchsichtig-klare, gesunde Luft, die er im Umgang mit den Geschwistern atmete, tat ihm wohl und richtete ihn auf. Besonders Martha Laiblins kräftiger, von allem Uberschwang freier Zuspruch war ihm eine Erquickung . . . Wenn sie, so fest, verständig, so helfend statt hemmend — wenn sie statt Elisabeths an deiner Seite ginge! durch-

fuhr es ihn unwillkürlich. Er erschrak bis ins Mark . . . War es denn dahin mit ihm gekommen?



„Jetzt gefällt du mir schon viel besser. Jetzt ist der rechte Soldatenpfarrer bald fertig!“ Mit diesen Worten wurde Lamparter von Niethammer begrüßt, als sie sich nach langen Wochen wieder Auge in Auge gegenüberstanden. Und aus Niethammers Mund wog dies Lob für Thomas doppelt. In der That war allmählich eine Wandlung mit ihm vorgegangen, die sich schon im Außerlichen sichtbar machte: die häufigere Bewegung in freier Luft, zumal das Reiten, hatte seine Wangen kräftiger gefärbt; sein Blick sowohl als sein Mund hatten das Weiche, Träumerische verloren, oder doch war es zurückgetreten und hatte einementschlosseneren Ausdruck Platz gemacht. Auch sein Auftreten war freier. Er fühlte sich nicht mehr so fremd in seinem grauen Feldkleid, und das merkte man im Gehen und Stehen, in Reden und Gebärden. Und das Äußere war nur der Spiegel des Innern. Was er sich zugelobt, hatte er gehalten: er ging auf in dem, was der Tag ihm brachte an Pflichten seines Dienstes und an Eindrücken des Lebens. Es war, als hätten der Tod des Kindes und das unselige Dabeimsein, das ihn und Elisabeth vollends entfremdete und damit sein bisher höchstes

Glück zunichte machte, nur gerade ein Übermaß des Gefühls getilgt und ausgeglichen. Seine Bitterkeit hatte nicht vorgehalten. Er konnte mit milder Nachsicht an das Geschehene und an Elisabeth denken. Da auch sie — vielleicht weil sie sich bewußt war, zu unverföhnlich gewesen zu sein, vielleicht nur in müder Entfagung — jede herausfordernde Anspielung, überhaupt jedes Ausprechen vermied, ging der Briefwechsel zwischen beiden ohne Höhen und Tiefen, in der Dürftigkeit des Gewohnheitsmäßigen hin und her. Ohne daß Thomas es sich eingestand, war seine Liebe zu Elisabeth unaufhaltsam und still aus der ersten Stelle geglitten. Seit er sich über abwegigem Vergleichen betroffen hatte, wachte er — erschrocken wie über eine Sünde — über sein Verhalten zu Martha Laiblin; er sah sie nur selten, bald für lange garnicht mehr. Obenan, alles andre ausschließend und überhöhend, stand ihm, was er in Laiblin und noch lebenswärmer in Karl Niethammer verkörpert sah: die männliche Hingabe an Zeit und Vaterland, der „deutsche Glaube“, wie es Niethammer einmal genannt hatte . . .

Wie schnell und reich umfloß ihn aber auch der Strom des Geschehens! Die erste weite Reise in den Osten hatte er noch ohne rechte Aufmerksamkeit, mit verkümmertem Seele und tauben Sinnen getan. Raum daß das buntbildrige,

winklige, goldgetürmte Wilna noch in seiner Erinnerung haftete. Wie eine einzige Reise wurden die Wochen und Monate von der Höhe des Sommers bis auf die Schwelle des Winters. Und diesmal reiste er mit wachen Augen und empfänglichem Herzen. Schon bald nach seiner Rückkehr ins Feld wurde die Division abgelöst und zur Auffrischung in Ruhe gestellt. Lamparter selber wurde tüchtig umhergeschoben: vom Lazarett zur Sanitätskompagnie; wieder zum Lazarett und von dort zum Kaiserregiment. Die Gottesdienste, oft drei am Tag, wechselten mit vielfältiger Seelsorge, und bei immer neuen Menschen, unter immer anderen Verhältnissen hieß es heimisch werden. Daneben drängten sich die Eindrücke der verschiedensten Gegenden und Landschaften. Ein mehrwöchiger Aufenthalt in Gent ließ die Stadt der burghaften Dome, der brückenreichen Wasserstraßen, der üppig gegiebelten Patrizierhäuser um ihn aufleben; er sah das töftliche Brügge, verträumt wie ein Glöckenspiel, und ein Ausflug am hellen Oktobertag brachte ihn an die Nordsee: das Meer in seiner ruhelosen, silbermähnigen Unendlichkeit schloß sich vor ihm auf. Mehr als einmal wallte sein Herz von Dankbarkeit, daß ihm solche Schönheit zufiel. Wann je hatte er hoffen dürfen, sich so weit in der Welt umzusehen, so im Strom des

Schauens und tätigen Mitwirkens dahingetragen zu werden?

Als die Pappeln und Rüstern ihr letztes, goldenes Laub in die leuchtenden flämischen Randle schütteten, ging es wieder frontwärts in eine graue, französische Ortschaft, halb Dorf halb Stadt. Es traf sich, daß die Sanitätskompagnie, der Thomas angeschlossen war, mit dem Divisionsstab im gleichen Ort lag, und waren auch die Quartiere weit auseinander, so konnten doch er und Laiblin sich sehen, so oft sie danach verlangte.

Lamparter wohnte in einem kleinen Bauernanwesen. Über einen Hof, in dessen Enge sich einige Hühner und viele laute Rinder mit dem Pfarrersfuhrwerk und einem mächtigen Misthaufen teilten, gelangte man in die steingedielte, muffige, aber ordentliche Stube, deren wertvollstes Stück ein gut heizender Ofen war, den Brendle nicht ausgehen ließ. Denn es war mittlerweile Dezember geworden und nach nassem, stürmischem Wetter die ersehnte trockene Kälte eingelehrt, die den abgründigen Schmutz der Straßen verfestigte.

Brendle teilte seine Sorgfalt peinlich gerecht zwischen seinem Herrn und dem geliebten Roß „Gustl“. Thomas war deshalb nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens — er lehrte eben vom Frühstückstisch nach Hause zurück — die Ein-

fahrt zum Hof von einem breitrückigen Herrn gesperrt fand, der, die kurzen, gespornten Beine gespreizt, mit einem gelben Stock fuchtelnb, den verdonnerten, das Pferd haltenden Brendle mit einer Flut grober Scheltworte übergieß. „Eiskalter Tropf“ und „trüber Spiz“ waren fast noch die mildesten Schmeichelnamen, die ständig wiederkehrten.

Thomas blieb eine Weile in unbehaglichem Zuwarten stehen. Erst als der Breitrückige gar keine Anstalt machte, den Durchgang freizugeben, bat er mit einem „Entschuldigen Sie!“ um freie Bahn.

Ein dicker, hochroter Kopf fuhr herum, und kleine, scharfstechende Augen musterten ihn.

Thomas stellte sich vor.

„Stabsveterinär Horlacher,“ erwiderte der breite Herr nun doch mit höflichem Aufstehen. „Divisionsveterinär. Ich wasch' Ihrem Burschen den Kopf, Herr Pfarrer! Das ist eine Sauwirtschaft, mit Respekt zu sagen!“

„Und womit hat er's denn versehen, Herr Stabsveterinär?“ erkundigte sich Lamparter.

„Vor acht Tagen hab' ich im Divisionsbefehl gebracht, daß in Anbetracht des zu erwartenden Glatteises die Pferde mit Frosteisen zu beschlagen sind,“ legte der Stabsveterinär fuchtelnb los. „Den Leuten ist's beim Appell bekannt gegeben worden, und Ihr Tropf, Ihr liederlicher,

läßt heut noch sein Pferd unbeschlagen herumlaufen, bis es sich die Knochen bricht. Ich frag' Sie, warum“ — er drehte sich wieder zu dem fassungslos strammstehenden Brendle — „Sie Schlafhaub', Sie gottvergessene!“ Er tippte dem Ärmsten mit dem gelben Stod auf die Brust und schrie berserkerlich: „Weil Sie ins Loch wollen! Und ich bring' Sie hinein! Drei Tag' Arrest sind Ihnen sicher!“ Er wandte sich wieder zu Lamparter. „In den Schühengraben gehören so trübe Spiße! Und ich bring' Ihren Gutedel hinein! Verlassen Sie sich drauf!“ Ein jähzorniges Feuer lohete in den dreieckigen Augen, und der Kopf war zu schlagartiger Röte geschwollen.

Je länger je mehr war Thomas verdukt über den grobschlächtigen Ausbruch, der kein Ende nahm. Erscheinung und Gehaben des polternden Mannes streifte das Romische, und zunächst war er auch versucht, ihn von der humoristischen Seite zu nehmen. Aber dann überwog Ärger und Widerwille. Er war Zeuge manchen scharfen Wortes von Vorgesetzten zu Untergebenen geworden: die Art, wie hier sein Brendle — mochte er sich noch so versehen haben — abgezankelt wurde, ein Mann hoch in den Dreißig und Familienvater von einem Gleichaltrigen, trieb auch ihm das Blut zu Kopf.

„Der Mann ist nicht dran gewöhnt, Herr

Stabsveterinär, so hart angelassen zu werden!“
sagte er bestimmt.

„Ich bin hier im Dienst!“ Horlachers Gesicht wurde kirschbraun. „Ich muß mir jede Kritik verbitten!“

„Sie werden selber nicht wollen, daß wir uns in dieser Tonart unterhalten,“ antwortete Lamparter ruhig. Er wußte selbst nicht, woher ihm die Ruhe kam — aber sie wirkte. Der Stabsveterinär gehörte zu denen, die einzuschüchtern gewohnt sind, und wich zurück, wo ihm gebührend entgegengetreten wurde. Er ließ Thomas das Wort, der nun von sich aus Brendle zur Rede stellte. Aus der wirren Darstellung, die das verängstigte Bäuerlein gab, war soviel zu entnehmen, daß er einmal mit dem „Gustl“ beim Fahnen schmied gewesen, aber nicht angekommen sei und hernach das Beschlagen „verschwigt“ habe.

„Da haben Sie's!“ rief Horlacher triumphierend. „Das ist noch eine Disziplin! Einfach vergessen hat's der trübe Spiz! Deshalb wird ein Exempel statuiert!“

„Vergessen durft' er's natürlich nicht,“ gab Lamparter zu. „Aber ich hätt' auch auf den Befehl achten sollen. Und da kein böser Wille dabei ist und —“

„Herr Pfarrer, das ist kein militärischer Standpunkt!“ Der Stabsveterinär winkte Brendle zu,

abzutreten, und als Mann und Pferd im Stall verschwunden waren, lächelte er, wurde verbindlich und fast zutunlich. „Sie sind nie Soldat gewesen, nehm' ich an. Glauben Sie mit — mit der Sanftmut geht's nicht. Die Liebe des Untergebenen zum Vorgesetzten beruht zu fünf- undsiebzig Prozent auf der Furcht!“ Auf diesen Kernspruch, den er mit Wohlgefallen wiederholte, baute er, bald den Schnurrbart zwirbelnd, bald mit dem Stock die Stiefelschäfte schlagend, einen Vortrag über die Pferde- und die Disziplin auf und versicherte aufs neue, er lasse den „halblebigen Tropf“ ins Loch stecken; das wirkte Wunder. Mit jovialer Lustigkeit bot er Lamparter die Hand und sagte treuherzig: „Auf Wiedersehen!“

Thomas war wie betäubt. Er wollte sagen, daß er gar nichts von dieser Rabitatur halte, daß er diese Sorte Disziplin nicht gutheiße und bitte, von einer Meldung zur Bestrafung abzu- sehen, — aber ehe es dazu kam, war der gewalttätige Herr aus dem Hof. Nachlaufen wollte er ihm nicht. Er rief seinen Brendle noch einmal aus dem Stall. Dem liefen, als er den Vorgang wiederum daherstotterte, die hellen Tränen über die runzligen Backen. Er hätt's gewiß nicht böse gemeint, beteuerte er, und der Herr Pfarrer möcht' sich doch ins Mittel legen, daß aus dem Arrest oder gar aus dem Schützengraben nicht

Ernst werde . . . Thomas hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Je mehr er den Vorfall bedachte, um so ungehaltener war er über die menschenunwürdige Behandlung, die seinem Burschen widerfahren war. Die Bestrafung wollte er in jedem Fall hintertreiben. Ohne daß er sich klar darüber war, was zu geschehen habe, ging er, statt auf seine Stube, wieder hinaus auf die Straße und in Gedanken durchs Dorf.

Vor der Ortskommandantur, der ehemaligen Bürgermeisterei, kreuzten sich die Wege aus vier Richtungen. Die Wagenzüge schoben sich durcheinander, stauten sich, und er mußte haltmachen. Während er zerstreut ausspähte, wo ein Weiterkommen war, rief Laiblin ihn an.

„Wohin so in Gedanken?“ lautete die Begrüßung. „Du siehst ja ganz verstimmt aus!“

„Gut, daß ich dich treffe,“ meinte Thomas erleichtert. „Deinen Rat brauch' ich gerade!“ Er schilderte, was ihm begegnet war.

Laiblin lächelte. „In der Sache hat der Stabsveterinär natürlich Recht,“ sagte er. „Vergleichlichkeit gibt's beim Militär nicht!“ Sie überquerten glücklich die Wegkreuzung und schritten Seite an Seite weiter. „Und mit seiner strengen Auffassung der Disziplin hat der massive Herr auch Recht!“

„Das bestreit' ich,“ ereiferte sich Thomas.

„Und das ist auch dein Ernst nicht! Mit solchem maßlosen Wüten schädigt einer den guten Geist im Heer hundertmal mehr, als ein ungeschickter Kerl, wie mein Brendle, es mit seinem kleinen Versehen tut! Disziplin ja — aber nicht, ohne daß man die Menschenwürde achtet, und nicht ohne Liebe!“

„Du bist noch immer der alte Schwärmer!“ Laiblin wiegte mitleidig den Kopf. „Mit Ciapopeia und Zuckerbrot kann man Millionen Menschen nicht in Zucht und Ordnung halten. Es sind Kräfte genug am Werk — daheim und, Gott sei's geklagt, auch im Feld —, die die Autorität untergraben. Lieber zu streng als zu lax. Mit Menschenwürde und Liebe führt man einen Krieg nicht, der um Sein oder Nichtsein geht!“

So bereitwillig Thomas sich sonst der Einsicht und Erfahrung Laiblins unterordnete — diesmal verlehnte ihn seine Strenge als Härte, und er sah befremdet in das fast finster zusammengezogene Gesicht. „Ist das nicht — verzeih mir Erwin! — für einen Pfarrer reichlich schroff gesprochen? Wir Geistliche, mein' ich, wir wenigstens, sollten's überall mit der Liebe und Nachsicht zuerst halten!“

Sie hatten vor der Gasse, die seitwärts zu Laiblins nahem Quartier führte, angehalten, und Laiblins graue Augen maßen Lamparter zugleich kühl und zürnend. „Ich dan!' für die Be-

lehrung," sagte er zwischen Gereiztheit und Spott. „Heut bist du nun schon auf der Fehlhalbe. Lassen wir's auf ein besseres Mal!“ Er nickte und ging, lehrte aber wieder um. „Da fällt mir noch was ein für dich! Schnaitz war auf einen Sprung bei mir — vorhin. Er wollte auch zu dir, hat's aber dann der Eile halber mir aufgetragen.“ Laiblin nahm einen zusammengefalteten Bogen aus seiner Briefftasche. „Unter den Grenadieren, die gestern durch einen Volltreffer auf den Unterstand ums Leben gekommen sind — acht Mann, du hast wohl davon gehört? — ist einer aus Hohenriedlingen. Schnaitz meint, du würdest vielleicht von dir aus die Angehörigen benachrichtigen wollen.“ Er reichte ihm das Papier hin und eilte weg. . . .

Thomas, noch unter dem Eindruck des von Laiblin so spöttisch abgebrochenen Gesprächs, hatte nur mit halbem Ohr hingehört. Erst bei „Hohenriedlingen“ horchte er auf und war dabei, das Blatt zu entfalten, als er vor einem herankommenden Automobil zurücktreten mußte.

Er schaute auf. Aus dem Wagen winkte ihm Rittmeister Berwed zu, ließ halten und stand gleich darauf bei ihm.

„Warum lassen Sie sich gar nicht wieder einmal bei uns sehen, Herr Pfarrer?“ fragte Berwed in seiner lebhaften, freundschaftlichen Weise. „Wie geht's Ihnen? Haben Sie sich gut ein-

gelebt? Ach — und Sie hatten ja einen Trauerfall, waren daheim!“ Er drückte Lamparter die Hand, fuhr fort mit Fragen, die er sich meist selber beantwortete, und zeigte sich über Thomas' Erlebnisse aufs beste unterrichtet. „An Weihnachten sind Sie abends unser Gast,“ schloß er unvermittelt. „Erzellenz wird sich freuen. Er mag Sie gern leiden. Ich schick' noch eine Ordonanz. Abgemacht!“

Thomas nahm dankend an. Zerweds natürliche, stets hilfsbereite Liebenswürdigkeit hatte ihn, während dieser redete, auf einen Einfall gebracht, dem er nachgab, noch ehe der Rittmeister, schnell wie er herangeflogen war, wieder davonsausen konnte: er berichtete, was ihm mit dem Stabsveterinär Unliebsames begegnet war.

„Natürlich — der Stabsveterinär! Schrecklicher Mensch!“ Der Rittmeister lachte, ließ sich die Einzelheiten erzählen. „Das überlassen Sie nur mir!“ meinte er dann vergnügt. „Der Stabsveterinär ist mein intimer Feind. Gerade drum werd' ich's einrenken. Ihrem Brendle geschieht nichts — dafür steh' ich!“

Sie waren bei seinem Kraftwagen angelangt. Erglitt hinein, winkte noch einmal und war fort... Befriedigt sah Thomas ihm nach. Nun hatte er sein Anliegen doch noch an den rechten Mann gebracht und konnte den Brendle trösten...

Während er wieder seinem Quartier zuschritt, fiel ihm die Totenmeldung ein, die ihm Laiblin in Schnaiths Auftrag eingehändigt hatte. Er holte sie schnell hervor. „Der Frikle Plieningen!“ entfuhr es ihm beim Lesen erschreckt und mit herzlichem Bedauern. Noch im Herbst, in seinem Quartier bei Gent, hatte der kränklich-bleiche, hochgeschossene junge Mensch ihn wieder besucht und gedankt, daß Lamparter bei der Kompagnie und beim Vater den Mittler gemacht hatte. Auf dem Marsch in die hiesige Gegend hatte er den Frikle zum letzten Mal unter seinen Grenadieren gesehen und von weitem begrüßt — und jetzt: Granattreffer, verschüttet, tot... Wie mußte der alte Plieningen in seiner absonderlichen Kriegsfeindschaft, er, dem der Sohn sein Ein und Alles war, diesen Schlag empfinden! Weil es zudem der erste Hohenriedlinger war, von dessen Tod Thomas heimberichten sollte, ging der Fall ihm erst recht nah...

Als sollten seine Gedanken heute gleich bei Hohenriedlingen bleiben, fand er in seiner Stube einen Brief von Pfarrer Hausmanns Hand. Er mußte sich besinnen, ehe er die winzige Schrift erkannte. Was mochte den Alten veranlassen, ihm zu schreiben? Es war nur eine kurze Mitteilung: eine Kommission sei in Hohenriedlingen gewesen und habe eine der beiden Kirchenglocken

zum Einschmelzen beschlagnahmt. Kein Zusatz folgte — nur ein Ausrufezeichen. Und die Schrift verriet, daß dem alten Herrn das Ereignis naheging. Auch Thomas fühlte sich seltsam bewegt. Die Kirchenglocken — seine Glocken sollten zu todbringenden Geschossen umgeschmolzen werden! Er hatte einmal von derartigem gehört. Also war es doch wahr! Klagenb meinte er es weither von der Hochebene klingen zu hören . . . Er wollte sich hinsetzen, um an Plieninger zu schreiben. Aber dann kam's ihm, daß er bei Frikles Begräbnis nicht fehlen dürfe und am besten danach erst schreibe. Er überlegte noch, wie er Ort und Stunde schnell erführe, als er am Rand der Totenmeldung eine Notiz von Schnaitz entdeckte, die ihm, wohl in Voraussicht seines Wunsches, mitteilte, daß die Beerdigung schon am Nachmittag stattfinden solle. Gerade da war er abgehalten: ein lang angelegter Gottesdienst führte ihn in die entgegengesetzte Richtung.

Trotzdem verschob er den Brief an Balthasar Plieninger auf den Abend: er war sich nicht gesammelt genug dafür. Wort und Ton wollten wohl bedacht sein. Der jähe Tod des Frikle ging den ganzen Tag vollends mit ihm um. Und die Hohenriedlinger Glocken läuteten dazwischen . . . Als er endlich, nach dem Abendessen, sich ans Schreiben machte, wurde es ihm auch da nicht

leicht. Greifbar hatte er den dünnen alten Mann vor sich, wie er — bald jährte es sich — nach dem Heiligabendgottesdienst zu ihm in die Sakristei gekommen war und ihm mit seinen Reden fast die Stimmung verdorben hätte. Wenn Gottes Wille die Liebe wäre, könnte nicht das Menschenmorden sein Wille sein — so oder ähnlich hatte der Schullehrer hämisch gelästert. Und ihm sollte er nun anzeigen, daß sein einziges Kind ein Opfer des Kriegs geworden sei! Wie sollte er sich ihm verständlich machen? Am Morgen, in der ungunstigen Auseinandersetzung mit Laiblin, hatte auch er sich auf die Liebe berufen. Wir Geistlichen sollten's immer und überall zuerst mit der Liebe halten, war's ihm entfahren. Freilich, er hatte die Liebe gemeint, die auch in der Strenge walten müsse. Die Liebe Gottes aber, die all dies blutige Leid zuließ, — wer durfte sie mit Menschenmaß messen? Wer ergründen? Wer gar, wie Plieningen, mit ihr rechten? . . . War die Menschenliebe, auch die reine, heilige, zu der er, Thomas, sich bekannte und der er diente, eine andere als die Liebe Gottes? . . . Wohin geriet er? Er rüttelte sich auf. Vor dem Geheimnis des Allmächtigen gab es nur gläubiges Verehren . . . Aber schwer war es doch, einem, der es anders nahm, Zuspruch zu geben. Und die Gloden daheim, die Geschosse werden sollten, lagen ihm noch immer im Ohr. Mehrmals setzte

er die Feder an und wieder ab. Und schrieb endlich eine large, ungeschmückte Mitteilung, an der er selber kein Gefallen und Genügen hatte. —

Weihnachten war da. Lamparters erstes Weihnachten im Feld.

Nur natürlich war's, daß seine Erinnerung zurückschweifte an die Festzeit im vorigen Jahr — aber er ließ sich kein weichliches, heimsüchtiges Vergleichen und Rückwärtschmachten durch. Zu Hilfe kam ihm, daß er nun schon gewohnt war, im Verkehr mit Elsbeth das Schwelgen in Gefühlen, die nur von der Kraft zehrten, zu meiden, und so auch dadurch das Vergangene in seine Schranken bannte. Doch auch ohnedem: sich mit all den Männern hier draußen in der Fremde und vor dem Feind eins zu wissen im Entbehren, sich mit ihnen abseits vom lauten und harten Kampfdienst auf eine Stunde unter dem Christbaum, einem gedachten oder wirklichen, und bei der Heilandskrippe zu vereinigen, sie der Welt Weh vergessen zu machen und es mitzuvergessen — Thomas hätte nicht sein müssen, der er war, wenn ihm vor solcher Poesie nicht das Herz aufgegangen wäre. In rastlosem Hin und Her trug er die Weihnachtsbotschaft bis zu den fernsten Kolonnen. Der seiner Arrest- und Schützengrabenangst glücklich entronnene Brendle kam vom Bod kaum mehr herunter, und der Fuchs mußte hergeben, was in ihm war.

Als könnte er sich selber nicht genügtun, so

eifrig trieb es Lamparter, und noch am Heiligen Abend kam er von einer Andacht im recht entfernt liegenden Feldlazarett, wo ihn Oberstabsarzt Bezold und seine Herren am liebsten festgehalten hätten, nur gerade noch recht zum festlichen Essen beim Divisionsstab.

Rittmeister Zerwed war ganz der Mann dazu, einem weihnachtlichen Festabend im Feld Stimmung und Stil zu geben. Der Speisesaal, ein mit mehr Appigkeit als Geschmack eingerichteter Raum im Wohnhaus eines Zuckersabrikanten, war an der Decke und längs der Wände mit Tannengewinden geschmückt. Tannenreiser lagen auf der hufeisenförmigen Tafel verstreut, und ein großer, von Lichtern strahlender Tannenbaum grüßte aus der Ecke. Im Nebenzimmer spielte das Quartett der Grenadierkapelle.

Thomas wurde so freundschaftlich empfangen, als gehörte er schon lange in den Kreis. Sogar der Stabsveterinär Horlacher, der erst seit einigen Wochen beim Stab war, bewillkommte ihn wie einen lieben Bekannten. Wohler war es ihm bei der von Herzen kommenden Liebenswürdigkeit des Kommandeurs: Erzellenz von Mohl hatte es sich als eine Aufmerksamkeit vorbehalten, ihm mit anerkennenden Worten das Eisene Kreuz persönlich zu überreichen. Bei Tisch unterhielt der General mit der ihm eigenen geistvollen Lebendigkeit die ganze Tafelrunde und

gedachte in einer kurzen, warmblütigen Ansprache der Bedeutung des Abends und der Angehörigen in der Heimat. Freilich brachte die Rede für Thomas auch eine Neuigkeit, die ihm einen Schatten in die Feierstimmung warf. Der General teilte mit, daß er für die Führung eines Korps ausersehen sei und in kurzem von seiner Division scheiden müsse. Nur für Thomas war es eine schmerzliche Überraschung; die übrigen Herren schienen schon unterrichtet zu sein...

Längst war es Lamparters Wunsch, er möchte wieder einmal seinem Bataillonsstab bei den Grenadieren zugeteilt und mit Niethammer vereinigt werden. Immer nur auf ein kurzes Grüß Gott und Behüt Gott waren Niethammer und er in den letzten Monaten zusammengetroffen, und ihn verlangte herzlich, die Nähe des Freundes wieder ausgiebiger zu genießen. Strömte ihm doch von Niethammer stets und immer neu die rechte, anfrischende Kraft fürs eigene Sein und Wirken zu. Hatte er sich um die Neige des alten Jahrs mit seiner gesteigerten Betriebsamkeit etwas verausgabt, war eine leise Spannung in seinem Verhältnis zu Laiblin daran schuld, die er seit jener an sich belanglosen Auseinandersetzung über Brendles Kapitalverbrechen empfand und die vielleicht nur in seiner Einbildung bestand, — er meinte mitunter ein Nachlassen seiner Frische, ein Unbefriedigtsein bei sich zu

spüren, für das er keine zureichende Erklärung fand. Es kam vor, daß er über Dinge grübelte, die ihn sonst nicht angefochten hatten, sich an Außerlichkeiten des militärischen Lebens stieß, die ihm hätten geläufig und gleichgültig sein können. Mehr als früher peinigte es ihn, daß er seinem Bemühen zum Trotz im Umgang mit den Mannschaften so wenig Seelen fand, die sich ihm vertrauend aufschlossen; bei Laiblin und vollends bei Offizieren traf er kein Verständnis, wenn er daran rührte: die Kluft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, die er als ein Unheil empfand, war ihnen die naturnotwendige Voraussetzung für die Strammheit der Disziplin. Darin und in manchem anderen wurde er einen Rest seiner Empfindsamkeit — Laiblin nannte es Schwärmerei — nicht los. Als ihm bald nach Neujahr Erzellenz von Mohl bei einer zufälligen Begegnung zum endgültigen Lebewohl die Hand drückte, ging ihm dieser Abschied von dem wohlgesinnten, großangelegten Mann tagelang nach. Woher diese Schwäche? Woher jene Reizbarkeit?

Und doch brachte das neue Jahr im politischen Geschehen, das er nicht außer acht ließ, Wichtiges und Großes. Im Osten war der Friede erzwungen. Nach einer trügerischen Friedenshoffnung auch für den Westen packte die Hoffnung, in riesigem Ansturm den Sieg zu erlangen, die Gemüter. Alle, auch die geistigen Kräfte wurden eingeseht und gesammelt für den Endkampf.

Saiblin war rühriger denn je: er lud seine Amtsbrüder zu wiederholten Beratungen ein, verteilte Material und gab Richtlinien, trieb mit seinem vollen, herbfanatistischen Eifer dazu, daß gerade auch die Feldgeistlichen mit Ermutigung und Belehrung das Äußerste tun sollten, um den „Willen zum Sieg“ und damit den Sieg selber dem Vaterland zu sichern. Thomas wollte es an sich nicht fehlen lassen. Er ging aus sich heraus wie nie. Er benutzte die Predigt, die Seelsorge, jede Gelegenheit, die ihn mit einzelnen oder mehreren der Leute zusammenführte, um zum Ausharren, zum Verdoppeln der Kraft, zum Glauben an das hohe Ziel anzuspornen. Bald tat er sich zu viel, bald nicht genug, und war immer mit dem Erfolg nicht recht zufrieden, witterte Abelwollen und Argwohn unter den Soldaten, um deren Verständnis er warb, vermißte immer häufiger die alte Freudigkeit und Zufriedenheit bei sich und bei denen, die er freudig und zufrieden machen wollte . . .

Vielleicht hatte Bezold Recht, als er ihm einmal sagte: „Sie sind urlaubsreif, lieber Pfarrer! Gönnen Sie sich vierzehn Tage — ich merke Ihnen an, daß Sie's brauchen!“ . . . Aber wie hätte er gerade jetzt fort mögen? Es zog ihn ja auch gar nicht heim. Später vielleicht — — noch lange mochte er nicht dran denken!

Nicht wenig hatte zu Lamparters Miß-

behagen auch ein leidiger Briefwechsel mit dem Lehrer Plieninger beigetragen. Plieninger hatte die Nachricht vom Tod seines Frikle erstaunlich wortkarg aufgenommen. Nur den bestimmten Wunsch hatte er ausgesprochen, die Leiche des Sohnes in die Heimat zu überführen, und dazu um Auskunft und Unterstützung gebeten. Thomas, schon immer kein Freund solchen Beginns — er hatte ja auch seinerzeit der Überführung des Bräutigams der Schwägerin wider-raten —, mahnte ab. Der Schullehrer beharrte auf seinem Vorhaben, schlug einen bissigen Ton an, den Lamparter wieder zurückwies. Das Ende war, daß Plieninger erklärte, die nötigen Schritte seien seit geraumer Zeit schon getan, die Genehmigung stehe bevor, und er bitte bloß, ihm an Ort und Stelle an die Hand zu gehen, wenn er demnächst zur Abholung des Toten ein-treffe. Thomas ärgerte sich, weil er in den Wind geredet hatte, und die Aussicht, den eigenwilligen und unberechenbaren Mann nun gar noch bald bei sich auftauchen zu sehen, lockte ihn nicht.

Seit Wochen hing ein grauer, unwirtlicher Himmel über dem unwirtlichen Land, goß fast ohne Aufhören Regen und Schneeeriesel nieder und verwandelte die Ortschaft in eine grund-lose schlammige Pfütze.

Thomas strebte an einem Nachmittag im Februar wie gewöhnlich vom Mittagessen sei-

nem Quartier zu — so schnell, als es der Knöcheltiefe Schmutz gestattete. Vor der Einfahrt in seinen Hof stand eine lange, schwarze Gestalt, die er, wenn auch der tiefgedrückte Filzhut und das hochgewickelte Halstuch das Gesicht kaum freigaben, sofort richtig deutete: Plieninger war gekommen.

„Da sind Sie also! Das schönste Wetter haben Sie nicht mitgebracht!“ Lamparter begrüßte ihn so freundlich und unbefangen, als er nur vermochte. Die Erscheinung seines Hohenriedlinger Lehrers berührte ihn trotz allem heimlich.

„Ja, da bin ich!“ Plieninger nahm zögernd die dargebotene Hand. Die Haarsträhne, die unter dem Hut vorfiel, und der dünne Rinnbart waren vom Grau ins gelbliche Weiß verfärbt. Ein tiefer, verbissener Kummer lagerte mit Rissen und Falten im mageren Antlitz, und die hellgrauen Augen funkelten überhell. „Wenn's Ihnen recht ist,“ fuhr er fort, wie einer, der Eile hat und keinem Widerspruch begegnen möchte, „fahren wir dann gleich hinaus. Der Wagen mit dem Zinkfarg ist schon unterwegs.“

„Jetzt gleich?“ meinte Thomas, verblüfft von dem drängenden Vorschlag. „Erst ruhen Sie doch bei mir aus? Und's wird auch allerhand vorher zu ordnen geben.“

„Ruh brauch' ich keine! Und geordnet ist das Meiste!“ gab Plieninger hastig zurück. Es

stellte sich heraus, daß er schon am Vormittag eingetroffen war, mit Hilfe der Ortskommandantur, die ihn auch gepflegt hatte, bereits das vorwärtsgelegene Dorf, bei dem der Frikle begraben lag, von seinem Kommen verständigt hatte und dort die Ausgrabung vorbereitet war. Mit einer merkwürdigen Umsicht und Entschiedenheit war er verfahren, und auch die Sparsamkeit an Worten, mit der er von seinen Anstalten Bericht gab, ließ erkennen, daß er ganz nur von dem einen beherrscht war: den Frikle bergen und wieder fort!

Thomas verzichtete bald auf weitere Einwände. Raum überredete er Plieninger, wenigstens solange, bis Brendle den Einspanner angeschirrt habe, mit ihm in die Stube zu treten. Emsilbig, als wollte er jedes nähere Aussprechen vermeiden, beantwortete der Schullehrer alle Fragen, die Lamparter stellte, so daß die Unterhaltung mühselig vom Fleck rückte. Als sie dann, vor der ärgsten Masse geschützt, unter dem Rutschendach saßen, ruhte das Gespräch so gut wie ganz. Plieninger war völlig in sich versunken. Nur als sie das nächste, zum Trümmerhaufen geschossene Dorf passierten, verriet er mit einem zeitweiligen Nicken und Aufblinken der Augen, daß er nicht völlig blind gegen die Umgebung war.

Nach einigem Fehlfahren und Fragen fanden sie den Friedhof. Er lag außerhalb des Dorfs,

über einem Hohlweg, bescheiden angelegt, Kreuz bei Kreuz in langen Reihen geordnet, nur von ein paar kahlen Sträuchern durchsetzt. Nebel und Regen trübte und verhüllte die Landschaft ringsum: wie auf einem weltverlassenen Eiland stand man auf dem traurigen Gräberfeld. Nicht weit von einer Holzbaracke hielten mit Spaten und Hacken ein paar Soldaten bei einem aufgeworfenen Grab.

Dorthin schritten Lamparter und der Schulmeister.

Je näher er dem Grab kam, desto unsicherer schienen Plieningers Schritte zu werden, und Thomas wollte ihn stützen. Doch kaum hatte er seinen Ellbogen berührt, so richtete Plieninger sich mit einem Ruck auf, trat, jede Hilfe verschmähend, auf die Grube zu und schaute stumm und bewegungslos hinunter auf den schmalen Bretterfarg, auf dessen Deckel, von ungelenter Hand mit Blaustift geschrieben, zu lesen stand: „Plieninger, Fritz“, mit dem Regiment und der Kompagnie.

Vom Dorf kam noch ein Offizier und gesellte sich, nach förmlicher Vorstellung, zu ihnen. Ein Fuhrwerk mit dem Zinkfarg hielt bei der Baracke. Dorthin wurde auch das Brettergehäus, nachdem es aus der Grube gehoben war, von den Soldaten getragen. Das traurige, langwierige Geschäft begann... Ein kurzes Schüttern lief durch

Plieningers Leib, als der Sargdeckel fiel und der Tote vor ihm lag — steif, verkrümmt, das hohle Gesicht mit einem weinerlichen Zug, wie anklagend, aufwärts gebogen.

Plieninger hatte den Hut abgenommen und beugte sich über den Toten.

Hatte schon das Vorausgegangene Lamparter erschüttert — dies Wiedersehen zwischen Vater und Sohn drang ihm durch und durch. Während der Schullehrer keinen Laut von sich gab und seine Fassung merkwürdig bewahrte, mußte er an sich halten, um die aufsteigenden Tränen zu meistern. Er trat unwillkürlich einige Schritte von dem wehen Schauspiel fort und blickte über den nebelhaften Friedhof hin in die Gräue von Nebel und Wolken.

Die grausame Verrichtung nahm, ohne daß Thomas darauf achtete, ihren Fortgang. Der Offizier wechselte mit dem Lehrer die nötigen Worte und verschwand. Die Soldaten taten schweigsam ihr Werk.

Ein Räuspern erst, dicht hinter ihm, ließ Lamparter aus seiner trüben Erstarrung sich losmachen und umwenden. Plieninger, noch immer barhäuptig, stand bei ihm. „Warum so stumm, Herr Pfarrer?“ Es hörte sich rau und abgerissen an. Die Blicke des alten Mannes gingen unstät zwischen den hantierenden Soldaten und Lamparter hin und her.

„Dabei ist's einem nicht ums viel Reden,“ erwiderte Thomas gedämpft. „Daß ich mit Ihnen fühle, wissen Sie ja auch so!“

„Und ich hätt' doch so gern eine schöne Leichenpredigt von Ihnen gehört!“ stieß Plieninger heraus. „Mein Frigle hätt' sie auch verdient, meinen Sie nicht? Und Sie wären der Rechte dazu! Grad' Sie!“

Thomas schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Soll ich sie Ihnen halten? Ich halt' sie!“ In Plieningers Augen fuhr eine Flamme auf. Seine Züge verzerrten sich in Grauen und Hohn. „Der da liegt, kalt und stier,“ hob er ohne Aufenthalt an, „ist bloß einer. Und ich, sein Vater, dem das Liebste und Einzige auf der Welt ist hingewürgt worden, bin bloß ein alter, schwacher Mann. Aber ich —“ seine Stimme schwoll an, und seine Faust schwang sich geballt gegen den Himmel — „verfluchen tu' ich den Herrgott, den Würgengel, den Blutsäufer, der das Morden zuläßt an Millionen ohne Gnad' und Barmherzigkeit!“

„Plieninger! Besinnen Sie sich!“ Thomas wollte entsetzt Einhalt tun, wies auf die Soldaten, die neugierig herschauten.

„Verfluchen die Menschen, die sich anfallen, wie's das unvernünftige Vieh und Raubwild nicht tut! Verfluchen die, die sie dazu verführen und verleiten!“ Die gelbweißen Haarsträhnen flogen in der grauen Luft. Die gerechten Arme bebten,

und seine Kehle war heiser. „Verfluchen und verachten zu allermeist die,“ er beugte sich an Lamparter heran, „ja verachten und verlachen und verfluchen, die sagen, ihr Gott sei die Liebe, und doch gutheißen und mithelfen, daß sich die Menschen zerfleischen und die Welt sich verblutet! Ehre sei Gott in der Höhe!“ Seine Stimme überschlug sich in wildem Aufschrei: „Jauchzet, ihr Himmel! Frohlocket, ihr himmlischen Chöre!“

Unheimlich gellte es über die stillen Gräber hin und hinaus in die fahle Weite, aus der es wie Hohnlachen zurückzuhalten schien. Dann fielen ihm die Arme schwer nieder. Fremd, irr blickte er um sich — auf Lamparter, auf die gaffenden Soldaten, den Sarg. Der dürre, hagere Leib zuckte, wankte und brach mit Schluchzen in sich zusammen, so daß Thomas ihn nur gerade noch auffangen und halten konnte . . .

Nachher, als das Letzte getan war, führte Thomas den willenlosen Mann zurück zum Einspänner. Das Fuhrwerk mit dem Zinkfarg, drin der Frikle die Reise in die Heimat antrat, schloß sich ihnen an. Stumm und langsam fuhr der traurige Zug von dannen.

Noch bis in die sinkende Nacht war Lamparter geschäftig, den heimdrängenden Schullehrer mit seiner wehvollen Fracht zu verladen . . .

War schon in den jüngsten Wochen Thomas seines Feldlebens nicht so froh geworden wie zu-

vor — die unseligen Stunden des Zusammenseins mit Pfeninger brannten in seiner Seele. Im Wachen und Schlafen sah er die lange, zugleich klägliche und drohende Gestalt vor sich mit dem zerzausten Haar, den emporgeworfenen Armen, dem ungeheuerlichen Fluch auf den Lippen. Mochte er noch so oft sich wiederholen, daß das verwundete Gemüt, der krankhaft aufgeregte Sinn den vereinsamten, zum Greis gewordenen Mann noch über alles hinausgerissen hatte, was er schon früher an überheblichem Unverstand zur Schau getragen, — die Anklage, die auch ihm entgegengeschleudert worden war, ließ ihn nicht los. Gewiß war es Lästerung, eines halbgebildeten, unreifen Hirns Aus- und Fehlgeburt, Gottes Vatergüte in einen Gegensatz zu bringen zu dem Elend, das im Geleit dieses Krieges war. Aber so unmittelbar und unbarmherzig wie dort, auf dem nebelverlorenen Soldatenfriedhof, hatte ihm das Leid der Opfernden und Geopferten noch nie ans Herz gegriffen. Es war wie eine Versuchung seiner weichen, schwächeren Natur, gegen die es sich zu sperren galt mit allen Kräften des Geistes und Leibes. Das Kleine und das Große, das Grausame mit dem Erhebenden, neben dem Einzelschicksal die heilige und gerechte Sache des großen Ganzen sehen! — das hatte ihm Niethammer schon im Osten zugerufen. Treulich hatte er's

erstrebt und gehalten — wo es sein mußte im Kampf mit seiner eigenen Unzulänglichkeit, ja im Zwiespalt mit Elsbeth. Wollte er erlahmen? Sollte es ein Schwanken geben, ein Zaudern und Zweifeln, ein Stürzen in einen Abgrund, der nicht auszumessen war?

Nein, er blieb, der er geworden war. Da war kein Irrewerden. Aber den Zuspruch einer hochgestimmten Seele brauchte er wieder einmal. Was er bei Laiblins oft herrischer, trockener Unduldsamkeit nicht fand — die Ganzheit feurigen Erlebens und mitreißender Idealität, Niet-hammers Stärke — mußte seine ermattenden Lebensgeister erquicken. Sehnsüchtiger denn je schaute er nach diesem seinem Achilles aus! . . .

Endlich kamen die äußeren Umstände ihm zu Hilfe.

Mit dem nahenden Frühling wurde es lebendiger an der Front. Der Feind, des geplanten Großangriffs gewärtig, wurde geschäftiger, vervielfachte seine Aufmerksamkeit, beunruhigte mit Vorstößen und Feuerüberfällen.

Die Sanitätstompagnie, der Lamparter noch immer zugeteilt war, wurde weiter vorgeschoben, und mit ihr kam er in ein weitläufiges Gehöft zu liegen, das, am Rand eines halb zerstörten Dorfs, noch leidlich wohlerhalten war. Nah und näher freilich streute in den Nächten der Gegner seine Geschosse, so daß der

Stollen zum Schlafquartier wurde. Thomas war's gerade recht. Viel zu gut hatte er es noch immer im Vergleich zu denen, die im Graben wohnten, und ein noch so bescheidener Ausgleich war ihm bloß willkommen. Die Hauptsache aber war: er hatte erkundet, daß Niethammer mit seinem Bataillon noch nicht eine Stunde entfernt in den Katakomben lag.

Schon am Morgen nach der Übersiedlung machte er sich zu ihm auf den Weg. Er wußte, daß die Straße, der er folgte, und erst recht die Ortschaft, die er erreichen wollte, auch unter Tag nicht selten im feindlichen Artilleriefener lag. Rüstig schritt er — es war ein fast greller Märztag, und die Sonne beschien mitleidslos verwüstete Felder und kahles, zu Stümpfen geschossenes Gehölz — im stöhnigen Wind dahin. Nur in der Ferne grollte es mitunter und stiegen springbrunnengleich die Rauch- und Staubsäulen einschlagender Geschosse in die Höhe.

Unbehelligt kam er an das Dorf, das er suchte — einen Schutthaufen, den nur noch wenige aufrechte Hauswände und der bis zur Hälfte umgefegte Kirchturm als Wohnstätte kenntlich machten. Bei einer Feldküche fragte er sich zurecht. Durch ein Irrsal von Mauersteinen und zersplitterten Balken fand er durch zu dem Schacht, der ins Innere der Katakomben hinabstieg. Der

Zufall führte ihm eine Ordonnanz des Bataillonsstabs entgegen, die mit der Taschenlaterne ihm den Führer machte.

In beträchtlicher Tiefe tat sich ein Kreuz- und Querlauf von Gängen, Kammern, Sälen auf — eine unterirdische Stadt, durchwimmelt von schattenhaften Menschen, die im Schein eines Talglichts, beim Flackern einer Karbidlampe in dem jahrhundertalten Höhlenbau zusammen saßen, schliefen, schwatzten, Karten spielten: scharfumrissene Gruppenbilder, die aus der Finsternis auftauchten und wieder darin versanken.

Der Führer schlug eine Decke zurück.

Thomas trat in eine lehmbraune Zelle. Auf einem Strohsack, unter einer an der Wand befestigten Lampe, lag Niethammer, zwischen Sitzen und Liegen.

„Lamparter!“ Aufspringen und auf Thomas Zueilen war eins.

„Wie einen Gefangenen im Burgverlies find' ich dich!“ Lachend faßte Thomas den Freund bei beiden Händen. Beider Augen prüften sich mit frohem Leuchten.

„Man ist auch bald nichts Besseres als ein vergessener Sträfling,“ bestätigte Niethammer, „wenn man in unserer licht- und luftlosen Unterwelt eingeschlossen ist! Aber gut getroffen hast du's doch! Seit gestern sind wir aus der Stel-

lung. Noch fünf Tage gehören uns. Jeden müssen wir zusammensein!“

„An mir soll's nicht fehlen,“ beteuerte Thomas.

Viel hatten sie sich zu erzählen. Niethammer war sprühendes Leben. Er hatte eben eine erfolgreiche Erkundung hinter sich. Trotz des Widerspruchs Meinhardts, seines Bataillonsführers, hatte er's beim Regiment durchzusetzen gewußt, daß man ihn, obwohl Adjutant, mit der Führung des Unternehmens betraute. Endlich einmal, nach dem öden Schreibersdienst und faulen Winterschlaf!

„Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich!“ zitierte er im übersäumenden Kraftgefühl. Mit all der Anschaulichkeit und gedrängten Wucht, die ihm gegeben war, schilderte er das Wagnis.

Thomas hing am Mund, an den Augen, am echten, naturhaften Mannestum des Freundes wie an einem Quell. Dann berichtete er von seinen Erlebnissen, seinem zeitweiligen Ermüden und Verzagen, und schon im Reden, noch ehe Niethammer ihm mit lachendem Born den Kopf zurechtsetzte, fühlte er sich genesen. Am liebsten hätte er die düstere Katakombenherrlichkeit ganz mit Niethammer geteilt. Aber da es nun einmal nicht anging, wollte er jede freie Stunde zum Besuch benutzen.

Und er machte es wahr — obwohl der Weg, besonders der nächtliche Heimweg nicht immer so gefahrlos war wie am ersten Morgen und er nicht nur einmal vor sich und über sich das eberne Singen und Säusen hörte.

Der nah bevorstehende, gewaltige Endangriff erfüllte Niethammers kampfbürstende Seele mit besonderer, ungestümer Hoffnung. Stolze Gewißheit des Gelingens, begeisterter Glaube an die Zukunft des Vaterlands beschwingte seine Worte, durchglühte ihn ganz und gar, wenn er — immer wieder — darauf zu sprechen kam, und er riß auch Thomas mit sich fort.

Viel zu schnell waren die Rasttage dahin, kam die Stunde, wo sie sich für eine Woche trennen mußten, weil Niethammer von neuem in Stellung ging. Schwerer denn je wollte Thomas der Abschied werden, und wenn er es auch nicht aussprach — die Sorge um den Freund verriet sich in seinem Schweigen.

„Wir wollen wachsen, da hinauf und dort hinaus, die Äste und die Zweige breiten,“ rief ihm Niethammer blitzenden Blicks und mit Hyperions Worten zu, „und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt und bis zur Wurzel dich hinunter-spaltet, armer Baum! was geht es dich an?“ . . .

Mit Ungeduld zählte Lamparter die Tage bis zu Niethammers Wiederkehr. Es war noch

lauter und unruhiger an der Front geworden, und er lauschte oft hinaus ins dröhnende Spiel der Geschütze oder aufs rebellische Hämmern der Maschinengewehre, das der Wind hertrug. Zur Nachtzeit sah er ins bunte Schießen der Leuchtraketen und zum zuckenden Feuerschein, der den Horizont aufriß . . . Einmal hielt er Gottesdienst in der Tiefe der Katakomben. Feierlich war's, und ihm wurde zumut wie einem, der in der Urzeit des Christentums die unterirdische Gemeinde der Gläubigen stärkte und weihte. Aber mitten in der Weihe mußte er sich unterbrechen: die Truppe wurde alarmiert; der Feind war in die vorderen Gräben gedrungen.

Dann wurde es doch wieder zur Wahrheit! Spät am Abend lehrte Niethammers Bataillon zurück, und Thomas hatte sich's, obwohl der Segner, der Ablösung kundig, wild ins Gelände schoß und die Dorftrümmer bestreute, nicht nehmen lassen, den Ersehnten zu empfangen. Wie Kinder freuten sie sich des Wiedersehens, saßen noch eine Stunde und drüber im tiefen Erdverlies beisammen.

So müde Niethammer sein mußte — was er standhaft leugnete —, er beharrte trotz aller Einreden darauf, Thomas ein Stück Wegs zu geleiten. „Ich kann's nicht verantworten,“ scherzte er, „dich unschuldsvollen Stappenbewohner ins Unglück laufen zu lassen. Sie treiben's zu toll heut nacht — hörst du's?“ Sie waren bis unten an den

Treppenschacht gelangt, und eben heulte ein schweres Geschloß ins Dorf, schlug krachend ein und erschütterte die Erde bis ins Eingeweide.

Noch waren sie nicht oben, so stöhnte es von neuem heran und fuhr, bedrohlich nah, mit ohrenbetäubendem Schlag ins Getrümmer. Sie standen am Katakombenausgang, warteten eine Weile vorsichtshalber, im Schein des arglosen, sternüberfunkelten Himmels. Zwei, drei Minuten vergingen. Der Feind schien zu rasten, ein anderes Ziel zu suchen.

„Vorwärts! Halt dich hinter mir! Im Laufschritt!“ rief Niethammer und stürmte voran.

Sein Ruf war noch nicht verhallt, so wuchtete es durch die Lüfte — Heulen, Tosen, Splitter und Staub in einem. Beide wurden sie niedergeworfen. Ein unheimlicher Regen umschüttete sie.

Thomas erwachte aus der Betäubung. Er rief nach Niethammer. Der rührte sich nicht. Wie von Sinnen stürzte er zu ihm hin, über ihn: blutüberonnen, brechenden Auges, noch ein Lächeln auf den Lippen lag der Freund hingestreckt . . . „Und wenn der Blitz auf deine Krone fällt und bis zur Wurzel dich hinunterspaltet, armer Baum! was geht es dich an?“ . . .



In einer tiefen Ohnmacht war Lamparter bei dem entseelten Niethammer gefunden worden. Man hatte zuerst nicht anders geglaubt, als daß

auch er ein Opfer der Granate geworden sei, von der ein kleiner Splitter seinen Freund tödlich getroffen hatte. Doch die Untersuchung ergab keine Spur einer Verwundung, und langsam kehrte das Leben in ihn zurück.

Noch langsamer freilich das Bewußtsein dessen, was vorgefallen war. Er begriff so schwer, zeigte sich so teilnahmslos — seine Nerven zum mindesten hatten gelitten. Die Sanitätskompagnie erkundigte sich am Morgen nach ihrem Pfarrer. Ein Gerücht, das das Geschehene entstellte, hatte auch ihn totgesagt . . . Da Hauptmann Meinhardt, gewissenhaft wie er ohnedem war, die Verantwortung für jede weitere Gefährdung nicht tragen wollte, ließ er Lamparter in Begleitung des Bataillonsarztes noch am Vormittag in sein Quartier zurückführen.

Es lag nahe, daß die Beerdigung Niethammers mit Rücksicht auf die Schonung, die für Lamparter geboten war, in andere Hände gelegt wurde. Da indessen die nahen Beziehungen zwischen beiden bekannt waren, wurde gleichwohl bei Thomas darum angefragt. Und nun erklärte er denn doch mit einer Bestimmtheit, die für seine Erholung von der ersten, rein körperlichen Erschütterung sprach: er und kein anderer werde am Grab des Freundes amtieren.

Mit dieser Zusage trat bei ihm an Stelle der seitherigen Teilnahmslosigkeit eine aufgeregte

Unrast. Viel Zeit blieb ihm nicht, da das Begräbnis schon für den Nachmittag des kommenden Tags angefahrt war. Sein erster Gedanke war, sich, wie er es sich wohl zutrauen durfte, ganz auf die Eingebung des Augenblicks zu verlassen: wenn irgend, mußte sie ihm in diesem Fall aus dem innersten Herzen zufließen. Nur den Text wollte er auswählen und kurz überdenken . . . Aber dies „Nur“ bereitete ihm eine Überraschung, auf die er nicht gefaßt war. Jedes Bibelwort, das ihm einfiel oder beim Suchen in seinem Neuen Testament begegnete, blieb ihm leer und wollte ihm nichts sagen. Es war, als klopfte er Gestein ab: wohin er traf, bröckelte es oder widerstand in jäher Härte; nirgends enthüllte es den kostbaren Kern. Und er pochte öfter, immer bringlicher und immer vergebens . . . Eine zehrende Angst befiel ihn. Er war doch wohl noch nicht wieder im vollen Besitz seiner Kraft. Er hatte sich zuviel zugetraut . . . Was war eigentlich geschehen? Niethammer — sein Niethammer war nicht mehr unter den Lebendigen. Eine Gewißheit war's — und gab doch auch kein Klagen in ihm. Bei ihm selber war die Leere . . . Hilflos quälte er sich ab, quälte sich bis wenige Stunden vor dem Begräbnis und wurde dann bestürzt inne: er konnte nicht, es ging über sein Vermögen . . . Er suchte Verbindung mit Pfarrer Schnaith, schickte einen Boten

zum Kaiserregiment, wo er ihn wußte. Endlich, gerade noch zur Zeit, kam die Antwort auf seine Bitte: Schnaith sprang bereitwillig für ihn ein.

Der Friedhof, auf dem Carl Niethammer zur letzten Ruhe gebettet werden sollte, war derselbe, von dem Plieninger seinen Frikle heimgeholt hatte. Aber an diesem Nachmittag verklärte ihn die Sonne und wob mit ihrem vollen Licht das Gräberfeld fast freundlich in die armselige, dem Frühling entgegenharrende Landschaft hinein. Stahlhelm bei Stahlhelm stand es auf der stillen Stätte. Die Kompagnie, die Niethammer lange geführt hatte, stellte das Ehrengelände. Der Regimentskommandeur war gekommen, und von den Offizieren des Bataillons fehlte keiner. Im letzten Augenblick fand sich auch Laiblin ein.

Die Regimentsmusik spielte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?“, und dann ging Schnaiths klare, ruhige Stimme über die Versammlung hin. Im bekannten Apostelwort: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde,“ sah Schnaith die Lösung von Niethammers Leben und Sterben. Obwohl er dem Gefallenen nicht näher gestanden hatte, war ihm die wunderbare Einheit und Geschlossenheit dieses Menschen aufgegangen: hier hatten der Mann und sein Schicksal sich innig ergänzt und vollendet. Ohne Überschwang und um so eindrucksvoller zeichnete Schnaith diese Heldennatur, an der das

Heldische mehr als die übliche Phrase — eine angeborene, beneidenswerte Eigentümlichkeit des Charakters gewesen sei. Nicht bloß der Mann und sein Geschick waren eins; auch jeder etwa denkbare Widerspruch zwischen dem Ideal des Christentums und dem des Krieges — in solchem Leben und Tod war er restlos beglichen.

Thomas war außerstande, Schnaiths Rede zu folgen. Er starrte ins Wesenlose. Nicht die dichtgedrängte Trauergemeinde sah er und nicht die versöhnliche Sonne ringsumher: der Nachmittag war grau, von Nebel und Regen verhängen, und zwischen Himmel und Erde bebten die Arme Balthasar Plieningers, seine Haare flogen im Wind, und die brüchige Stimme höhnte ihm zu: „Warum so stumm, Herr Pfarrer? Ich hätte' so gern eine schöne Leichenpredigt von Ihnen gehört! Sie wären der Rechte dazu! Grad' Sie!“ Und er fühlte sich wie ein Geknebelter. Die Glieder waren ihm gelähmt, die Zunge, das Herz . . . Warum, ja warum sprach er nicht? Nicht er? Mit einer übermenschlichen Anstrengung wollte er den Knebel sprengen, Herz und Sinne entfesseln, den Mund aufstun — — er vermochte nichts, blieb gebunden . . .

Andere Stimmen sprachen. Schon nicht mehr die Schnaiths. Kränze wurden niedergelegt. Mit einem Marschlied leitete die Musik vom Tod zurück ins Leben.

Laiplin war an seiner Seite. Grabmann, der baßstimmige, drückte ihm mit verräterisch feuchten Augen die Hand. Allein mit Laiplin ging er unter den Lezten vom Grab.

„Aber warum hast denn du nicht gesprochen?“ hörte er Laiplin vorwurfsvoll fragen.

Er schüttelte nur den Kopf. Er war noch immer in dem Bild, das ihn die Zeit her bedrängte: der höhrende Plieninger — und er getnebelt, gebunden.

„Hätt' ich das gewußt,“ fuhr Laiplin fort, „so hätt' doch ich das Begräbnis gehalten! Das waren wir Niethammer schuldig: du oder ich!“

„Ich hab' ja nicht gekonnt,“ preßte Thomas hervor. Warum er nicht auf Erwin verfallen war, wußte er selber nicht.

Laiplin sah ihn prüfend an. „Hat dich der Schrecken so mitgenommen? Du sollst ja freilich um ein Haar auch zu Schaden gekommen sein. Wenn's das wäre, könnt' ich's gelten lassen!“ Er ließ den mitleidigen Ton gleich wieder fahren. „Wenn's aber innere Gründe waren — weil dir Niethammers Tod zu nah gegangen ist —, da wär's doch unverzeihliche Schwachheit gewesen!“

Thomas schwieg. Wie sollte er sich gegenüber dieser herben Strenge, für die der Schmerz nur Schwachheit war, verständlich machen? So verstört bis zur äußeren Empfindungslosigkeit er war, — er spürte den Abstand zwischen

seinem und Laiblins Fühlen. Was hätte er drum gegeben, gerade jetzt verstanden und nicht kühl-überlegen zurechtgewiesen zu werden! Sein wundes, zerrissenes Gemüt lechzte danach, unbewußt und nur um so heißer, sich hemmungslos auszuschütten, in der liebenden Teilnahme eines anderen begriffen zu werden und sich selber zu begreifen. Und Laiblin, immer genügsam in sich, schritt ahnungslos neben ihm, folgte mit zähem Beharren nur seinen Gedanken...

„Grade der Schnaith!“ ereiferte er sich. „Er, der zuletzt berufen war, unserem Niethammer gerecht zu werden! Nicht einen Funken hat er in sich von der bedingungslosen Vaterlandsliebe, die Niethammers Höchstes war! Und drum war auch seine Rede danach: ohne Schwung und Zeitverstand, lau und halb. Am übelsten verraten hat er sich mit dem Widerspruch, der zwischen dem christlichen Ideal und dem kriegerrischen sein soll!“ Sie waren bei Laiblins Wagen angelangt, der im Hohlweg unter dem Friedhof wartete. „Übrigens ist ja Schnaith am längsten bei uns gewesen. Sein alter Vater, der Wundertäter von Zell am Berg, scheint zu tränkeln und hat ihn angefordert. Ich werd' ihm keine Träne nachweinen!“ Laiblin legte die Hand hart auf Lamparters Arm. „Kopf hoch, mehr denn je!“ Er nickte Thomas zu, und seine Augen versuchten die alte, gebietende

Macht an ihm: „Wir haben der Besten einen verloren — aber was liegt an einem? Was an ihm, an mir, an dir? Die Zähne zusammengebissen! Das ist der Krieg. — Und nächster Tage geht's los, vollends um's Ganze und mit Gott zum Sieg!“ Er stieg ein. Noch ein Winken, und er fuhr davon...

Thomas stand allein im Hohlweg.

Und jetzt überkam ihn die Verlassenheit. Da droben in der Erde lag der, an den er sich geklammert hatte mit aller Inbrunst seines Wesens. Der ihm mit seiner leuchtenden Redennatur diesen furchtbaren Völkerkampf als ein Großes und Heiliges verkörpert und verständlicht hatte! Und dort fuhr der andre, der, ganz Pflichtbewußtsein und in sich befriedigte Gerechtigkeit, ihm nun, nachdem er ihn in diese unbarmherzige Welt hineingetrieben hatte, nicht mehr geben konnte und wollte als ein „Kopf hoch!“ und „Das ist der Krieg!“

Allein — ja, er blieb allein...

Aber blieb nicht trotzdem der Geist in ihm lebendig, den der tote Freund ihn begreifen und ehren gelehrt hatte? Und das Gefühl der Pflicht, das Laiblin doch nicht umsonst in ihm wachgerufen? Und das Röstlichste, das über dem allem war, alles trug: der Glaube, sein Glaube an Gottes Vatergüte? Jenes kindlich-treue „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, das

im Verborgenen des Gemüts entsprang, ein Quell erleuchtender Stärke? In diesem Vertrauen begegnete sich seine Liebe mit der des Allmächtigen . . .

Thomas sah über sich. Über den von Sonne durchströmten Himmel wanderte sein Blick und wieder in sich zurück. Er erschauerte . . . Er trat den Rückweg an, und sein Schritt war unsicher wie der eines Strauchelnden . . .

Noch wenige Tage, wie es Laiblin verheißen hatte — und der vielbesprochene Großangriff begann. Ein Feuerorkan aus abertausend Rannonenschlünden durchbrach die Linien des Feindes. Die deutschen Heersäulen drängten mit sieghaftem Angestüm in die Bresche. Im schleunigen, aufregenden Vormarsch wurde auch Lamparter mit fortgewirbelt. Was ihm Niethammer in trunkenen Erinnerung an die einstigen ersten Kriegswochen vorausgesagt hatte: „Da erst kriegst du zu sehen, was der wahre Krieg ist!“, es sollte sich erfüllen. Ein Kinderspiel nur war, was er bisher geschaut hatte, gegen dieses Neue und Ungeheuere, das ihn stündlich, am Tag und in der Nacht umringte und umtoste. Der Tod heulte aus den Lüften, und der Tod wälzte sich in giftigem Hauch über die Erde. Der Tod wimmerte am Weg und grinste im Feld über zerrissenen Menschen- und Tierleibern. Vernichtung und Tod zeichneten das Land, soweit

das Auge reichte: wo sonst der Wind sich wiegte über jungen Ähren und grünem Weideland, gähnte die verdorrte Steppe, von Granatlöchern aufgewühlt und von Grabkreuzen überhöht. Bei einer Schutthalde eine Tafel und ein Name drauf, wo früher ein Dorf sich ausgebreitet und Menschen geliebt und gelacht. Von nackten, krüppelhaft gereckten Baumstümpfen ein Hang, wo Wald gewesen und Blätterdämmerung und Vogelschlag . . . Und wenn abends die Sonne ihr Rot aus den Wolken schüttete, schien das Blut der Erde mit dem des Himmels zusammenzurinnen zu einer in Blut ertrinkenden Welt . . .

Nicht nur, was Thomas sah, war es. Er sah es mit neuen, mit seinen eigenen Augen. Laiblin und Niethammer hatten ihm die ihren geliebt; nun waren ihm nur die seinigen geblieben, die wehrlosen, die weichen, die gütigen — und weiteten sich und erstarrten vor der Fülle des Grauens . . . Er stemmte sich dagegen; zwingen wollte er Blick und Herz, standzuhalten und über dem trostlos Dunklen das lichte, flatternde Banner zu sehen, auf dem das Vaterland geschrieben war, die gerechte Sache, die Not des Volks — aber das Entsehen verschlang seinen wankenden Willen mit dem Glauben an das stolze Panier. Mehr, viel mehr als nur den Freund hatte jene tückische Granate am Ratafombenrand niedergerissen . . .

Nur das gebieterische Getriebe, in das jeder neue Tag ihn stellte, das Muß des Dienstes, das ihn zu den Leidenden und Sterbenden rief, hielt ihn von Stunde zu Stunde aufrecht. Hielt ihn aufrecht und zerriß ihn. Manchmal floh er, gehebt von den Schrecken, die auf seine wunde Seele sich stürzten, suchte abseits von den Zelten, in denen er mit seiner Sanitätskompagnie hauste, einen Fleck, einen blutlosen, friedlichen, — ein Stück reine, unbefleckte Erde, und fand doch nur neue Verwüstung, neue Verzweiflung.

Auf solcher Irrfahrt, in der Dämmerung, geriet er in einen verschollenen Dorfkirchhof. Die Grabmäler waren zerbrochen, die Platten von den Grüften gesprengt — entweiht und geschändet von der unbarmherzigen Wut des Kampfes auch die Stätte des Todes.

Hoch ragte und ungebrochen nur ein einsames Kreuz, an dem der dornengekrönte Leib des Heilands sich krümmte. Er warf sich neben dem Kreuz ins Gras, grub das Gesicht in die Hände. Nichts mehr zu sehen, nichts zu hören und zu fühlen von dem unendlichen Jammer, war sein einziger, brennender Wunsch . . .

Wie lange er so gekauert hatte, wußte er nicht — aber mit einem Mal störte es ihn auf: ein leises Stöhnen, ein Wimmern, ein Flüstern nur, das von dem Kreuz zu kommen schien. Er

hob die Augen, starrte empor zu dem blutenden Gekreuzigten. Es war, als erschlossen sich dessen Blicke; als öffneten sich die verschmachten, trockenen Lippen. Ein Schrei — Thomas fuhr in die Höhe — ein von wilder, übermenschlicher Klage berstender Schrei zerriß die Dämmerung: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ . . . Und die Nähe und die Weite, die Erde bis an den Saum des Horizonts, ein Chor von unterirdischen, aus abertausend Gräbern gellenden Stimmen nahm den Schrei auf, daß er empor schwoll — riesenhaft, zitternd, schluchzend in grenzenlosem Weh: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!“

Der Schrei verhallte . . .

Thomas hatte sich entgeistert, bebenden Leibes, an den Stamm des Kreuzes geklammert, sich daran emporgewunden. Sein eigener Ruf war mit in den Schrei gegellt, kam als letzter, verzweifeltster aus der sinkenden Nacht zurück. Kraftlos glitt er nieder. Herausgerungen war es aus der versiegelten Tiefe der Seele, was mit ihm geschehen war: ihn, auch ihn hatte sein Gott verlassen. Und übrig war nur noch die Finsternis in ihm, um ihn. . .

Als Lamparter in dieser Nacht, an Seele und Leib gebrochen, in das Zeltlager zurückschlich, glaubte er nicht anders, als der Finsternis auch verschrieben zu bleiben. Doch von dem unheim-

lich aufragenden Gekreuzigten ging nicht Finsternis, sondern Licht aus. Nicht umsonst hatte er, des Erlösers Marterholz umschlingend, die eigene, unstillbare Herzenspein mit hinausgeklagt. Der Gekreuzigte, an dem er sich gehalten, hielt ihn wunderbar fest... Wer war dieser Mann der Schmerzen? Seine milden, liebreichen Züge kannte er ja längst; das eigene Kinderherz hatte ihn mit dem Heiland der Kinder innig verbunden. Aber das von Schmerz entstellte, von Weh zergerißelte Antlitz des leidenden Heilands entdeckte er, als hätte er's nie gekannt: Falte um Falte, Riß um Riß... Was hatte dieser Jesus aus Nazareth in die Welt gebracht, daß darob die Himmel frohlockten und die englischen Chöre jauchzten? Die Liebe. Aus Liebe kam er, aus Liebe nahm er Knechtsgestalt an, aus Liebe gab er sich allen, voran den Traurigen und Kranken, den Armen und Elenden. Und wie hatte die Welt ihm gedankt? Verraten ward er und verleugnet, gehöhnt und angespien, gemartert, mit Dornen gekrönt, als Verbrecher ans Kreuz genagelt! So lohnte die Welt seine Botschaft und sein Leben der Liebe... Mit dürstender Begier warf sich Thomas über sein Neues Testament. So oft sein Amt ihm Zeit ließ — unter Tags, wenn er sich absondern konnte, auf dem Marsch, wenn die Massen sich stauten und kein Fortkommen war, des Abends

im Zelt, in der Baracke bei einem Lichtstumpf, wenn die andern erschöpft schliefen —, versenkte er sich ins Evangelium. Und es fiel ihm, wie dem zum Paulus gewordenen Saulus, gleich Schuppen von den Augen. Vieles meinte er zum ersten Mal zu lesen; manches, was er hatte zu verstehen geglaubt, verstand er neu und anders; was ihm unwesentlich oder dunkel geschienen, gewann Bedeutung und Licht. Eines aber und daselbe stand mit glühenden Buchstaben auf jeder Seite dieses Buches, zeugte, eines und daselbe, aus jedem Zug dieses Christusantlitzes und aus jedem Wort, das von seinen Lippen fiel: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Denn diese Welt war eben, was er nicht war: Zwietracht und Haß. Von je bis heute. Nicht bloß vor bald zweitausend Jahren: heute wie damals spie sie auf das Heilige, krönte mit Dornen die Selbstlosigkeit, kreuzigte die Liebe! . . . Nein, es war nicht nur sein, des Thomas Lamparter weiches, allzuweiches Gemüt, das vor den Schrecknissen dieses Krieges erschauerte und zurückbäumte — er, Christus, der das neue Gebot ausgerufen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ und „Kindlein, liebet euch untereinander“, wurde damit bis ins Mark verwundet, verraten und verhöhnt! Das Blut, das vergossen wurde, war sein Blut. Er, der Gemarterte, hing über der sich zerfleischenden

Welt und schrie es in seines Leids ungeheurer Verzweiflung: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ . . . O, billig war es gewesen, bequem und einfach, so wie er, Lamparter, es tat und Ungezählte gleich ihm, die Schmach des Geschehens, all des Mordens und Hassens Grausamkeit dem unerforschlichen Rat-schluß Gottes aufzubürden. Der, der es wußte, der aus Gott kam und Gott in sich offenbarte — „denn die Liebe ist von Gott, und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott“ — ja, der wollte noch eher glauben, daß Gott ihn und die Welt ausgestoßen habe und preisgegeben, als daß Gott nicht die Liebe sei . . .

Nicht von heut auf morgen, nicht ohne Rückfall und Anfechtung rang Thomas sich los von dem, was ihm lange genug als wahr und unumstößlich gegolten hatte. Auch nicht wie eine beseligende Gnade, befreiend und erlösend, überkam ihn die Erkenntnis. Vielmehr überwältigte sie ihn mit Furcht und Bittern. In seiner Brief-tasche, zerknittert, fast unleserlich, fand er in diesen Tagen einen kleinen Zettel. Bei näherem Zusehen erkannte er ihn: das Blättchen war von des alten Hausmann in Wörlingen Hand geschrieben — dasselbe, das ihm der gelehrte Träumer beim Besuch zum Abschied auf den Weg gegeben und das er nur gerade aus mitleidiger Achtung nicht weggeworfen hatte. Seltsam, was er da

entzifferte: „Die Christenheit hat, ohne es selber recht zu wissen, das Christentum abgeschafft.“ . . . Das Bitat, das der bücherverlorene Greis ihm da hingekritzelt hatte, — sprach es nicht aus, mit schroffer Deutlichkeit, was auch ihm nun unter Angsten und Wehen aufdämmerte? Hatte der weißhaarige Sonderling in Wörlingen lange vor ihm forschend die Wahrheit errungen, die er mit Herzblut zahlen, erleben mußte? . . . Christen nannten sie sich hüben und drüben, die sich mordeten, — was war aber aus dem Christentum geworden? Nur gerade soviel durfte davon gelten, als mit den politischen Forderungen der Zeit verträglich war! . . .

Alle ging Lamparter sie durch, die vielberufenen Bibelworte von der von Gott verordneten Obrigkeit, der untertan zu sein geboten sei. Wie menschenfurchtsam und zeitgebunden standen sie neben dem klaren, scharftrennenden Christuswort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Nie und nimmer hieß das, die christliche Forderung der staatlichen dienstbar machen! Christus, Paulus — zutiefst hatten sie erkannt, daß der Welt Satzungen und das hohe, das absolute Gebot der Liebe sich widerstritten: „So Euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor Euch gehaßt hat,“ und „So Ihr denn nun abgestorben seid mit Christo den Satzungen der Welt, was

lasset Ihr Euch denn fangen mit Satzungen, als lebtet Ihr noch in der Welt?“ Wie aber hatten's die berufenen Diener am Wort gehalten, daheim und hier draußen? Und er, Thomas, mit ihnen? Warum hatte Laiblin und dann auch ihm das Reden vom „Stimmung machen“ so ungut gelungen? Warum hatte Bezolds leiser Vorwurf, im Feld sei für „reine Religion“ so wenig Platz wie für „reine Kunst“, ihn geärgert? Weil dort wie hier die Art an die Wurzel rührte! Weil sie alle, im besten Glauben freilich, hingenommen von der Idee des bedrängten Vaterlands und der ihm geschuldeten Pflicht, Ewiges und Zeitliches zu einem farblosen Heiltrank verdünnt und vermengt hatten! Zwischen beiden aber klappte der unendliche Widerspruch . . . Man konnte nicht das Evangelium der unbedingten Gewalt gutheißen und zum Evangelium der unbedingten Liebe sich bekennen. Hier galt kein Sowohl-als-auch; nur das raue Entweder-oder! . . .

Ach, und das Entweder-oder, das da zwingend vor Thomas Lamparter empor sprang — so packend wie das Bildmal des Gekreuzigten in der dämmernden Wüstenei —, es verschüchterte, es entsetzte seine sanfte Seele, zu der es so gar nicht passen wollte. Vollends sträubte sie sich und wollte davonfliehen, wenn er mit sich selber rechten und den persönlichen Weg, den er nun seit bald einem Jahr gegangen war, über-

denken wollte. Auch darin hatte ja der alte Hausmann Recht, daß Christsein ein Gerichthalten war über sich: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung.“ . . .

Wenn Wahrheit war, was mit nie geahnter Eindringlichkeit von den Lippen des Getreuzigten ihm entgegenschallte: über alles Denken und Sagen hinaus wäre er dann in die Irre gegangen! Dann hatte ja sein Gemüt, da er abseits blieb in seinem stillen Pfarrhaus und Dorf, seinem einfältigen, johanneshaften Glauben und Träumen, das Rechte geraten! Und statt dessen hatte er, irre geworden an seinem Wesen, den so anders gearteten, herben Laiblin, den zum Kampf geborenen, feuergeistigen Niethammer sich zum Vorbild genommen. Auf den armen Pliening er hatte er herabgesehen, den er jetzt erst begriff: hinter der losen Mundfertigkeit, dem beißenden Spött, der anmaßenden Halbbildung steckte das, worauf es ankam: das versorgte Vaterherz, die gegen Haß und Morden aufgelehnte Menschlichkeit, eine Mannesseele, die vom Geschick überwältigt sich an Gott vergriff . . .

Und dann das Schlimmste, Schwerste. Die Erkenntnis, vor der er zurücktaumelte, weil sie ihn am mitleidslosesten anklagte und verdamnte. Wenn er wirklich so sich über sich selber getäuscht hatte und über die Mäßen fehl-

gegangen war — — das Unrecht gegen Elsbeth! Sie hatte ihn gewarnt. Sie also hätte ihn besser gekannt, als er sich kannte? Er trüge die Schuld, daß sie sich fremd geworden waren? Und er hatte sie in ihrem Schmerz um das Kind im Stich gelassen — — —

Diese Höllenfahrt bis auf den Grund zu fahren, ging über Lamparters Kraft! Ehe er dort hinabstürzte, wollte er lieber die ganze Wandlung, wie sie sein Glaube an Gott und an die Welt durchmachte, für Blendwerk seines überreizten Kopfes, für Versuchung des Teufels halten! Oder er wollte im Zwielficht verharren, in der Halbheit bleiben, mit Scheuklappen zur Rechten und Linken sich ohne Entscheidung weitertasten. —

Der mit den äußersten Mitteln der Kriegskunst und Aufbietung aller Menschenmächte unternommene große Angriff, der den Feind hatte durchbrechen und niederringen sollen, kam nach verheißungsvollen Anfängen, nach Tagen der Siegeszuversicht ins Stocken. Auch Lamparters Division blieb erschöpft liegen — ob für die Dauer oder nur für eine Atempause, wußte niemand zu sagen. Inmitten der baumlosen Wüste, der verschollenen Dörfer, der zu einem einzigen Totenacker verwandelten trostlosen Steppe — sollte es Frühling werden. Es sollte nur. Keine Blume entsproß dem zerwühlten und verdorrten Boden. Nirgends

brachen Blüten, ja auch nur schüchterne Blättchen aus jungem Gezweig. Wenn je eine verflatterte Lerche sich hob, hielt sie nach dem ersten Trillern ein, erschrocken über ihren Leichtmut, und ließ sich wieder selbstab gleiten. Wohl wärmte des Mittags sich die Luft, aber sie trug, vom Wind bewegt, nicht den Duft ferner Wiesen und Gärten, sondern aschgrauen Schuttstaub, Hauch der Verwesung. Sogar die Sonne hing bleifahl und wie sterbend über dem erstorbenen Land.

Der Zuspruch bei den Verwundeten und, wo es die Verhältnisse erlaubten, die Abhaltung von Begräbnisgottesdiensten hatten seither Lamparters Zeit ausgefüllt. Jetzt stand die stille Woche vor der Tür. Sobald es irgend anging — Laiblin hatte ihn schon dahin verständigt —, mußte mit den Predigtfahrten von Truppe zu Truppe der Anfang gemacht werden.

Was und wie sollte er predigen?

Bis jetzt hatte er den Kampf in sich ausgetragen, oder vielmehr, da er zur letzten Klarheit und Entscheidung sich durchzuringen nicht vermochte, war der Kampf wie jener an der Front zum Stehen gekommen. Thomas fühlte und wußte, daß er irgendwie mit sich ins Reine kommen mußte. Die Selbstachtung gebot ihm Redlichkeit gegen sich und gegen die, die auf ihn horchten. Das Leiden und Sterben des Heilands

hatte sich ihm kundgetan wie nie, und wenn er die Texte der Karwoche vor sich sah, die er auslegen sollte, — zum Lügner würde er werden, wenn er den Gekreuzigten nicht verkündigte, wie er ihn geschaut hatte und schaute: ein Wahrzeichen der Verdammnis über der in Sünde und Blut ertrinkenden Menschheit.

Und dennoch: alle Weichheit, die in ihm war, das Gesetz in seinen Gliedern widerstrebte, wie der rücksichtslosen Selbsterkenntnis, so der unerbittlichen Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Nie war er einer von denen gewesen, die mit Geschick und Neigung das geistliche Rüstzeug handhaben; er war gar kein gelehrter Theoretiker. Nur die Seelennot dieser Tage hatte ihn ins Forschen hineingejagt, und es war nicht bloß ein feiges Sichnachgeben, wenn er dem Erkannten mißtraute. Nach Frieden dürstete er, nicht nach der Krone des streitbaren Bekenner. Dies Bekennerthum — wenn er ihm nicht ausweichen konnte und er es im Angesicht Gottes von sich verlangen mußte — wohin trieb es ihn? Zum offenen Aufruhr gegen die militärische Umgebung, in die er gestellt war; gegen den Geist der meisten, wenn nicht aller, die um ihn waren. Es bedeutete den Bruch mit seinem Amt, den Zerfall mit Laiblin, den Kampf auf Leben und Tod mit dem Geist der Zeit . . . Ja, das hieß Christus nicht nur verkündigen — das hieß den

Gekreuzigten leben! Gleich ihm verachtet, verstoßen, ans Marterholz geschlagen werden! Ein Wagnis außer seiner Natur, eine Tollkühnheit über sein Vermögen, das Unmögliche . . .

Eines Nachts, im Traum — die stille Woche war angebrochen, die ersten Gottesdienste waren angefekt — war er in Hohenriedlingen. Er machte seine Abschiedsgänge im Dorf. Auf der Landstraße, in der Frühjahrssonne schritt er dahin — zum Luisenhof. Und er saß wie einst bei dem Bauern. Sie redeten wie damals. Und wie damals gab ihm der Ortlieb das Geleit bis vor die Tür, faßte ihn mit geheimnisvoller Miene am Armel; die Augen glommen in dem knöchigen Kopf, und er sagte — aber nicht tuschelnd wie damals, sondern mit einer Stimme, die drohend anschwell, wie einer Posaune Schall: „Sie gehen an meiner Statt und warnen die Könige auf dem ganzen Kreis der Welt vor den Geistern der Teufel, die bei ihnen sind, denn die Stunde ist da und der Streit auf den großen Tag Gottes des Allmächtigen!“ . . .

So ehern und laut war der Schall, daß Thomas davon erwachte, in Schweiß gebadet, von Schreden geschüttelt . . . War das die Stimme seines eigenen Gewissens gewesen, in der zugleich Gottes Ruf ihm zubröhnte? War er doch aufgerufen, ohne Gnade und Entrinnen wider die Könige auf dem ganzen Kreis der Welt, sie zu warnen vor den

Geistern der Teufel und im Namen des gekreuzigten Christus einzuladen auf den großen Tag Gottes? Er erzitterte. Der übermenschliche Kampf des Luisehofbauern — er war auch sein Kampf geworden. Und es wollte ihm ergehen wie jenem, daß er vor dem Übermaß des Geforderten niederbrach und mit tränenden Augen seine Ohnmacht bekannte: „Und ich bin doch nur ein einfältiger Mensch! Wie soll ich zu den Königen gehen?“ ...

In der Morgenfrühe des Tages, der dieser Traumnacht folgte, brachte ihm eine besondere Ordonnanz des Divisionsstabs einen Brief von Laiblins Hand. Es waren nur wenige Zeilen, und sie lauteten:

„Lieber Thomas!

Mich hat gerade vor den Festtagen ein dummes Mißgeschick ereilt. Ein harmloser Furunkel an meinem Hals, den ich nicht weiter beachtete — eine ‚Lise‘, wie’s in unsrer besseren Muttersprache heißt — hat sich übel ausgewachsen. Der Divisionsarzt spricht mich für einige Tage ins Lazarett, wo sie aufgeschnitten und behandelt werden soll, und läßt keine Widerrede gelten. Ich füge mich, und Du mußt mich einstweilen beim Stab vertreten. Viel Arbeit wird Dir nicht entstehen — wahrscheinlich zunächst bloß ein Karfreitagsgottesdienst für den Stab. Auf Ostern hoffe ich wieder heil zu sein. Komm,

bitte, sofort, da ich spätestens am Nachmittag fortmöchte.

Mit herzlichem Gruß

Dein Erwin.“

„Karfreitagsgottesdienst für den Stab“, das war fast das einzige, was Thomas las und verstand. Und es durchzuckte ihn — ein Blitz, der alles Zwielficht verscheuchte und die Zweifel zerriß: Seine Stunde war da . . .



Brendle hatte, als er mit seinem Herrn so unerwartet umsiedeln sollte, mit dem Begriff des Divisionsstabs irgendwie die Vorstellung eines feineren, vor Fliegerangriffen und sonstigen Fährnissen geschützten Daseins verknüpft und hatte seinen in jüngster Zeit „halt gar so ernsten“ Pfarrer frohgemut davongeführt. Aber es wurde eine Enttäuschung. Der Stab wohnte nicht in einem bombensicheren, üppigen Schloß und auf schwellenden Polstern, sondern in einem unweit der Marschstraße gelegenen Lager von Wellblechbaracken auf sehr gewöhnlichen Pritschen. Und feindliche Flieger gab es, wie Wieland, Laiblins Bursche, gleich zum Einstand versicherte, Tag und Nacht, „soviel wie Bremsen im Hochsommer und akkurat so summend wie dicke Fleischmucken!“ Als es Brendle dann geschehen lassen mußte, daß sein „Gustl“, der

Fuchs, mit samt dem Wagen bei nächster Gelegenheit zur Sanitätskompagnie zurückwanderte, weil für Lamparter nötigenfalls Laiblins Gefährt zur Verfügung stand und nur er bei seinem Pfarrer bleiben durfte — da wurden ihm die runden, guten Augen beträchtlich groß. Den letzten Stoß erlitt sein Optimismus aber durch die unheimliche Nähe seines Gönners, des Stabsveterinärs Horlacher: mit diesem und noch zwei Herren, dem Kaplan Felder und dem Intendanten, teilte Lamparter die Parade. Und wenn Brendle auch einen noch so scheuen Bogen um den jähzornigen Gewalthaber machte, da gab's doch von Morgen bis Abend kein Ausweichen.

Seit Erzellenz von Mohl die Division abgegeben hatte, war im Stab manches anders geworden. Der neue Kommandeur, Generalmajor von Hahnfeld, — „ein preußischer Offizier von echtem Schrot und Korn“, wie ihn Laiblin beschrieb — war kein Freund größerer Geselligkeit. So waren denn zwei Kasinos eingerichtet worden, eines für den engeren Stab, das zweite für die übrigen Herren. In diesen zweiten Kreis trat nun auch Thomas. Als Tischältester führte hier Horlacher ein lautes und gewichtiges Regiment. Für Thomas war der massive Mann, der ihm zudem als Wohngenosse beschieden war, nicht ganz der Umgang, den er sich jetzt wünschte.

Doch, in sich selber beschäftigt, übte er sich bei Tisch und im engen Quartier in schweigsamer Zurückhaltung. Bisweilen tauschte er ein freundliches Wort mit dem katholischen Kollegen, dem mädchenhaft scheuen Felder, mit dem ihn seinerzeit Gradmann bekannt gemacht hatte. Aber meist saß er still und einsam, losgelöst und fernab von allem, was um ihn vorging.

Bei General von Hahnfeld meldete er sich am Tag nach seiner Ankunft.

Rittmeister Zerweck, immer der Alte, Vielgeschäftige und doch jedem Anliegen Zugängliche, führte ihn ein. Der General, klein, unterseht, mit grauem Schnauzbart, kurzgeschorener Haarbürste und blauen, eisnadelsharfen Augen im Kopf, empfing ihn höflich. Das Gespräch bewegte sich ganz im Dienstlichen.

„Ich lege sehr viel Wert auf die Unterstützung meiner Herren Feldgeistlichen,“ erklärte Hahnfeld. „Bei Ihrem Kollegen Laiblin fand ich erfreuliches Verständnis für meine Auffassung. Ich freue mich, nun auch Sie persönlich kennen zu lernen.“ Ruckhaft flogen die Sätze, begleitet vom Ruck der Schultern.

Thomas verbeugte sich. Er glaubte sich schon entlassen und wollte sich zurückziehen. Ein kurzer Handwink hielt ihn auf.

„Der Geist unserer Truppe“, fuhr der General fort, „läßt neuerdings an Freudigkeit und

Schwung zu wünschen übrig.“ Er machte eine Pause, schien nach den rechten Worten zu suchen, die ihm offenbar nicht leicht und ungehemmt auflossen.

„Die letzten Wochen haben Außergewöhnliches von ihnen verlangt,“ murmelte Lamparter, mehr um etwas zu sagen, als um einen berechtigten Einwand zu machen.

Rittmeister Zerweck, der im Hintergrund stand, räusperte sich warnend.

„Außergewöhnlich ist die Zeit,“ fiel Hahnfeld mit erhobener Stimme und einer gewissen Schärfe ein. „Außergewöhnliches fordert sie von jedem von uns. Wir sind nicht in einem Anlauf ans Ziel gelangt. Gut. Gerade im Ertragen von Rückschlägen erweist sich der Mannesmut. Helfen Sie mit, den kategorischen Imperativ der Pflicht bei den Leuten zu stärken! Christentum, wie ich es verstehe, ist äußerste Pflichterfüllung. Unsere vornehmste Pflicht ist zu siegen... Ich hoffe, ich treffe mit meinen Ansichten die Ihrigen, Herr Pfarrer!“ Er bot die Hand. Die blauen Augen forschten in Lamparters Zügen.

Wieder verneigte sich Thomas stumm, so daß es offen blieb, ob es Zustimmung war oder nur Abschiedsverbeugung...

„Gut, daß Sie nichts mehr erwiderten,“ flüsterte ihm Zerweck, fast noch unter der Tür der

Barade zu. „Das ist seine Marotte. Und er hört nicht gern Widerspruch!“

Hauptmann Bazlen, der Adjutant, trat herzu und bewillkommnete Lamparter in seiner lässigen Art. „Ich höre noch von Ihnen über den Karfreitagsgottesdienst, wann und wo,“ warf er beinahe verdrossen hin. „Der General nimmt's greulich wichtig!“ Er selbst ließ sich von diesen kirchlichen Dingen nicht gern in seiner Cäsarenhaftigkeit stören. „Daß Sie mir ja den Stab vollzählig auf die Beine bringen, Zerweck! Rein Schwanz darf fehlen!“ —

Als Thomas wieder allein mit sich war, war er außer sich über sein Verhalten bei dieser Meldung. Was der General gesprochen hatte — vor seinem Gewissen war es so verkehrt wie nur möglich. Eben was er verweigern und verneinen mußte, verlangte dieser überzeugte Herr von ihm. Das Christentum war nicht der Seelenbüttel im Dienst der soldatischen Erziehung. Das Christentum, wie jener es verstand, war das trasse Herrbild und Widerspiel des seinigen. Und er schwieg. Er erweckte durch willfährige Höflichkeit den Anschein des Einverständnisses. Schande über seine feige Schwäche, die schon zurückwich, wo es sich bloß darum handelte, Auge in Auge treu zur Überzeugung zu stehen! Und er wollte den Mut finden, wenn es sein mußte, vor Hunderten den Sekreuzigten zu bekennen? . . .

Seine Verzagtheit hielt nicht vor.

Doch nicht vergebens hatte er in Tagen und Nächten des Ringens sich getränkt mit der quellfrischen Kraft des neu verstandenen Evangeliums. Er durchlebte in dieser stillen Woche, die dem Gedächtnis des sterbenden Heilands geweiht war, die Leidensgeschichte wie nie. Greifbar nahe kam ihm der Erlöser, und eine Feierlichkeit, in der die Überfülle des Herzens mit der höchsten Anspannung des Geistes sich einte, enthob ihn der Sorge, der Kleinmütigen Sagheit seiner Natur, der Alltäglichkeit überhaupt.

Wenn es ihm in der Baracke, wo der Stabsveterinär polternd und mit naiver Rücksichtslosigkeit allerhand Pferde-Dienstgeschäfte abwickelte, zu unleidlich wurde, suchte er abseits vom Lager die Einsamkeit der Wüste auf. Und hatte ihm bisher die gähnende Abgestorbenheit der Gegend nur Grauen gebracht, so geschah ihm jetzt, wie es ähnlich Johannes dem Täufer und Jesu selber geschehen sein mochte: die Wüste vertiefte seine Sammlung nur. Das Schwärmen der Flugzeuge über den Himmel, das Bellen der Abwehrgeschütze, der aufregende, nie abreißende Kampf in der Luft, den sie drüben bei den Baracken mit neugieriger Spannung verfolgten, störte ihn nicht. Sein Himmel war frei und offen: im Gebet, dessen heilenden Trost er umsonst hatte herbeizwingen wollen, flog seine

Seele empor, und die sieghafte Sprache der Psalmen klang von seinen Lippen: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänten; wenn gleich das Meer wütete und wallte und die Berge einfielen vor seinem Ungeftüm“ . . .

In geringer Entfernung vom Lager des Divisionsstabs waren die Überreste eines alten, in glücklicheren Zeiten großartigen Parks. Von den hohen Bäumen waren den meisten die Kronen zerspellt, die breiten Äste gebrochen; das niedere Holz war weglose Wildnis. Eipserne Göttinnen lagen gestürzt neben ihren Sockeln, Lauben und zierliche Lusthäuser waren mit ihren Bänken in sich zusammengesunken, und die Ruinen des einst mächtigen barocken Schlosses, wenige steile Trümmerwände mit Fensterlöchern, durch die der unschlüssige graublaue Aprilhimmel niederschaute, vollendeten den Eindruck einer hingeschwundenen Schönheit. Dort, in der Baumreihe, die auf das verfallene Schloß zuführte, traten in der Morgenfrühe des Karfreitags Offiziere und Mannschaften zum Gottesdienst an. Hauptmann Bazlen hatte dafür Sorge getragen, daß nicht nur der Stab fast vollzählig war, sondern alle in der Nachbarschaft irgend erreichbaren Truppen vertreten waren.

Mit militärischer Pünktlichkeit erschien der General, begleitet vom Adjutanten, um zehn

Uhr am Eingang der Allee. Kommandorufe durchschnitten die Luft, die Glieder erstarrten zu Mauern. Scharf schallte Herr von Hahnfelds Gruß: „Guten Morgen, Leute!“, und automatisch schallte es dagegen: „Guten Morgen, Herr General!“ Sein Blick flog die Reihen entlang, als träfe er jeden einzelnen. Dann trat er zur Gruppe der Offiziere, die gegenüber dem mit Tannenreisig verkleideten Kanzelgerüst hielt.

Thomas bestieg seine Kanzel. Sein Gesicht, in jüngster Zeit so gesundfarben nicht mehr, verleugnete in Falten und Schatten die Spuren innerer Kämpfe nicht. Aber es lag eine stille Entschlossenheit darüber, die Stimme hatte Klang, als er das ehrwürdige Karfreitagslied „O Haupt voll Blut und Wunden“ anstimmen ließ, und führte den Gesang.

Er las nach Matthäus die Darstellung des letzten Leidens und Sterbens Christi, und in seinem Lesen war eine natürliche Steigerung, eine packende Ursprünglichkeit, ein Selbstergriffensein, daß das Allhergebrachte und jedem Vertraute Leben der Gegenwart gewann. Als er geendigt hatte, schien ihn das Erlebnis einen Augenblick selber zu überwältigen. Dann knüpfte, sich gleich wieder festigend, seine Rede an die Worte des Galaterbriefs an: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuz

unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt!“ . . . Auf nichts anderes wollte er schauen, nichts anderes hat er seine Zuhörer mit ihm zu betrachten — für eine kleine Weile nur, aber mit aller Inbrunst des Herzens, jeder Anspannung der Sinne und Gedanken — als nur den Mann der Schmerzen, der am Kreuze hing. Was hatte er verbrochen, und wodurch war er des schimpflichsten Todes schuldig geworden? „Ein neu Gebot gebe ich Euch, daß Ihr Euch untereinander liebet, wie ich Euch geliebet habe, auf daß Ihr einander liebet,“ — dies Gebot der Liebe war sein Verbrechen. Dafür, daß er liebte und die Liebe als Größtes pries, richtete ihn die Welt . . . Doch nein! Dies Urteil der Schmach, das Kreuz, an dem er unter den Schächern verblutete, richtete nicht ihn — es richtete seine Richter, die Menschheit, eben jene Welt! Vor mehr als neunzehnhundert Jahren war das geschehen. Aber wie war es nur? Stand nicht daselbe Kreuz heute wie damals der richtenden Welt zum Gericht? Nach dem Mann der Schmerzen nannte sich er, der Pfarrer, der da sprach, nannten sich die, die ihn umstanden, nannten sich Millionen und aber Millionen: Christen. Und was taten sie? Nicht das neue Gebot der Liebe, für das Christus gelebt und gestorben war und ihr Name zeugen sollte, lebten sie, sondern das des Hasses und

der Vernichtung! Ja, wenn sie, eine kleine Weile nur, mit aller Inbrunst des Herzens, jeder Anspannung der Sinne und Gedanken nur und nur auf den Gekreuzigten schauten: mittheilslos richtete er, wie die Vergangenheit, die Gegenwart. „Ob wir als Bürger der Zeit, als Vaterlandsfreunde und Kriegersleute den grauenvollen Krieg, in dem wir stehen, gutheißen und mitkämpfen — als Christen, heute, und wär's nur ein einziges Mal, wollen, o müssen wir am Todestag des Heilands uns vor ihm demütigen und bekennen: Vater, vergib uns; denn wir wissen nicht, was wir tun! Und die Liebe, die von uns mitgekrenzte Liebe am Kreuz, wird mit uns rufen: Vater, vergib ihnen! und der Vater, der selber die Liebe ist, wird mit uns verfahren nicht nach seinem gerechten Zorn, sondern nach seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit!“

So durchglüht vom heiligen Ernst dessen, was er verkündigte, war Lamparter, so dem Gewöhnlichen, nur Irdischen entrückt, daß er nicht auf den Eindruck achtete, den seine Predigt bei den Hörern hervorbrachte. Instinktiv nur hatte er das Gefühl, daß viele unter denen, die sich um ihn scharten, für eine Weile, wie er es wünschte, mit aller Inbrunst sich ihm anschlossen. Und in der That, es herrschte in der lang- und tiefgegliederten Soldatengemeinde eine fast atemlose Stille: in vielen Gesichtern war der Aus-

druck ergriffenen Lauschens oder doch neugieriger Aufmerksamkeit. Nur der Gruppe der Offiziere hatte sich eine nervöse Unruhe bemächtigt. Sie ging vom General aus, der je länger je mehr Zeichen der Ungeduld und Erregung gab. Gegen seine straffe Gewohnheit faßte er sich in den goldgestickten Kragen, setzte umschichtig bald das eine, bald das andere seiner rotgestreiften Beine vor und ließ die Hand am Dolchgehent spielen. Allmählich rötete sich sein Antlitz höher, seine Augen hafteten bohrend auf dem Redner, die ganze Gestalt mutete an wie eine zum Sprung gespannte Feder. Hauptmann Bazlen stand in finsterner Unbeweglichkeit neben ihm, schoß nur bisweilen aus dem ehernen Gesicht einen wütenden Blick auf den Pfarrer, einen besorgten auf den General. Zerweck wiegte sich auf den Beinen, rückte und zupfte überall an der Uniform; jeder Zug der unglücklichen Miene schien zu rufen: „Wird der unselige Mensch nicht bald aufhören!“ Getreulich pflanzte sich von oben nach unten das Unbehagen unter den übrigen Offizieren fort . . .

Und Lamparters Predigt wuchs, unberührt von alledem, an ihr Ziel, mündete in ein knappes, aus der Tiefe strömendes Gebet, krönte sich mit Vaterunser und Segen.

Er sprach das letzte Amen, öffnete den Mund, um zum Schlußgesang einzuladen —

Im gleichen Augenblick klrirten die Sporen

des Generals. Hahnfeld war einen Schritt vorgetreten, winkte barsch zur Kanzel und zu den Mannschaften und hob an, ruckhaft, schneidend, säbelscharf: „Kameraden! Ich halte es für nötig, der eben gehörten Rede des Herrn Pfarrers ein Wort hinzuzufügen, ehe wir auseinandergehen!“ Es ging wie Ruck und Zuck, mit unwillkürlichem Strammstehen durch alle Reihen, Offiziere wie Gemeine. „Der Herr Pfarrer hat, der düsteren Stimmung des Karfreitags sich hingebend, uns zu dem Bekenntnis aufgefordert: ‚Vater, vergib uns; denn wir wissen nicht, was wir tun!‘ Ich möchte nicht, daß das mißverstanden wird. Ich glaube, wir deutsche Soldaten an der Front, wir wissen sehr wohl, was wir tun! Wir schützen in einem Krieg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, unser geliebtes Vaterland bis zum letzten Blutstropfen — als gute Christen und deutsche Männer! Das walte Gott!“

Eine beklemmende Pause folgte.

Thomas hatte die Augen geschlossen, war erblaßt bis unter die Haarwurzeln. Jetzt schlug er die Augen wieder auf, voll und fest, und mit einer übernatürlichen Ruhe, die nicht aus ihm zu stammen schien und wie Klang der Ewigkeit den irdischen Fehlklang ausglich und auslöschte, sagte er: „Wir singen vom eingangs angestimmten Lied den zehnten Vers: ‚Erscheine mir zum

Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß mich
seh'n Dein Bild in Deiner Kreuzesnot.“

Und wieder führte seine Stimme. Zaghaft
fielen andre ein und immer mehr, als dräng-
ten sie sich doch und doch um das Bild in
Kreuzesnot:

„Da will ich nach Dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz Dich brüden:
Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ — —

Die Truppen in dem langen weiten Baum-
gang ordneten sich nach dem Kommando ihrer
Führer, setzten sich in Marsch. Die Offiziere des
Stabs standen noch beisammen. Der General
redete laut und herrisch mit denen, die ihm zu-
nächst waren.

Thomas hatte sich, als das Lied verklang, ge-
recht und die Brust gedehnt. „Ich bin hindurch,
hindurch!“ murmelte er vor sich hin, und ein
Lächeln des Befreitseins spielte um seinen Mund.
Er stieg herab, näherte sich den Herren des Divi-
sionsstabs.

General von Hahnfeld sah ihn kommen,
machte eine Bewegung, als wollte er auf ihn zu-
gehen. Sich ebenso schnell umbefinnend, drehte
er sich geflüstertlich um, winkte Bazlen zu sich
und schritt davon.

Die andern Herren folgten seinem Beispiel.
Ohne näher zu treten, war Lamparter stehen-

geblieben, verzichtete darauf, sich anzuschließen. Er hätte sich nicht gescheut, dem General in offener Aussprache Rede und Antwort zu stehen. Er konnte ja nach dem, was vorgefallen war, nicht daran zweifeln, daß er, wie er's erwarten mußte, Mißfallen und Empörung hervorgerufen hatte. Aber dieses stumme, schon mehr verächtliche Ausgestoßenwerden traf ihn doch . . .

Allein, in weitem Abstand und langsam ging er hinterdrein. Nein! Er hatte keinen Grund, den Kopf zu senken, — stolz und frei durfte er ihn heben. Für seinen Christus hatte er gezeugt an dessen Todestag. Christ sein, er wußte es ja jetzt, war nicht ein bloßes Bekennen mit den Lippen, nicht einmal nur mit dem Herzen — es hieß das Kreuz tragen und selber gekreuzigt werden. Nur eben erst auf die Schultern hatte er sein Kreuz gelegt bekommen und wollte schon müde werden?

Am Ausgang der Allee kam ihm Hauptmann Bazlen entgegen, offentundig vom General geschickt. Kurz und steif grüßte er: „Der Herr General lassen bitten, von weiteren Gottesdiensten, jedenfalls für heute, abzusehen!“

„Ich hab' mich allerdings für den Vormittag und Nachmittag noch angesagt,“ erwiderte Lamparter. „Bei den Pionieren und —“

„Ich werde das Erforderliche bei den Truppenteilen veranlassen,“ schnitt Bazlen das Weitere

ab, grüßte wieder mit tühler Höflichkeit und entfernte sich, wie er gekommen war.

Thomas setzte seinen Weg fort. Das war eine Enthebung vom Dienst in aller Form. Auch die durfte ihn nicht überraschen. O, es war nur der Anfang. Er sah mit jedem Augenblick klarer: der Bruch war vollkommen. Dem offiziellen Christentum, wie man es im Feld brauchte, hatte er Fehde angefangt und sich im Dienst vergangen. Ausgebrochen war er aus der militärischen Hürde. Was würde Laiblin sagen? Konnte es zweifelhaft sein? Schwer war das Kreuz, das er trug, schwer — aber die Kraft wuchs mit dem Tragen . . .

Als er am Mittag um die übliche Stunde zum Essen in die Parade trat, in der gespeist wurde, verriet das plötzliche Verstummen derer, die schon am Tisch saßen, daß von ihm die Rede gewesen war. Man empfing ihn mit jener Zuorkommenheit, die sich nichts anmerken lassen möchte und darum nur desto eifriger und gekünstelter wirkt. Die Mahlzeit verlief in schweigsamer Langeweile. Nur der Stabsveterinär hob unerwartet mit einem vernehmlichen „Zum Wohl, Herr Pfarrer!“ respektvoll das Glas gegen ihn. War es Bosheit? Hatte er dem Mann Unrecht getan, und verriet sich hinter all seinen Unarten ein Sinn fürs Echte und Männliche? Verwirrt tat Thomas Bescheid. Kaplan Felder, der katholische

Rolle, küßte eine Unterhaltung mit ihm an. Obwohl das Ereignis des Tages dem Kaplan nicht verborgen geblieben sein konnte, ging er, klug und zurückhaltend wie immer, seinen eigenen Weg...

Thomas war der erste, der sich empfahl.

Als er vor die Tür trat, sah er Rittmeister Berwed die Lagergasse heraufkommen. Ein lebhaftes Winken bedeutete ihm, daß das Kommen ihm gelte.

„Wie geht's? Schon gegessen?“ Berwed lächelte aufgeräumt, ja vergnügt, als wäre nichts vorgegangen. „Wo wohnen Sie? Ach so, hier nebenan! — Was ich sagen wollte —“ die aufgeweckten Augen zwinkerten ermutigend — „Sie müssen die dumme Geschichte so schnell wie möglich aus der Welt schaffen, lieber Pfarrer! Der General ist wütend. Wir bringen ihn schon wieder zur Vernunft. Was wollen Sie machen?“

„Ich wüßte nicht, was von mir aus geschehen könnte,“ gab Thomas zögernd zurück. „Ich habe gesprochen, wie's meine Überzeugung mir geboten hat. Wenn der Herr General sich mit mir drüber aussprechen will, darf er mich ja nur zu sich befehlen!“

„Besser, Sie gehen von sich aus zu ihm. Ganz ungeniert. Ich für meine Person sehe die Sache gar nicht schlimm an!“ Man mußte es Berwed aufs Wort glauben. Für ihn gab es überhaupt

nichts Unausgleichbares. „Suchen Sie ihn nachher auf! In einer Stunde etwa. Ein paar verbindliche Worte von Ihrer Seite, und —“

„Herr Rittmeister,“ fiel Thomas ernsthaft ein, „zwischen dem Christentum, das mir eine Herzenssache ist, und dem, das der Herr General verlangt, ist eine Kluft wie zwischen Tag und Nacht. Das weiß der Herr General auch selber: seine Ansprache hat's bewiesen!“

„Ach, die Ansprache!“ Berwed zuckte leicht hin die Achseln. „Die war ja nur, um Mißverständnissen bei der Truppe vorzubeugen. Seien Sie nicht schwierig, Herr Pfarrer!“ Er nickte lebenswürdig und zutrauenerweckend. „Machen Sie uns keine Geschichten! Baglen ist, wenn's dienstlich wird, nicht zu halten. Er will Pfarrer Laiblin zurückrufen, Ihnen einen Urlaub nahelegen und Gott weiß was! Dahin darf's doch nicht kommen!“

„Ich kann von mir aus nichts tun... Ich weiß, Sie meinen's aufrichtig gut mit mir, Herr Rittmeister, — aber ich hab' nichts zurückzunehmen und nichts zu entschuldigen.“

„Aber das ist doch Unsinn! Das bringt Ihnen ja nur Widerwärtigkeiten! Glauben Sie mir's doch!“ Er zog die Stirn kraus, schüttelte sich vor Ungeduld. Das Religiöse, das in Frage stand, lag nicht in seinem Bereich, soweit der sich sonst erstreckte. Lamparters Widerspenstigkeit

begriff er einfach nicht. „Wenn wir Erzellenz von Mohl noch hätten — spielend wollt' ich die Sache beiseiteräumen. Ich ganz allein. Aber Sie müssen nun einmal den General nehmen wie er ist! Sehen Sie hin! Mir zu Gefallen, lieber Pfarrer!“

„Bloß, wenn ich gerufen werde, Herr Rittmeister,“ sagte Thomas leise, aber entschieden. „Ich dank' Ihnen sehr! Aber ich darf und kann nicht!“

Rittmeister Berwed sah ihn mit ratloser Verwunderung an, schüttelte wieder und wieder den Kopf. „Zu ärgerlich! Zu dumm — die ganze Geschichte!“ murmelte er mit verständnislosem Bedauern. „Ich geb' Sie noch nicht auf! Sie besinnen sich noch!“ Er verabschiedete sich freundlich wie immer . . .

Bedauernd sah auch Thomas ihm nach. Weil er wußte, daß Berwed ihm wohlwollte, daß Schlichten und Ausgleichen dem Rittmeister ein ehrliches Bedürfnis war, tat ihm die Weigerung leid. Doch er durfte auch dem wohlgesinntesten Versucher nicht nachgeben. Daran, daß mit Hauptmann Bazlen nicht zu spaßen war, zweifelte er nicht. Nun sprach man also schon davon, ihn zwangsweise zu beurlauben, ihn heimzuschicken! Wenn er nicht widerrief und Abbitte tat, war er als Feldgeistlicher hier und wohl überall unmöglich geworden. Laiblin sollte be-

schleunigt zurückgerufen werden, hatte Berweck angedeutet. Obwohl Thomas zu dem alten Freund nicht mehr so bedingungslos emporjah und manches sie einander fernergebracht hatte: ein offenes Bzrwürfnis — schon der Gedanke dran tat ihm weh. Und konnte er's denn verhindern und aufhalten? War von Erwin Verständnis zu erhoffen? Erwin Laiblin würde sich von ihm abwenden wie die andern . . . Sein liebebedürftiges Herz krampfte sich zusammen. Was blieb ihm noch?

Sein gutes Gewissen und — Elsbeth.

Ja, Elsbeth . . . Einen ausführlichen, rückhaltlos offenen Brief hatte er ihr zu Ostern schreiben wollen. Er hatte den Kampf des Glaubens in sich durchgekämpft und, lechzend nach Wahrhaftigkeit, bis zum bitteren Bruch mit seiner Umgebung getrieben. Nun durfte er nicht länger zögern. Wie er vor Gott sich reuig gedemütigt hatte, mußte er's vor Elsbeth tun, der er so viel einzugestehn und abzubitten hatte . . . Vielleicht war es nur natürlich gewesen, daß er zuerst mit seinem Innern sich ins Reine rang, um dann vor sie hinzutreten und ihr zu sagen: Sieh, den Irrtum, den du erkanntest und nicht von mir begreifen konntest, hab' ich gut gemacht — jetzt vergib auch du! . . . Vielleicht aber schob er es auch nur deshalb hinaus, weil ihm der Weg zu ihr, ohne daß er sich's gestand, noch weiter

und bitterer zu sein schien als der zu dem Ge-
kreuzigten . . .

Unmittelbar vor seiner Abfahrt zum Divi-
sionsstab hatte er ihr ein paar Zeilen geschickt:
einen Gruß, in dem etwas von seiner Erregung
zittern mochte, nicht mehr. Vereinsamt, wie er
am heutigen Karfreitagnachmittag sich fühlte, war
es ihm, als sei es das nächste, zu ihr zu flüchten.
Aber schnell, wie diese Hoffnung aufflammte,
wurde sie trüb und drohte zu verlöschen. Die
ganze kurze Seligkeit seiner Liebe — vom ersten
Sehen, da er als Vikar in der Oberamtsstadt, von
einem Bundesbruder ins Haus des Oberreal-
lehrers Sprösser empfohlen, dort Besuch machte;
vom schüchternen ersten Werben bis zum be-
glückenden Jawort; vom erdentrübten Braut-
stand bis zum erdwirklichen Einzug ins Hohen-
riedlinger Pfarrhaus, zu immer reiferem, immer
vollerem Zueinanderwachsen, bis zur Geburt
des Bubleins — Elisabeths stille, hingebende
Stärke, ihr feines, unbegrenztes Verstehen, ihr
frauliches und mütterliches Glück — — alles, alles
stand vor ihm auf! . . . Und er hatte an ihr irre-
werden können? Er hatte ihr mißtraut, hatte
ertragen, daß sie sich fremd wurden, ertragen,
daß ihre Liebe, in der sein Bestes wurzelte,
in seiner Erinnerung verblaßte und in seinem
Fühlen und Denken zurücktrat? Sich konnte er
diese Sünde nicht verzeihen. Wie sollte Elisabeth

sie ihm vergeben? Wo anfangen, wo aufhören mit Sagen und Schreiben und Bitten? Heute nicht. Vielleicht morgen. Vielleicht nie...

Der Mut war ihm entsunken. Das Kreuz auf seinen Schultern war schwerer geworden, noch schwerer...

Der Samstag kam.

Es wurde Mittag, ohne daß irgend etwas erfolgte, das Lamparters Lage änderte oder aufklärte. Von sich aus konnte er nichts tun — das blieb sein unerschütterlicher Entschluß. Und aus dem Stab hörte er nach Rittmeister Berweds mißlungenem Vermittlungsversuch nichts mehr. War Laiblin zurückgerufen worden? Vielleicht war seine Heilung noch nicht soweit vorgeschritten, daß ihn das Feldlazarett entließ. Warum hätte er sonst gezögert, wo man doch seinen Vertreter bei ihm verkehrte — ein Fall, der ihn aufs peinlichste treffen mußte? Unerträglich war diese Ungewißheit, dies Grübeln und Warten! Zu spät fiel es Thomas ein: er hätte seinen Anklägern zuvorkommen und schnellstens selber zum Freund hinüberfahren müssen, um das Geschehene aufzuklären. Wie wenig er sich doch auf seinen Vorteil verstand! Nun war es zu spät und hätte ja doch auch nichts mehr geändert.

Am Nachmittag blieb er allein in der Barade. Seine Mitbewohner waren dienstlich auswärts.

Und er nahm wieder den Brief an Elsbeth vor, brütete über den Anfangsworten.

Da öffnete sich hastig die Thür. Laiblin stand vor ihm.

Ein strenger Blick voll sprachlosen Vorwurfs schoß ihm entgegen. „Du machst ja nette Geschichten,“ kam es dann von Erwins Lippen.

Thomas hatte sich jäh erhoben. Auch ihm nahm die Aufregung die Stimme.

„Ich komme vom General,“ erklärte Laiblin.

„Es wär' mir lieb gewesen,“ sagte Lamparter, sich fassend, „wenn du mich vorher gehört hättest!“

„Ich warte seit gestern darauf, daß du mich auffuchst, mir irgendwelche Aufklärung gibst. Nun bin ich hier, obwohl sie mich nicht fortlassen wollten!“ Er deutete auf seinen dicht umwickelten Hals. „Ohrenzeuge deiner unseligen Karfreitagspredigt bin ich freilich keiner. Aber was mir gestern Bazlen schon mitteilte und was mir eben der General, aufgebracht, wie ich ihn noch nicht gesehen hab', wiederholt hat, ist genug!“ Laiblins blaßes Gesicht zitterte vor Empörung. Herrisch stieß er die Säge heraus. „Demnach hast du das Christentum, Christus selber, in einen unglaublichen Gegensatz zum Krieg gebracht! die Leute, statt zu erbauen und aufzurichten, zur Buße aufgefordert! Stimmt das?“ Er ließ alle Verbindlichkeit beiseite, zog

Thomas wie einen ertappten Schüler zur Rechenschaft.

„Erwin — in diesem Ton wirst du doch nicht mit mir reden wollen!“ Die Maßlosigkeit Laiblins gab Lamparter Mut und Festigkeit. „Abkanzeln wie einen Schulbuben kann ich mich nicht lassen. Auch von dir nicht!“

Laiblin wollte auffahren. Aber Lamparters Augen hielten ihm mit einem entschlossenen Ausdruck stand, den er nicht an ihm kannte. Er besann sich anders. „Entweder muß ich annehmen, du hast dich in unverantwortlicher Weise vergaloppiert, oder — ich muß an deinem Verstand zweifeln!“

„Und ein Drittes gibt's nicht? Ein ehrliches, in innerster Not geborenes Bekenntnis der Überzeugung?“

„Du hast mir nie eine Andeutung von solcher Not gemacht!“

„Weil ich sie in mir selber erst überstehen mußte. Weil mich die Erkenntnis schließlich überfallen hat wie ein Unwetter in der Nacht — mit Drohen und Erleuchten, mit Niederwerfen und Emporziehen!“

„Also ein Durchbruch! Wie bei den ganz Großen! Bei Augustinus, bei Paulus, bei Luther, bei Thomas Lamparter!“ Laiblin lachte kurz und ingrimmig auf. „Lieber Thomas!“ Er bezwang sich mit Gewalt, redete fast

mild und nachsichtig, nur daß er einen mitleidigen Unterton von Spott nicht unterdrücken konnte: „Du hast wohl schon gehört, in Deutschland gibt's bei der Rekrutenvereidigung jedes Jahr ein oder zwei bedauernswerte, mißleitete Heilige, die sich weigern zu schwören, weil ihnen die Bibel den Eid und auch im Notfall das Töten verbiete... Soll ich glauben, allen Ernstes glauben, daß du plötzlich bei diesen Narren gelandet bist?“

Thomas hatte den Kopf gesenkt. Jetzt erhob er ihn frei. Seine dunklen Augen leuchteten von einem reinen, innigen Feuer. „Ich will diese ‚Narren‘, wie du sie nennst, weder verteidigen noch verdammen. Wenn ihnen ihr Gewissen so gebietet: Ehre ihrer Narrheit! Aber darum handelt sich's nicht. Mir ist's nicht eingefallen, irgendwen zum Ungehorsam zu bereden oder die Pflicht gegen das Vaterland anzutasten und gegen diesen Krieg, der über uns verhängt ist, zu eifern. Aber ich als Christ,“ — seine Stimme erstarrte, und in ihrem weichen Klange schwang eine heilige, aus den Tiefen aufdrängende Bewegung — „ich, als Nachfolger dessen, der für die Liebe und nur für die Liebe Mensch geworden und gestorben ist, darf das Bewußtsein der Sünde nicht verlieren — und Sünde ist dies planvoll-grausige Morden! ist der Haß, der das Blut des Nächsten fordert und

vergießt! Mag die Welt in solcher Sünde verstrickt sein — ich im besonderen, ein Jünger und Verkünder des Heilands der Liebe, kann nicht zweierlei Wahrheit bekennen! Unwahrhaftiger ist nichts in diesem Krieg als die Stellung von uns Geistlichen, wenn wir glauben, Sendboten der Gewalt und Sendboten des Kreuzes zugleich sein zu können! Denn wir sind aufs Kreuz eingeschworen und nicht aufs Schwert!“

Nur mit Anstrengung hatte Laiblin sich beherrscht und Lamparters leidenschaftliche Rede zu Ende gehört. Alles an ihm war Unwille, Widerspruch, Entrüstung: die steilen Furchen auf der Stirn, die zuckenden Nüstern und die aufgeworfenen Lippen, die Hände, die sich krampfartig ballten und öffneten. „Das ist freilich aus dem Mund eines verordneten Dieners der Kirche die neueste und allerneueste Weisheit!“ brach er los. „Wir wollen einander nichts vormachen, du und ich! Das Pathos und die spitzfindige Christologie beiseite: was du predigst, ist der Verrat am Vaterland!“

„Wenn du damit meinst, daß mir, vor die Wahl gestellt, als christlichem Pfarrer Christus mehr gilt als jeder Patriotismus, — lieber Verrat am Vaterland als Verrat an ihm!“

„Sag beides! Denn die Obrigkeit, der du in den Rücken fällst — und nichts anderes tust du mit deiner Absage an unsere große und gute

Sache —, die ist von Gott verordnet, wie's im Römerbrief heißt: „Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstreibet Gottes Ordnung!“

„Die Weisheit, die uns anvertraut ist und der wir Treue schulden, ist nicht die Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt. Vielmehr sagt der Apostel von der Weisheit, der wir dienen, es sei die, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeiten nicht getreuziget!“

„Nicht bloß die Obrigkeit ist Gottes Ordnung. Gottes Ordnung und Fügung ist auch dieser Krieg! Denn durch ihn ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, durch ihn, welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene von allen Kreaturen — durch eben den Christus, den du gegen den Krieg ausspielst und damit lästerst!“ Laiblin war im harten Eifer des Bibelgefehchts so dicht an Thomas herangetreten, daß er mit seinem in zürnender Unbeugsamkeit verzerrten Antlitz ihn fast berührte, und die grauen, gebietenden Augen schienen ihn in die Kniee zwingen zu wollen.

Doch ihre Macht, wie die des ganzen Mannes, war an Thomas verloren. Er trat beiseite, schüttelte den Kopf: „Aus dir spricht der Buchstabe, nicht der Geist Christi!“ Ein Seufzer hob ihm die Brust. „Wir können uns also nicht verstehen,“ setzte er leise und schmerzlich hinzu.

Erwin Laiblin biß sich auf die Lippe, trat auch seinerseits zurück, warf die Hände auf den Rücken. „So scheint mir's auch!“ stieß er rauh hervor. „Am Ende ist das alles ja auch nicht das Nächste. Ich frage dich nun klipp und klar, Lamparter: Bist du willens, zum General zu gehen, ihm dein Bedauern auszusprechen über deine Entgleisung und künftig als Feldgeistlicher Ähnliches zu vermeiden?“

„Nach dem, was du eben von mir gehört hast,“ erwiderte Thomas gepreßt, „wirßt du nicht erwarten, daß ich Ja sage. Ich kann nichts widerufen!“

Eine kurze, schwere Pause folgte.

Laiblin hielt den Blick starr auf Lamparter gerichtet, als gebe er eine letzte und äußerste Bedenkzeit. „So bedaure ich nur, daß ich dich jemals der Division empfohlen habe,“ sagte er dann kalt und trocken. „Die weiteren Folgerungen ziehst du dir wohl selbst.“ Er griff nach der Mütze, die er beiseitegeworfen hatte, setzte sie auf und ging zur Tür.

„Wollen wir so auseinandergehen?“ entrang es sich Thomas. Es war ein schmerzvoller Aufschrei, in dem sich über allen Streit der Meinungen weg die ganze Herzlichkeit einer langjährigen, tiefempfundenen Freundschaft zusammendrängte.

„Ich denke wohl,“ gab Laiblin mit unver-

söhnlicher, verschlossener Miene zurück und ging hinaus . . .

Achzend ließ Thomas sich auf den Stuhl nieder sinken, als die Tür ins Schloß gefallen war. Er legte die Hände vors Gesicht. Jede Kraft schien ihm aus seinem Körper gewichen. Das liebeleere „Ich denke wohl“, mit dem nun auch der letzte Freund ihn aufgegeben und verlassen hatte, blieb ihm in den Ohren, stieß seine Seele zu Boden. Nicht einen Augenblick war er in seiner Überzeugung wankend geworden, hatte sie auch in diesem vielleicht härtesten Ansturm, der von außen kam, triumphierend behauptet. Jetzt war er müd bis in den Tod, zerschlagen an Seele und Leib, hilflos und einsam, daß er hätte schreien mögen vor Schmerz und ziellosem Heimweh.

Von draußen hörte er Horlachers Stimme, derb und grob. Er taumelte auf. Fort! war der einzige Gedanke, den er fassen konnte. Mechanisch zog er den Mantel an, setzte die Mütze auf. An dem Stabsveterinär vorbei trat er ins Freie.

Brendle lief ihm in den Weg. Lamparter hieß ihn einpacken, gab ihm eine verworrene Anweisung, zu Rittmeister Berwed zu gehen, um einen Wagen zu bitten, mit dem Gepäc nachzukommen — zur Sanitätskompagnie.

Ehe der verdunkte Brendle Näheres erfragen konnte, lief Thomas fort, aus dem Lager.

Es war noch nicht Abend. Aber dunkle, tiefziehende Wolken trübten vorzeitig den Tag, und die wüste Einöde der Landschaft lag verdrossen umher. Von dort, wo die Sonne niederging, schlich ein weißer, unfroher Schein herüber und schuf unwirkliches Zwiellicht.

In unstättem, überhastetem Schritt strebte Thomas vorwärts. Nicht ein Schreiten war's — ein Fliehen. Er, ein Ausgestoßener, Gezeichneter, floh aus der Gemeinschaft derer, die ihn nicht verstanden und die ihn verabscheuten. Zunächst wollte er in sein altes Quartier, zur Sanitätskompagnie. Aber was sollte er dort? Das Gerücht von seinem Abfall — seinem „Ver-rat“, wie Laiblin es hieß — war ihm gewiß vorausgeeilt und empfing ihn dort. Ein Gefühl der Scham, der seelischen Blöße machte ihn zittern.

Wohin sonst? Ja — wohin in dieser Wüste der Granatlöcher, der Wasserlachen, der eingesunkenen Grabkreuze, die wie anklagende Arme hundertfach sich emporstreckten?

Er irrte vom Weg ab, wahllos hinaus in die elende Steppe. Ein Regenschauer brach vom Himmel nieder und durchnäßte ihn. Er achtete kaum drauf. Weiter, weiter . . . Zwischen unwesenhafter Angst, zwischen unsäglicher Verlassenheit und Scham schwankte er ohne Halt und Rast. In der fiebrigen Jagd von halben Gedanken blitzte einer auf, leidlich klar, ein Eiland

im treibenden Chaos: es mußte einen Menschen geben, einen einzigen bloß, mit dem er sprechen konnte, der ihm Rat gab! „Die weiteren Folgerungen ziehst du dir wohl selber,“ hatte Laiblin ihm zugerufen. Was hatte er zu tun? Er mußte ja handeln, die nächste Zukunft ins Auge fassen. Wie handeln? Welche Zukunft? . . .

Schnaith — richtig, Schnaith. Das war noch das einzige. Mit einer triebhaften Zähigkeit hingte sich sein gleisloses Denken, seine verkehrte Einbildung an diese unklare Idee.

Ein neues, unbekanntes Barackenlager tauchte vor ihm auf. Eine Bagage des Kaiserregiments lag da. Schnaith war beim Kaiserregiment. Er fragte Mannschaften, die ihm begegneten. Ein Unteroffizier wußte, wo das Bataillon lag, dem der Pfarrer angeschlossen war, beschrieb den Weg dahin — nach einem ehemaligen Hof.

Thomas hörte mit halbem Ohr zu. Wieder schoß ihm ein lichterer Gedanke vorbei: Ob Schnaith dort war? Ob er nicht zu einem Gottesdienst unterwegs war? Wenn er vorher sich vergewisserte? Bei einem Unterstand wehte die rote Fernsprecherflagge. Er trat hinein, bat, ihn zu verbinden. Der Bataillonsstab meldete sich. Schon hatte er wieder fast vergessen, was er wollte; er ließ, ohne weiter zu forschen, dem Kollegen bestellen, er sei auf dem Weg zu ihm . . .

Es dämmerte. Neuer Regen sprühte nieder.

Lamparter setzte unbekümmert seine Wanderung fort. Drei Viertelstunden, hatte der Unteroffizier gemeint. Schon viel länger ging er in der Richtung, die er sich gewiesen glaubte. Wohin wollte er doch? Zu Schnaith . . . Was sollte ihm der? Kannten sie sich überhaupt? Warum gerade Schnaith? Der verstand ihn so wenig wie die andern! Einer verwarf und verachtete ihn so gut wie der andere! Die Welt — ja, die Welt verachtete und verwarf ihn. Er trug das Kreuz, das Kreuz auf den Schultern . . . Zentnerschwer war es. Er schleppte sich, er brach in die Kniee . . . Gräber sperrten ihm den Weg, Drahtverhaue. Er sprang und kroch darüber. In der Ferne murrte Geschützdonner. Nein, ganz nahe war es . . . Dort — was ragte dort? Der Mann der Schmerzen, zusammengekrümmten Leibs, Christus am Kreuz. Dort war Golgatha, die Schädelstätte. Auch sein Golgatha . . . Sein Kreuz mußte er neben das des Heilands pflanzen . . .

Leuchtzeichen zerrissen die Nacht. Feuer zuckte auf: bald einzeln am Horizont, bald eine Kette, ein Gürtel springender Flammen. Eine Granate heulte vorüber, schlug schütternd ein. Die zweite, die dritte . . . Das Kreuz war verschwunden. Hatten ihn seine Sinne betrogen? „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ pffif der Wind, heulten die Geschosse, schriegen die

Leuchtzeichen. Ihn riefen sie. Ihn meinten sie. Er, Thomas Lamparter, mußte ans Kreuz geschlagen werden, ein zweiter Christus — er, der Christus selbst . . . Sie reckten seine Glieder auf das Marterholz, schlugen ihm die Nägel in Hände und Füße. Er hing, die gekreuzigte Liebe, über der liebeleeren Welt: — „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ . . .

Befinnungslos war er, nahe den vorderen Linien, zusammengebrochen. Am Ostermorgen fanden sie ihn so, verständigten Schnaith, der noch am Abend überall Umfrage nach ihm gehalten hatte und ihn eilends zu sich holte . . .



In der Ebene stand ein vereinzelter, stattlicher Berg, so außerhalb des langgestreckten Gebirges, daß er daraus verloren und verirrt zu sein schien. Bis hoch hinauf war er mit Obstbäumen und Weinstöcken bepflanzt; ein Laubwaldgürtel reichte bis an die nackten Felsen der breiten Ruppe, die vormals eine weithin genannte Burg und jetzt nur noch eine holzgezimmerte Aussichtswarte trug. Am Fuß des Bergs lag das kleine Bad Zell am Berg.

Die bescheidenen Mineralquellen hätten dem Bädlein kaum besonderen Ruf gebracht; den verdankte es vielmehr dem Pfarrer Jonathan Schnaith, der in vielen Jahren bei körperlichen, noch mehr aber bei seelischen Kranken,

wunderbare Heilerfolge erzielt hatte. Wunderbarere noch dichtete ihm ohne sein Wollen und Dazutun die Sage an. Soviel stand fest und wurde ihm sogar von Zweiflern eingeräumt: die lautere, willens- und glaubensstarke Persönlichkeit des alten Schnaith brachte vielen, die anderswo vergebens nach Hilfe und Trost sich umgesehen hatten, Linderung, ja Genesung, ohne daß er je zu wundersüchtiger Geheimnisträmerie oder gar zu äußerlichem Quacksalbern seine Zuflucht nahm. Sein Rat und Zuspruch stand allen offen, die ihn suchten. Aufnahme in sein Haus — ein weitläufiges, betagtes, helles Gebäude, dessen Gärten und Weinpflanzungen sich an den Berg lehnten — fanden nur wenige, ausgewählte Kranke: es war im Bad Zell und weit darüber hinaus unter dem Namen „die Schnaithsche Anstalt“ bekannt.

Jonathan Schnaith, ein angehender Siebziger, war im März des Jahres von einem Schlaganfall heimgesucht worden. Sein Geist war ungetrübt geblieben, aber der rüstige Körper halbseitig gelähmt. Hatte er bisher ohne die Hilfe des Sohnes — Wilhelm Schnaith war in Friedenszeiten Pfarrer in einem benachbarten Ort — auskommen können, so machte nunmehr sein gebrechlicher Zustand für das immerhin bedeutende Anwesen die tatkräftige Unterstützung des unverheirateten Jüngeren notwendig. Wil-

helm Schnaitz mußte bei der Behörde um seine Beurlaubung in die Heimat nachkommen. Die Genehmigung des Gesuchs fiel in die Osterwoche; sein Nachfolger im Feld war unterwegs: wenn er gleichwohl noch vor dessen Ankunft heimreiste, war daran Thomas Lamparter's seelischer Zusammenbruch schuld. Er entschloß sich, ohne viel Besinnen und Aufheben, den Amtsbruder nach Zell am Berg mitzunehmen . . .

Körperlich hatte Lamparter von seiner gefährlichen nächtlichen Irrfahrt nicht mehr davongetragen als eine Erkältung, die bald überwunden war. Bedenklicher war der Zustand seines Gemüths: auch an einem unzarteren als dem seinigen hätte die außerordentliche Anspannung der kritischen Lage, der die Grundfesten des inwendigen Menschen unterwühlende, leidenschaftliche Kampf und die aufregende äußere Entladung nicht ohne Spur vorbeigehen können. Bei Thomas war die nächste Folge eine fieberhafte Aufgeregtheit, hart an der Grenze zwischen nervöser Überreizung und geistiger Störung. Immer wieder packte ihn, nach Pausen verhältnismäßiger Gefaßtheit, die Vorstellung des leiden und gekreuzigt werden Müßens, ja steigerte sich beinahe bis zur Verwechslung seiner Person mit der Christi. Kurz vor der Abreise trat eine Veränderung ein. Die verzehrende Unruhe wich einer vollkommenen,

dumpfen Apathie, in der Vergangenes und Gegenwärtiges bis zum Vergessen entschwand: ebensogut ein Anzeichen der freilich fernen Heilung, wie nur ein Vorbote stürmischerer Zerstörung, dauernder Unmachtung. . . Im Divisionsstab überwog auf die Nachrichten, die Schnaitz nach der Auffindung des Erkrankten dorthin brachte, ein Gefühl der Erleichterung noch das der Theilnahme. Man sah sich leidiger Weiterungen enthoben: es war klar, daß Lamparter's unverständliches Verhalten, die anstößige und sinnlose Karfreitagspredigt schon Zeichen der ausbrechenden Krankheit gewesen sein mußten. Die Beurlaubung in die Wege zu leiten, der dann tunlichst bald die völlige Entlassung sich anschloß, war für Hauptmann Bazlen eine geringe Mühe. Auch Laiblin machte keinerlei Schwierigkeiten: er theilte durchaus die Ansicht, daß das unglückselige Benehmen seines Freundes und die heillose Verwirrung in dessen vermeintlich christlichen Anschauungen sich als Vorläufer der Katastrophe erklärten; die ganze Berufung des allzu empfindsamen Menschen ins Feld bedauerte er als einen Fehlgriff; so unangenehm es für ihn war, vielleicht für mehrere Tage der alleinige evangelische Geistliche in der Division zu sein — er ließ die beiden Kollegen ziehen: Schnaitz nach einem frostigen Abschied, Lamparter, ohne ihn noch einmal gesehen zu

haben . . . Rechtschaffen niedergeschlagen war bloß Brendle gewesen, der, den Fuchs im Geschirr, seinem Herren das Gepäc zuführte. Thomas hatte für seinen Getreuen außer einem Händedruck nur gerade ein leeres Lächeln gehabt. Und auch, als auf der Fahrt nach der entlegenen Bahnstation, im Quartierort des Feldlazarets, Oberstabsarzt Bezold an den Wagen kam, um ihm gute Wünsche mitzugeben, blieb Lamparter bei diesem Lächeln . . .

Schnaith war sich seiner Verantwortung wohl bewußt, als er den kranken Mann auf eigene Faust nach Zell am Berg führte. Doch auch wenn er — so flüchtig sie sich bisher persönlich berührt hatten — für den um einige Jahre jüngeren, feingestimmten Kollegen und dessen ergreifendes inneres Erleben das rechte Verständnis nicht gehabt hätte: sich seiner kurz entschlossen anzunehmen, entsprach nur Schnaiths Natur. Ein Wagnis freilich für beide Teile bedeutete die Einführung des Kranken in das väterliche Haus. War, wie nicht von der Hand zu weisen, Lamparters Verstand zerrüttet und nicht nur sein Gemüt aus dem Gleichgewicht, so empfahl es sich, je eher desto besser, ihn einer Anstalt für Geistesranke zu übergeben. Die endgültige Entscheidung machte Schnaith vom Urtheil seines Vaters abhängig, zu dessen feherhaftem Scharfblick er unbedingtes Zutrauen hatte.

Der alte Schnaith empfing den Sohn und dessen Schützling im Fahrstuhl. Das dem Garten und der Sonne zugekehrte Zimmer, die sogenannte Kanzlei, in der er noch eben diktierend seine verzweigte Korrespondenz erledigt hatte, zeugte mit der Masse von Brieffschaften und anderen Papieren auf Tisch und Schreibsekretär für eine geistige Regsamkeit, die nur der Tod brechen konnte. Dieselben Augen von unbeirrbarer, klarer Bläue, wie sie dem Sohn eigen waren, nur noch intensiver, leuchteten unter der faltenlosen, von einem schwarzen Haustüppchen überdeckten Stirn; und dieselbe heitere Helligkeit, hinter der die zwingende Macht eines reinen, gottverbundenen Willens sich barg, drang aus der ganzen Erscheinung des Greises. Die Begrüßung von Sohn und Vater erschöpfte sich in einem tiefen Begegnen der Augen, einem stillen Ineinanderfügen der Hände. Dann kam Lamparter an die Reihe. Der alte Herr behandelte ihn wie einen Gesunden. Er sprach seine Freude darüber aus, den Freund des Sohnes bei sich zu sehen, stellte wenige harmlose Fragen, die er gleich selber beantwortete, vermied jede Anspielung auf den Zustand des Kranken und die vorausgegangenen Ereignisse, mit denen der Sohn ihn brieflich bekannt gemacht hatte. „Viel Liebe, viel Ruhe, ein wenig Arbeit“ war alles, was er endlich mit einem bedeutungsvollen

Nicken nach seinem Sohn hin über den Gast äußerte. Der jüngere Schnaith atmete zufrieden auf. Er kannte seinen Vater zur Genüge, um zu wissen, daß der alte Herr die Einführung Thomas Lamparters guthieß und Hoffnung gab . . .

In den ersten Tagen nach seiner Rückkehr schrieb Schnaith nach Hohenriedlingen an Lamparters Frau. Ohne schön zu färben und ohne zu übertreiben, meldete er Elsbeth, ihr Mann sei im Feld von einer schweren Depression des Gemüths befallen worden, habe sich müssen beurlauben lassen und bei seinem Vater und ihm in Zell am Berg Aufnahme gefunden. Er sprach der jungen Frau in Kürze Mut zu, mahnte zur Geduld und bat sie, im Interesse ihres Mannes, vom Brieffschreiben und vorläufig auch von einem Besuch abzusehen. — —

Elsbeth hatte ihre Ostertage einsamer denn je hingebracht. Sogar den Besuch ihrer Schwester Agnes, die ihr von Zeit zu Zeit Gesellschaft leistete, hatte sie sich verboten. Ein halbes Jahr und darüber war seit dem Tod ihres Bübleins vergangen: es war, als hätte sie in dem kleinen Grab, auf dem im rauhen Wind der Hochebene die ersten kargen Schneeglöckchen blühten, mit ihrem Kind ihre Jugend und jede Freude am Dasein begraben. Als Thomas vor Jahresfrist hinausgezogen war und ein unheilvolles Nichtverstehen seit der Trennung erst recht sie aus-

einanderführte, hatte sich ihr liebebeifchendes Herz ganz und ausschließend an das Kind gehängt, das sie für die leidvolle Trübung ihrer bisher so glücklichen Ehe entschädigen sollte. Der kleine Bernhard hatte doch auch über die herben Worte weg, die Thomas und sie in ihren Briefen wechselten, in ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig erhalten. Eine Verheißung, die nicht täuschen konnte, ging es von dem Kleinen zu ihr, daß letzten Endes doch nur eine vergängliche Schattenwand sie von dem geliebten Mann scheide und dahinter, früher oder später, er selber in all seiner erbstaubfremden Einfalt, seiner zarten Eigenart wieder hervortreten werde. Das Kind erkrankte. In ihrer Mutterverzeiflung rief sie nach Thomas, meinte ihn in ihrer Not und Herzensangst zu sich herreißen zu können. Er kam — zu spät. Er hatte zaudern können, war erst der Todesnachricht gefolgt. . . In ihrer Liebe als Mutter und als Weib zu gleicher Zeit tödlich verwundet, verfiel sie jener fühllosen Erstarrung, die Thomas vergeblich zu brechen versuchte. Als er dann, zurückgestoßen von ihrer unverföhnlichen Fremdheit, wieder fortgereift war, schien es Elsbeth, ihr Leben sei abgeschlossen, ihr Los besiegelt. Thomas hatte stets geirrt, wenn er argwöhnte, Agnes in ihrer Verbitterung über den Tod des Bräutigams übe einen ungünstigen Einfluß auf

Elsbeth aus. Dazu ruhte diese zu fest in sich. Was sie empfand, dachte und tat, floß ohne Umweg aus ihr selbst. Die oft heftige und ungerechte Schwester vermochte nichts über sie — auch nach dem Tod des Kleinen nicht, wo ihr Mitteilung und Aussprache hätte wohlthätig sein können. Niemand gab sie Zutritt zu ihrem Herzen: für sich allein zehrte sie an ihrem mütterlichen Schmerz, ihrer verkannten und enttäuschten Liebe, und nur an diesen. Monat um Monat verging — ihre Trauer legte sich nicht, wurde nicht sanfter: sie nährte ihren Schmerz mit einem übersteigerten Kult der Erinnerung an ihr Süßlein und an ihr kurzes Braut- und Eheglück. Sie tat nach wie vor dem Mannigfaltigen Genüge, das ihre Stellung als Pfarrfrau auch in der Abwesenheit des Mannes und gerade davon ihr verlangte. Sie spendete Rat, besuchte Kranke, half Nothleidenden — aber die gesunde Freudigkeit, die früher in ihren Augen sich spiegelt hatte, war nicht mehr am Werk. Was aus ihrem Herzen, sehnstüchtig nach Gegenliebe und Verstehen, nach außen treiben wollte, schnitt sie ab, drängte es nach innen. Jeden überflüssigen Umgang vermied sie. Raum daß sie mit dem ohnehin nicht gesprächigen Pfarrer Hausmann, wenn er von Amts wegen aus Wörlingen herüberkam, das Nötigste verhandelte. Als der Alte über den Verlust der einen Kirchen-

glocke jammerte, schien sie ihm kaum zuzuhören. Ihre Geige lag stumm, mit zersprungenen Saiten. Sie verkümmerte.

In lustloser Schwere wie die Weihnachtstage verbrachte sie die stille Woche; nur daß der Ernst der christlichen Leidenszeit sie noch mehr in das betäubend süße Erinnern sich versenken ließ. In der Osterzeit mahnte sie der aufgrünende Garten mit den „brennenden Büschen“, die laue, durchsonnte Luft, die vom Feld und aus dem Wald den Duft erster Blüten hauchte, nur an das Osterfest vor einem Jahr, das im Zeichen der Taufe des kleinen Bernhard gestanden hatte. Dem Gretle, dem in einem unbewachten Augenblick der Frühling urwüchsige Töne aus der Kehle lockte, verwies sie das Singen und hätte es am liebsten auch den Vögeln verboten, die vor den Fenstern in den Obstbaumzweigen und drüben im Friedhof so weltlustig schmetterten.

Dann traf sie, mitten in ihrer einförmigen, selbstverzehrenden Trauer Schnaiths Brief.

Die flüchtige Karte von Thomas zu Ostern hatte sie einen Augenblick stutzig gemacht: immer noch, unbewußt und ohne ihren Willen, nur aus alter Gewohnheit, erriet sie stets die Stimmung hinter seinen Zeilen, und die Karte in ihren abgerissenen Säcken, der sprunghaften Schrift sagte ihr von seiner Erregtheit. Gleich wieder hatte der Gedanke, daß er sie auch zum Fest nur oben-

hin absand, die Regung teilnehmender Aufmerksamkeit in ihr erstickt. Um so jäher rüttelte Schnaiths Nachricht sie auf. Thomas plötzlich aus dem Feld zurück — eine schwere Depression des Gemüts — sie sollte nicht schreiben, nicht kommen, — das erhellte blitzhaft ihren verdüsterten Sinn, schoß pfeilscharf bis in den Grund ihrer Seele! Er war krank, sehr krank — daran zweifelte sie nicht! Zusammengebrochen war sein Gemüt — sie wußte es, ohne daß es so da stand, hatte es von jeher gefürchtet, ihre Furcht nur vor ihm und endlich auch vor sich verhehlt: zusammengebrochen und gescheitert, doch und doch, an dem Entsetzlichen, das über seine Kraft war. Und sie erfuhr es von einem Unbekannten! Sie lebte dahin, so nur bei sich, fern von ihm auch im Innersten, daß er in tödlicher Krankheit hinsiechen konnte, ohne daß sie's ahnte! Wenn Schnaith beschönigte? Wenn er, um sie zu beruhigen, das Schlimmste nicht aussprach? Wenn Thomas in rettungslose Nacht des Geistes versank, versunken war? . . . Sie schrie auf — sie, die stille, leidversponnene — bei dieser grauenhaften Vorstellung. Ihre verscheuchte, in selbstischem Weh fast ersticte Liebe quoll übermächtig empor. Nicht nur ihre unnatürliche Schwermut zerstob davor — der geliebte Mann stand rein und liebenswert wie nie vor ihr, und ihr angstvolles Herz klagte nicht ihn, klagte sie an. Sie,

nur sie hatte es an Weichheit, an Verständnis und Nachgiebigkeit fehlen lassen! Nicht zu ihm, gegen ihn hatte sie gestanden, als er, doch nur dem vermeintlichen Befehl seines Gewissens gehorsam, hinausstrebte und sich im Feld nach Möglichkeit heimisch zu machen suchte! Er hatte als Mann gehandelt, und sie so ganz nur als Frau gefühlt und aus ihrem Gefühl verurteilt!

Mit der Liebe war in Elsbeth die alte, stillentschlossene Sattrast aufgewacht. Viel zu lang hatte sie in verkümmerner Empfindsamkeit geschwelgt, als daß sie jetzt nicht hätte Entschlüsse fassen und ausführen wollen. Mochte man ihr noch so deutlich von einem Besuch abraten: sie mußte zu ihm, ihn sehen und sprechen. Sie war die Nächste, ihn zu pflegen, und sollte er — mit Schauern dachte sie es — sie nicht einmal bei sich wünschen, nicht einmal mehr erkennen!

Von heute auf morgen, ohne sich anderswo als bei ihrer besorgten Liebe Rats zu erholen, reiste sie von Hohentriedlingen nach Zell am Berg . . .

Wilhelm Schnaith war nicht eigentlich erstaunt, als er die junge Frau vor sich sah. Freilich hatte er sie gebeten, nicht zu kommen. Aber es schien ihm nur natürlich, daß sie, durch die unvermutete Nachricht aufgeschreckt, nur der Sorge und Angst nachgegeben hatte und trotzdem hergeeilt war.

Sein Auftreten wirkte von vornherein beruhigend auf sie. Diese Augen sahen den Kern der Dinge, und hinter dieser heiteren Stirn wohnte keine Absicht, zu täuschen. Elisabeths Haltung stärkte sich an der seinigen. Er berichtete ihr ohne Umschweife, schonend, aber offen, was er über die Vorgänge, die Lamparters Zusammenbruch vorausgegangen waren, in Erfahrung gebracht hatte.

„Diejenigen natürlich,“ schloß er mit verstehendem Ernst, „denen sein Tun und Denken nicht in die Rechnung paßt, verschieben willig Ursache und Wirkung, wollen in dem mutigen Bekenntnis Ihres Mannes schon die Schatten der Krankheit sehen. Davon ist, wie ich ihn beurteile, keine Rede. Seine feine, ehrliche Seele hat sich, gewiß nach heißen Kämpfen, aufgebäumt gegen das Grausen dieses Kriegs, hat zwischen Haß und Totschlag auf der einen, dem Evangelium Jesu Christi auf der anderen Seite leidenschaftlich gewählt und ist nach dem Sieg erlegen!“

Elisabeth hörte ihn mit ergriffenem Schweigen. Wort um Wort bestätigte ihr Schnaith, was sie immer ahnungsvoll befürchtet hatte. Thomas hatte sich durchgefunden zu sich selbst — aber um welchen Preis? Um sich in der Verwirrung des Geistes, der Verfinsterung des Gemüts zu verlieren — vielleicht für immer. „Und —

Jetzt?“ murmelte sie in herzklopfendem Bangen, kaum die Frage wagend.

„Jetzt?“ nahm Schnaith die Frage lebhaft auf. „Ich verspreche Ihnen nichts, was zu erfüllen außer Menschenwillen liegt. Sein Kopf denkt logisch, seine Sinne sind normal. Aber sein Wille ist ohne Antrieb, stumpf, verdunkelt. Mein Vater hofft — das ist die beste Gewähr für uns, daß wir auch hoffen dürfen! Was für ihn geschehen kann, geschieht,“ setzte er einfach noch hinzu.

„Führen Sie mich, bitte, zu ihm!“ sagte Elsbeth nach einer Pause beklommen, aber fest.

„Das, meine liebe Frau Pfarrer,“ erwiderte Schnaith freundlich, aber bestimmt, „muß ich Ihnen leider abschlagen. Was ich schon im Brief angedeutet habe, muß ich wiederholen: er darf fürs erste keiner Gemütsbewegung ausgesetzt werden. Der Schaden könnte nicht wieder gut zu machen sein. Vertrauen Sie da mir — und meinem Vater!“

„Nicht einmal — sehen soll ich ihn dürfen?“ preßte Elsbeth hervor, und nun drängten sich doch Tränen in ihre bis dahin so tapferen Augen.

„Sehen sollen Sie ihn — aber nur sehen!“ Schnaith winkte ihr. Sie traten aus dem Wohnzimmer im ersten Stock, in dem er Elsbeth empfangen hatte, auf eine seitwärts ans Haus angebaute Terrasse, die von frischgrünem wildem

Reblaub um- und überwachsen war. Schnaith wies in den Garten, nach dem die Terrasse sich öffnete.

Am Ende eines von Spalierobstbäumen gebildeten Ganges, auf einer Bank saß Lamparter. Elsbeth hatte Mühe, ihn zu erkennen: nicht die ungewohnten Kleider — Schnaith hatte ihm anstatt der Felduniform aus seinem Vorrat abgegeben, was er entbehren konnte, und ein breitrandiger Strohhut beschattete das Antlitz — die Haltung, vornübergebeugt und schlaff, der leere Ausdruck, mit dem das blasse Gesicht einer leeren Weite entgegenstarrte, entstellten Thomas fast bis zur Unkenntlichkeit. Es wäre nicht nötig gewesen, daß sie sich im Hintergrund der Terrasse hielten — es war keine Gefahr, daß er auf die Späher achtete. Wortlos ergab sich Elsbeth darein, ihn nur gerade aus der Ferne wehmütig begrüßt zu haben.

Schweren Herzens fuhr sie noch am gleichen Tag wieder zurück nach Hohenriedlingen. Nichts nahm sie mit als die einfache Versicherung: „Was für ihn geschehen kann, geschieht!“ Und sie sollte nichts dazu tun für Wochen, für Monate, vielleicht für immer . . .

Es war ein gleichmäßiges, von der Außenwelt dicht abgeschlossenes Leben, das Lamparter in der „Schnaithschen Anstalt“ führte. Das Haus war so geräumig, der Garten so weit-

läufig, daß die wenigen Kranken sich kaum begegneten, meist nicht einmal um ihr Dasein wußten. Sie waren alle wie Familienangehörige gehalten, aber Thomas wurde noch besonders nahe herangezogen: er teilte die Mahlzeiten mit den beiden Schnaiths und den nächsten, altbewährten Helfern im Haus; der alte Herr ließ mit Vorliebe, wenn seine Zeit es erlaubte, seinen Fahrstuhl zu ihm in den Garten schieben oder rief ihn zu sich auf die Terrasse beim Wohnzimmer, wo er gern weilte; Wilhelm Schnaith, auf dem in und außer dem Haus eine große Arbeitslast ruhte, verbrachte jede freie Stunde bei dem kranken Kollegen oder ließ ihn doch wissen, wo er zu finden war. Von Frömmerei oder auch nur von betonter Christlichkeit war in der Anstalt nichts zu spüren. Der alte Pfarrer hielt eine kurze Morgen- und Abendandacht, an der teilzunehmen jedem freistand; den Sonntagsgottesdienst hielt der jüngere Schnaith — aber es wurde mit Bedacht vermieden, Thomas auf die häuslichen Veranstaltungen besonders hinzuweisen. Über Politik, über den Krieg, über alles, was jenseits der Mauern der Anstalt lag, wurde kaum und dann nur mit vieler Zurückhaltung gesprochen; religiöse Gegenstände wurden, wohl nach stillschweigendem Übereinkommen, in Lamparters Gegenwart überhaupt nicht berührt. Viel Ruhe,

viel Liebe blieb der Leitspruch, nach dem mit ihm verfahren wurde. Nichts sollte von außen an ihn herangebracht werden, solange er nicht danach verlangte: von sich aus sollte er wieder hineinwachsen ins Leben.

Monat um Monat verging. Aus einem milden Frühling wurde der sengende Sommer. Auf der felsigen Kuppe des Zeller Bergs brannte die Sonne, und über der Ebene mit ihren Kornbreiten und ihren aus Obstwäldern vorlugenden Turmspitzen brütete sie. Röstlich war's, sich im Schatten des Gartens zu bergen. Am liebsten verkroch sich Thomas hoch hinauf am Berg in eine entlegene Laube, oder er streckte sich unter die Obstbäume ins Gras. Auch eine Bank liebte er — eine Schranne eigentlich nur, an die rote Sandsteinmauer gelehnt, über der die Weinberge anstiegen. Von dort ging der Blick frei über die Ebene hin, bis wo sie vom Gebirge im Süden und Westen als von einem sanften, waldgetrönten, von weißen Dörfern überspielten Wall eingefangen wurde. Was Thomas sah, wenn seine Augen an einem fernen Punkt auf den Höhen zu haften schienen oder, halb geschlossen, ganz in sich selber sich lehrten, war nicht zu erraten, und er hätte es auch nicht zu sagen gewußt. Er sprach überhaupt kaum. Wurde er um etwas gefragt, so ging oft ein schmerzhaftes Zucken und Suchen über seine Stirn,

und er antwortete leis und hastig, als scheute er sich vor dem Schall der eigenen Stimme.

Dem sonnenkräftigen Sommer folgte ein langer, guter Herbst.

Die Obsternte hatte begonnen. Der alte Schnaitz ließ es sich nicht nehmen: wenigstens in dem tiefer gelegenen Teil des Gartens wollte er dabei sein, wenn die Früchte von den Bäumen gepflückt wurden und in den Körben sich häuften. Auf seinen Wunsch schob ihm Lamparter den Fahrstuhl mitten unter die tiefhängenden Zweige und setzte sich daneben ins Gras. Beide sahen sie zu, wie die Leute — der Gärtner, ein Knecht und eine Magd des Hauses samt zwei Buben aus dem Ort — sich munter tummelten im Geäst und drunter, mit Brechen und Schütteln, Sammeln und Schichten.

Der alte Herr griff über sich: ein Ast mit gelbgoldenen Birnen hing über seinem Stuhl, und er hoffte die nächsten erreichen, pflücken zu können. Nur die Spitze eines Zweigs ertastete er; vergeblich suchte er den lahmen Körper zu steifen, sich höher zu reden — er sank zurück. „Es soll nicht sein!“ sagte er außer Atem, mit einem Lächeln, halb Wehmut halb Beschämung, über seinen jugendlichen Eifer. „’s ist doch schön, jung zu sein, gelt, lieber Herr Lamparter?“ wandte er sich zu Thomas, der das vergebliche Mühen des Greises regungslos beobachtet hatte. „Noch im

vorigen Jahr hab' ich selber mich auf die Leiter gestellt und mir dabei eingebildet, ich wär' noch ein Bub in meines Vaters Garten! Könnt' ich bloß, ich tät's wieder!" Wie zur Bekräftigung hob er den Arm noch einmal sehnsüchtig nach dem allzufernen Aft.

Lamparter hatte ihm mit Aufmerksamkeit zugehört. Ein gespanntes, ungewöhnliches Aufmerken war auch in der Art, wie sein Blick zwischen dem Arm des alten Mannes und dem fruchtschweren Zweig hin und her glitt. Eine plötzliche Röte überfloß die sommerbraunen Wangen. Er stand auf, streifte Birnen, soviel er fassen konnte, vom Gezweig und legte sie dem alten Schnaitz in den Schoß. Dann ging er, ohne den Dank abzuwarten, mit an die Arbeit, wo man ihn grade brauchen konnte, und der Greis nickte und lächelte befriedigt. „Da hätt' ich mich also doch nicht ganz umsonst angestrengt!“ murmelte er verschmigt vor sich hin...

Es blieb nicht bei einer einmaligen Laune. Thomas ging jetzt öfter dem Gärtner an die Hand und ließ sich bald eine regelmäßige Tagesarbeit anweisen. Und wie er früher manchmal über stumpfem Sinnen und Stieren sogar die Essensglocke überhört hatte, wenn sie durch die warme Mittagsstille oder den lichten Sommerabend ging, so geschah's ihm nun mehr als einmal über dem Unkrautjäten, dem Fallobstsuchen

und Wegerechnen. Der jüngere Schnaitth suchte ihn dann und brachte ihn mit fröhlichem Schelten ins Haus. An einem der letzten Septembertage fand er ihn trotz alles Spähens und Rufens nicht. Endlich entdeckte er ihn droben, unter der ersten Weinbergsmauer. Lamparter sah nicht auf der Bank, sondern stand, die Hand über die Augen dachend, davor und sah angespannt hinüber nach dem in sanfter Abendsonne lagernden Gebirge.

„Holla! Wo bleiben Sie denn?“ rief ihn Schnaitth an. „Was machen Sie denn da für Studien?“

Thomas ließ ihn herankommen. „Mir ist eingefallen,“ erklärte er dann in ungewöhnlicher Erregung, „man müßte doch schier gar bis auf meine Hochebene hinübersehen können! Aber noch find' ich mich nicht ganz zurecht!“

„Nichts leichter als das!“ Schnaitth zeigte ihm das in die Berge einschneidende Waldtal hinter der Oberamtsstadt, die selber hinter einem Hügelrücken verborgen blieb. „Wenn Sie da in der Schlucht hinaufsteigen, wie ich jetzt mit dem Finger, sind Sie auf dem Weg nach Hohenriedlingen, den Sie eigentlich recht gut kennen müßten!“ Er sah ihn schelmisch prüfend an.

Thomas hatte wieder die Hand über den Augen, sah lang hinüber. Endlich lehrte er sich ab, warf einen halb argwöhnischen, halb er-

schrodenen Blick auf Schnaitz. „Sagen Sie mir's ganz offen —“ fing er zögernd an, und stockte wieder.

„Und?“ forschte Schnaitz. „Haben Sie je was Halb-Offenes von mir gehört?“

„Ich muß wohl recht krank gewesen sein?“ kam es gedämpft von Lamparters Lippen.

„Wenn Sie mich erst fragen, lieber Lamparter: Sie waren's! Aber hören Sie wohl —“ Schnaitz nahm ihn bei den Schultern — „Sie sind's gewesen!“ Er zog Lamparters Arm freundschaftlich in den seinigen.

Ohne noch eine weitere Frage zu tun, stieg Thomas mit ihm durch den Garten hinunter.

Er war diesen Abend und die folgenden Tage nicht viel anders als sonst. Nur mitunter stellte er eine Frage, schwer und doch dringend, die verriet, daß eine Wandlung in ihm vorging und er Dinge durchdachte, ordnete, zurechtstülte, die, neu und doch alt, ihm zu schaffen machten . . .

Um Lamparters wachere Teilnahme gleichmäßig nach außen wie nach innen zu lenken, nahm ihn Schnaitz nun auch auf manchen Gängen außerhalb der Anstalt mit. Er zeigte ihm das Bad mit seinen netten, bescheidenen Anlagen, wo trotz der vorrückenden Jahreszeit noch ein paar zähe Gäste ihre Kur machten. Auch dem einen oder anderen der Zeller Honoratioren stellte er ihn vor und ermunterte ihn, sich auf eigene

Faust in der Gegend umzusehen. Willig ging Thomas darauf ein und überwand allmählich die Scheu vor dem „Draußen“, die ihm anhaftete.

Ein so kleines Draußen das Bädlein Zell am Berg war — so aus der Welt lag es nicht, daß das größere Draußen, zumal in so bewegter Zeit, nicht mitunter seine Wellen auch hereingeschlagen hätte. An einem Nachmittag im Oktober schlenderte Thomas durch die Kuranlagen. Vor dem Quellenhaus, einem zopfigen Pavillon, stand ein hierorts recht beträchtliches Häuflein Menschen beisammen und drängte sich um einen Anschlag — lesend, gestikulierend, seine Meinungen austauschend: Badegäste, Standespersonen, Bauersleute, wie sie sich trafen. Auch Thomas faßte sich ein Herz, trat näher. Es war eine amtliche Nachricht, die die Gemüter bewegte. Schwarz auf weiß stand zu lesen: die deutsche Regierung hatte um den Waffenstillstand gebeten.

Waffenstillstand! Die übrigen, die es ablasen, mochte es noch so beschäftigen, — so wundersam ergriff und überwältigte es keinen wie Lamparter. Der Krieg — dieser furchtbare, weltdurchdröhnende, blutrünstige Krieg, der weit jenseits der ihn umhiegenden Mauern gelegen hatte und kaum erst als ein farbloser Begriff wieder in seinem Denken umging, — schlaghaft wurde er

vor Thomas lebendig und gegenwärtig, wie er um ihn gewesen war ein Jahr lang; wie er all seine Gedanken beherrscht, sein Herz erhoben und niedergeworfen hatte!... Langsam, im Tiefsten aufgewühlt, wandte sich Lamparter von dem Anschlag weg und aus dem Kreis der Umherstehenden, trat den Heimweg an. Die Erlebnisse, die Menschen im Feld, die Gleichgültigen und die, die er geliebt und verloren hatte: Niethammer, Laiblin, sein Kampf auf Leben und Tod hindurch zum Sekreuzigten und bis in die Finsternis des Zusammenbrechens — alles und jedes stürzte gegen ihn an.

Hochatmend mußte er stillstehen.

Er legte die Hand vor die brennenden Augen. Vor der Wucht und Zahl der Gesichte meinte er erliegen zu müssen. Aber gegen den Schwindel, der ihn erfaßte, als glitte er unaufhaltsam zurück in die Nacht und Stumpfheit, spürte er eine junge Kraft des Widerstandes, der klaren Besinnung sich regen. Vorbei und gewesen war das Schreckhafte, Eöbliche — ein Spuß, der keine Macht mehr über ihn haben durfte! Waffenstillstand — hieß das nicht, daß auch die Welt da draußen, des Mordens und Hassens satt, mit oder gegen ihren Willen dem Frieden zugenas? Der Friede, nach dem er sich sehnte, höher als jeder irdische und dauernder, war da. Nur begreifen und festhalten mußte er ihn in sich selber. Flüsterte es

nicht schon ganz nah, vertraut, wie die untrügliche, süße Johannesstimme von einst: „Solches habe ich mit Euch geredet, daß Ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt Ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ . . .

Im Schnaithschen Haus angekommen, suchte Thomas in einer merkwürdig angeregten, des Aussprechens bedürftigen Stimmung den jüngeren Schnaitth. Er fand ihn allein in der Kanzlei, wo der alte Herr sie beide vor bald einem halben Jahr empfangen hatte.

„Wissen Sie schon, daß der Waffenstillstand vor der Tür steht?“ fragte er schon im Eintreten den ihm helläugig Entgegensichenden. „Drüben am Quellenhaus ist's angeschlagen, daß wir unstre Feinde drum bitten!“

„So weit also ist's?“ erwiderte Schnaitth, über die unerwartete Runde und Lamparters Lebhaftigkeit in gleicher Weise verwundert. „Das heißt, daß wir den Krieg verloren haben,“ setzte er mit tiefem Ernst hinzu.

„Verloren?“ entfuhr es Thomas. „Das wär' möglich?“ Nun erst kam ihm nach der menschlichen die politische Bedeutung seiner Neuigkeit ins Bewußtsein. „Verloren — nach so ungeheuren Anstrengungen, nach so unermeßlichen Opfern? . . . Wie ist denn das zugegangen? Ich bin ja längst nicht mehr auf dem laufenden —

„seit her!“ Eine hilflose, entschuldigende und fast schamhafte Gebärde begleitete dies „seit her“, mit dem er zum ersten Mal an das schwere Erlebnis rührte, das seine Feldzeit zum Abschluß gebracht hatte.

„Das Wie und Warum aufzuklären, lieber Freund, müssen wir den Kriegsherrn und Staatsleuten anheimgeben,“ meinte Schnaith, der mit Bedacht nicht beim einzelnen stehen bleiben mochte. „Wir christlichen Pfarrer müssen uns mit der Niederlage abfinden, wie wir's mit dem Krieg taten: tragen und tragen helfen!“

Thomas schwieg eine Weile. Es war seinem gesenkten Gesicht anzusehen, daß eine Frage in ihm arbeitete, die in Worte zu kleiden ihm ebenso sauer wurde, wie von ihr loszukommen. „Lieber Schnaith —“ er richtete sich auf, zwang sich mit einer Anstrengung, die in seinen Zügen und der Stimme nachzitterte. „Sie haben so unendlich viel für mich getan. Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig —“

„Wo will denn das hinaus?“ unterbrach ihn Schnaith abwehrend. „Wenn Sie etwa —“

„Ich möchte Sie so gut kennen, wie ich Sie lieb habe!“ stieß Thomas hervor. „So gut, wie Sie mich kennen!... Denken Sie nicht, ich könnte noch nicht drüber reden! Heut kann und muß und will ich's!... Sie waren draußen als Feldgeistlicher wie ich. Sie sprechen vom

Abfinden mit dem Krieg . . . Ist's unbescheiden, wenn ich frage: Wie haben Sie's fertig gebracht? wie haben Sie's ausgehalten?"

Schnaitz war aufgestanden.

Er machte einige Schritte im Zimmer, stand vor Lamparter still und richtete die klaren blauen Augen auf ihn. „Das ist kein Geheimnis, das Sie nicht hören dürften. Sie dürfen's aber auch nicht als Überhebung nehmen! . . . Was Sie erst im bittersten, den Leib und die Seele blutig schlagenden Streit sich erkämpfen mußten, hat mir mein Erlöser gesagt, eh' ich ins Feld gegangen bin: der Welt Sünde, die er getragen hat, die Erbsünde ist Gestalt geworden in diesem Krieg wie nie. Was für uns Pfarrer zu tun übrig war, war bloß: die Leidenden zu trösten, die Sterbenden zu erquiden . . .“

„Das war viel,“ murmelte Lamparter. „O, ich verstehe Sie! Viel, und war doch den meisten zu wenig!“

„Weil sie erst Patrioten waren, und dann erst Diener Christi . . . 's gibt Leute, denen die Vaterlandsliebe ihre ganze Religion ist. Unser Christentum ist aber nicht die Religion der Vaterlands-
liebe, sondern der bedingungslosen, ewigen Menschen- und Gottesliebe. Und das ist mehr — nach meinem Verstehen wenigstens, und, ich weiß, auch nach Ihrem!“ Schnaitz's Angesicht war wie durchleuchtet von seliger Gewiß-

heit, und Thomas sah jetzt durch die unbeirrbar klare Klarheit des Mannes bis auf den Grund dieser starken, nur in Gott ruhenden Seele. „Richten wir keinen deshalb, weil er's anders verstanden hat,“ fuhr Schnaith versöhnend fort. „Und Ehre über Ehre den Tausenden, die für ihre Brüder das Leben gelassen haben! Die für ein Ideal sterben, sind alle Kinder Gottes!“ Er ergriff Thomas' Hand.

Thomas nahm sie in seine beiden, hielt sie stumm und lang. „Ich danke Ihnen!“ entrang es sich dann seiner Brust mit einem Seufzer der Befreiung. Ihm war zumut, als hätte Schnaith ihn losgesprochen von den Schatten der Vergangenheit, ihm die zage Seele im Rechten bekräftigt und gesegnet.

„Ja, ja,“ sagte Schnaith, in leichterem, fast fröhlichem Ton. „Sie haben einen guten Kampf gelämpft . . . Zuerst, wie man mir erzählt hat von Ihrem lauten Zusammenstoß mit dem General, hab' ich schon gefürchtet, es möcht' ein Streit vor der Öffentlichkeit draus werden. Dafür wären Sie mir zu schad gewesen, Lamparter! Ihre Krankheit hat Sie davor bewahrt . . . Oder tut's Ihnen leid, wenn nun die Herren im Feld, und auch andere vielleicht, Ihr Karfreitagsbekenntnis schon für Krankheit nehmen?“ Er lächelte schalkhaft. „Wollen Sie's nachholen und auch noch mit der Kirchenbehörde anbinden?“

„Nie und nimmermehr,“ entgegnete Thomas leise. „Ich hab' nur für mich allein gestritten.“

„'s wär auch wohl zu spät,“ schloß Schnaith nachdenklich. „Wenn's kommt, wie es den Anschein hat, werden viele mit Schmerzen umlernen, und das Fähnlein, das wir halten, wird nicht ohne Heerbann sein!“ — —

Ohne Mühe hätte Schnaith dies erste gründliche Gespräch auf Lamparters Heim und auf Frau Elisabeth hinüberleiten können; aber daß es sich so frei und hoch über dem Abgrund hatte bewegen können, den Thomas durchwandert hatte, war ihm genug. Auch diese persönlichste Frage sollte zuerst aus dem Genesenden selber empor tauchen, und Schnaith zweifelte nicht daran, daß sie schon in Lamparter schaffte.

Die nächsten Tage bereits sollten seiner Geduld Recht geben.

Die Nächte wurden kühl, die Tage rauher. Im Garten waren die letzten späten Äpfel gebrochen. Das Laub verfärbte sich. Immer mehr vergilbte Blätter streute der Herbst auf die Wege und hatte Lamparter beiseite zu rechnen. Auch die Weinhänge am Berg gaben ihre Trauben her. Wenn über Mittag die Sonne die Wolken auseinanderwarf, ließ der alte Schnaith sich nach dem Essen vom Wohnzimmer hinaus auf die Terrasse fahren. Heute wie gestern

und vorgestern geschah es so, und Thomas setzte sich in die Nähe auf einen der eisernen Stühle.

Das dicke Gespinnst von wildem Wein glühte rot, aber es hatte sich gelichtet, und zwischen den Blättern rieselte die Sonne durch, mit wohltuender Wärme. Die Augen des alten Herrn gingen hell, wie trinkend, über seinen herbstbunten Garten hin, am Berg hinauf und in die Weite der Ebene, rechtshin, bis zum blau-duftigen Gebirge; die Lamparters schlossen sich, und er überließ sich wohligh dem milden Sonnenstreicheln.

„Sehen Sie nur da draußen die Wolke!“ rief der alte Schnaitz, die Stille unterbrechend, lebendig zu Thomas hinüber. Er deutete hinaus: über der Ebene, die Scheitel der Berge fast berührend, schwebte schneeweiß und zudig eine mächtige Wolke, deren Ränder brannten wie goldenes Feuer. „So denk' ich mir immer“, fuhr der Greis fort, „die Wolke, in der die Herrlichkeit des Herrn dem Volk Israel erschienen ist, oder noch lieber den Wagen, mit dem der Prophet Elias in den Himmel fuhr. O, wer da einmal so mitfahren dürfte!“ Er lächelte und setzte, den Wunsch begrenzend, hinzu: „Soweit kann's unsereins nicht bringen!“

Thomas hatte die Augen aufgeschlagen, war der deutenden Hand gefolgt. Und während er das brennende Wollengebilde anschaute, dem

adnungslos-beziehungsvollen Plaudern des alten Mannes lauschte, durchzuckte ihn die Erinnerung: so hatte einst gegen Abend jene feurige Wolke vor ihm gestanden, aus der er den letzten Mut für seine Fahrt in die Welt, seine Kriegsfahrt, sich herunterholte. Das Angesicht des Herrn hatte er in der Wolke zu sehen vermeint, blutigrot wie die Zeit; sie rief ihn, und er folgte ihr und zog hinaus nach dem Willen der Wolke. Und nun war sie wieder vor ihm, aber nicht in der Röthe des Brandes, sondern in lauterem, seligem, friedlichem Glanz. Und sie senkte sich zum Gebirge, hin zur Hochebene, zu seiner Heimat. Wollte er nicht von neuem zum Gleichnis sie nehmen, ihr folgen, wie das Volk Gottes in der Wüste? Sie rief ihn heim. . . Die Sehnsucht stieg und stieg in seiner Brust, während er ins Leuchten der Wolke schaute und träumte.

Der jüngere Schnaith war aus dem Wohnzimmer gekommen.

Er trat hinter Lamparters Stuhl, sah hinaus, und auch sein Blick haftete an der Wolke. Er hatte noch eben eine Kranke des Hauses aufgesucht, über die, aller Menschenhilfe zum Trotz, die Dämmerung des Todes sich breitete, und die Wolke sprach zu ihm in ihrer Weise.

Thomas bemerkte Schnaiths Nähe. „Hat meine Frau —“ murmelte er und mußte noch einmal ansetzen, „hat denn meine Frau die ganze

Zeit her nicht an mich gedacht? Nie — geschrieben — an Sie? . . . Sagten Sie mir nicht — 's muß recht lang her sein! — Sie hätten ihr mein Kranksein zu wissen getan?“

„Ihre Frau?“ erwiderte Schnaith. „Aber freilich schreibt sie mir und ich ihr. Ihnen hat sie bloß auf mein ausdrückliches Bitten nicht geschrieben. Sie war auch hier —“

„Hier? Hier — in Zell? Im Haus?“ stammelte Thomas.

„Gleich nach unserer Rückkehr vom Feld,“ bestätigte Schnaith. „Sehen und sprechen hat sie damals Sie nicht dürfen — so hart ihr's ankam!“ Er forschte lächelnd in Lamparters Miene. „Möchten Sie sie jetzt bald wiedersehen?“ fragte er mit einem Nicken, das einer Einladung gleichkam.

Thomas schwieg. Seine Augen senkten, seine Lippen schlossen und öffneten sich. Eine verzagte Angstlichkeit überschattete seine Züge. „Noch nicht,“ flüsterte er fast unhörbar.

Und Schnaith schwieg auch und wartete . . .

Bald war es auch mit dem Draußensitzen nach dem Mittagessen vollends vorbei. Kalte Stürme machten sich auf, rissen den Bäumen im Garten das letzte rostbraune Blatt aus den Wipfeln, hüllten Ebene und Gebirg in Gewölk und Regen. Oft und lange — besonders an den Abenden, wenn der alte Herr zur Ruhe ge-

gangen war und das Tagwerk zu Ende — sprachen Schnaith und Lamparter miteinander. Viel war von Dingen des Glaubens die Rede, und Wilhelm Schnaiths frohe und starke Klarheit half, wo es nottat, Thomas die Fragen, die ihm geblieben, die Zweifel, die ihn noch bedrängten, aufhellen und forträumen. In der alten Reinheit, nur schöner noch und reicher, sah Thomas das Bild von Christus vor sich, sah das Ziel, ihn nicht nur zu lehren, sondern als Christus in sich zu gestalten und mit dem Gott der Liebe in kindlichem Frieden eins zu werden.

Auch die Fragen der Zeit, laut und lärmend genug, fanden ihren Weg ins Schnaithsche Haus. Deutschland lag am Boden. Die alten Formen sanken zusammen; Aufruhr und Umsturz legte durch Stadt und Land. Davon konnten auch die Stillsten im Land nicht unberührt bleiben, und der alte Jonathan Schnaith horchte mit hinaus ins Wetter, sah weiter noch und tiefer mit seinen Seheraugen als die Jungen.

„Unsre arme Kirche!“ klagte Lamparter bewegt. „Was mag aus der werden?“

„Freier und lauterer wird sie wiedergeboren!“ Der alte Schnaith richtete sich auf in seinem Stuhl, ein Patriarch, furchtlos und in demütiger Hoheit: „Was sind Reiche und Völker? Ein Werden und Welken, neue Namen für Altes, Immergleiches. Schwankendes Schattenspiel an der

Wand . . . Ewig aber, gestern wie heut, morgen wie gestern, in jedem, der nur will, ist die Stadt Gottes und wird fein lustig bleiben mit ihren Brünnelein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind!“ — —

„Noch nicht,“ hatte Lamparter in bangem Zagen gemeint, als Schnaith ihn zuerst fragte, ob er seine Frau bald wiedersehen möchte. Schneeflocken wirbelten durch den Regen. Weiß und licht lag droben im ersten Schnee das Gebirge . . . Da wartete Schnaith nicht länger.

Eines Vormittags kam er zu Thomas in die Stube, legte dem Lesenden die Hand auf die Schulter und sagte: „Drüben im Wohnzimmer, Lamparter, ist Ihre Frau!“

Thomas sprang auf.

Die Kniee wollten ihm wanken. Schnaith führte ihn bis an die Tür.

Er trat ein . . .

Ein Schrei, jubelnd und weh in einem, empfing ihn. Zwei Arme schlossen sich um ihn, und ein Gesicht mit Augen, leuchtend in Liebe, glitt von seiner Brust zu seinen Händen. „Vergib mir! O du — vergib mir!“

„Ich dir? Ich — dir?“ Stammelnd hob er ihren Kopf empor gegen sich. Dann erhaschte er ihre Hände, neigte sich tief, andächtig darüber, küßte sie: „Du mir! Nur du mir!“

Und es war, als ob die feurige Wolke, in der

das Angesicht des Herrn war, die Stube erfüllte mit ihrem Glanz und sie wohnten in ihr . . .

Wenige Tage noch blieben Thomas und Elisabeth Lamparter als Gäste im Schnaithschen Haus. Dann, an einem klaren Wintermorgen, traten sie die Heimreise an.

Von der Oberamtsstadt fuhren sie durch die Waldschlucht hinauf zur tiefverschneiten Hochebene. Leis, Hand geschmiegt in Hand, das reise, unverlierbare Glück in den Augen und im Herzen, hielten sie ihren Einzug in das stille, in Schnee gebettete Hohenriedlingen, in ihr Pfarrhaus . . .

Noch zwei Wochen gönnte Thomas sich zum Eingewöhnen, zu ruhiger Erholung. Der alte Hausmann aus Wörlingen, der so lang ausgeholfen hatte, versah auch solange noch gern den Gottesdienst, während Lamparter im Dorf sich einrichtete und umsah. Manchen fand er nicht mehr. Balthasar Plieninger, der Schullehrer, war seinem Frikle im Herbst nachgestorben, und auch den Luisehofbauer, den Ortlieb, hatte ein sanfter Tod des umbüfterten Lebens entbürdet. Aber viele gaben ihrem heimgekehrten Pfarrer ein herzhaftes Wort oder doch einen guten Blick zum Willkomm . . .

Und am Weihnachtsabend stand er, wie vor zwei Jahren, vor dem Altar im überfüllten Gotteshaus, und die Tannenbäume im Glanz

spärlicher Herzen waren neben ihm. Die Orgel auf der baufälligen Empore hub zu jauchzen an, und die Stimmen, die alten zittrigen und die jungen hellen, taten's ihr nach: „Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr englischen Chöre!“ Ein anderer und doch ganz derselbe, der er gewesen, las er die frohe Kunde mit bewegter Stimme: „Fürchtet Euch nicht; siehe, ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren ist — denn Euch ist heute der Heiland geboren.“ Mehr wußte er als einst, fühlte Tieferes, Unausprechliches: den leidenden, dornengekrönten Christus über der blutgetränkten Welt hatte er am Kreuz geschaut, umklammert, in sich selbst und im Weh der Menschheit begriffen. Und nur um so siegesgewisser, um so jubelnder rief er die erlösende, die unvergängliche Botschaft der Liebe jedem und jedem ins Herz: „Freuet euch — denn euch ist heute der Heiland geboren!“



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Im Cotta'schen Verlage erschienen von
Heinrich Villenfein

Romane und Novellen

Modernus Gebunden

Die Tragikomödie seines Lebens — aus
Bruchstücken ein Bruchstück M. 7.—

Ideale des Teufels

Eine boshafte Kulturfahrt. 2. Aufl. M. 6.—

Von den Frauen und einer Frau

Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl. M. 5.50

Die große Stille

Roman. 9.—11. Auflage M. 9.—

Der versunkene Stern

Roman. 4. und 5. Auflage M. 9.50

Ein Spiel im Wind

Roman. 4. und 5. Auflage M. 8.50

Die feurige Wolke

Roman. 6.—10. Auflage M. 10.—

Bühnenwerke

Menschenämmerung Geheftet

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen M. 2.—

Berg des Argernisses

Eine Tragödie in fünf Aufzügen M. 2.—

Maria Friedhammer

Ein Drama in drei Aufzügen M. 2.—

Kreuzigung

Ein Drama in drei Aufzügen M. —.80

